Der deutsche Heiland

(Neuauflage des „Anticlericus“)

Von

Friedrich Andersen,

Hauptpastor an St. Johannis in Flensburg



Deutscher Volksverlag, Dr. Ernst Boepple,
München 1921

Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising.

Meiner treuen Mitkämpferin.

Vorwort.

Seit dem ersten Erscheinen meines „Anticlericus“ sind ungefähr vierzehn Jahre verstrichen. Das Buch hat ohne Zutun des Verlages, geschweige von meiner Seite, sauerteigartig gewirkt und sich, wenn auch langsam, so doch schließlich zu einem gewissen Erfolge die Bahn gebrochen. Heute sind es große Volksteile, die den in ihm vertretenen Gedanken zugänglich sind.

Die inzwischen ungeheuer gestiegenen Druckkosten erforderten für die Neuauflage eine bedeutende Verkürzung des Inhalts. Daraus erwuchs die Notwendigkeit, ein ganz neues Buch zu verfassen, welches jedoch die Linie des „Anticlericus“ im wesentlichen genau innehält. Unter diesen Umständen empfahl es sich aber auch, den Titel des Buches zu ändern. Er erschwerte ohnehin den Eingang in katholische Leserkreise, deren Mitwirkung zur Gewinnung eines wahrhaft deutschen Christentums höchst erwünscht ist. So habe denn auch ich jetzt versucht, zu unseren katholischen Glaubensgenossen eine Brücke zu schlagen, ohne freilich der urchristlichen Wahrheit etwas vergeben zu wollen.

Die nicht zu umgehenden Zitate sind diesmal nicht in Fußnoten, sondern im Text selber untergebracht. Ich hoffe, daß die Neuauflage dadurch leichter lesbar geworden ist, ohne daß ihre Wissenschaftlichkeit, nach der ich wenigstens gestrebt habe, beeinträchtigt worden ist.

Den Vorwurf des „Antisemitismus“ weise ich noch heute von mir ab in dem Sinne, daß ich in dieser Bezeichnung nur den Versuch des Judentums erkenne, von sich selber abzulenken. Gegen die doch ebenfalls semitischen Araber und ähnliche Volksstämme ist meines Wissens noch niemals besondere Beschwerde erhoben worden. In Jerusalem kam es Ostern 1920 zwischen Juden und Arabern zu einem blutigen Krawall. Wer waren nun in diesem Falle die „Antisemiten“? — Daraus sieht man, wie sinnlos jene Bezeichnung ist.

Dagegen weiß ich mich innig mit allen denen verbunden, welche mit H. v. Treitschke erkannt haben: „Die Juden sind unser Unglück.“ Die Beweise hierfür haben sich allmählich derartig gehäuft,

daß an diesen Tatsachen nur vorübergehen kann, wer eben seine Augen verschließen will.

Eine besondere Freude habe ich in den verflossenen Jahren gehabt, so oft suchende und wahrhaft fromme Leute es durch Briefe an mich bewiesen, daß sie den letzten Zweck meines Buches verstanden hatten. Als Beispiel davon gebe ich ein paar Sätze wieder aus einem Schreiben, dessen Absender in der Nähe von Lindau am Bodensee sich befand. „Mit einer seltenen Ergriffenheit habe ich manche Stellen des letzten Abschnittes Ihres ‚Anticlericus‘ gelesen, wo Sie mit herzinniger Frömmigkeit und Jesusliebe von Ihm als dem alleinigen Grund und Inhalt des Christentums so schön schreiben, gleichwie in einem Andachtsbuch. Da wurde nach der vernichtenden Kritik des Alten Testamentes das wehmutsvolle Herz an Jesus wieder aufgerichtet, froh und stark.“ — Ich möchte grade dies Wort denen zurufen, die vielleicht über die Schärfe meiner Behauptungen auch jetzt wieder erschrecken könnten. Die Wahrheit fängt einmal mit W(eh) an, und wir müssen, wie der Prinz im Märchen von „Dornröschen“, uns immer zuerst die Wege bahnen durch mancherlei Gestrüpp, ehe wir zum Ziele gelangen.

Dies gilt auch von meinem Versuch, in der Frage nach der Auferstehung Jesu endlich einmal auf einen festen und von der Kritik nicht erreichbaren Boden zu kommen. Wir können in unserm christlichen Glauben wohl Geheimnisse, aber keine löcherichten Grundlagen gebrauchen.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß ich wie durch meinen „Anticlericus“ wieder in schwere Kämpfe verwickelt werde. Merkwürdig freilich ist es, daß auf anderen Lebensgebieten neue Gedanken und Fortschritte in der Regel willkommen sind, dagegen höchst selten oder nie auf dem Gebiete der Religion und Kirche. Wer hier auch für die Zukunft zu arbeiten sucht, muß sich auf heftige Gegensätze gefaßt machen und tut gut, wenn er nicht starke Nerven hat, womöglich gleich seinen Sarg zu bestellen. Darin liegt die immer aufs Neue wiederholte Erfüllung des Wortes Joh. 16, 2: „Sie werden Euch in den Bann tun und meinen, Gott einen Dienst damit zu tun.“ Trotzdem geht die Wahrheit ihren Weg weiter, und es sind grade solche Kämpfe das Mittel, mit dem sie sich durcharbeitet. Gottlob! lebe ich heute ja noch und darf auch dankbar hervorheben, daß sich praktisch im Leben einer mir sehr lieben Gemeinde bewährt hat, was ich seit vierzehn Jahren habe vertreten dürfen. Daher will ich auch gern alle weiteren Schwierigkeiten auf mich nehmen, wenn ich nur das Bewußtsein haben kann, an meinem kleinen Teile mit dazu beigetragen zu haben, daß unser deutsches Volk seines christlichen

Glaubens froh werde und wieder zu frischerem religiösem Leben komme.

Und das ist wohl eine der brennendsten Fragen unsrer Zeit. Denn ein Volk, das sich lossagt von der Religion, löscht sich selbst aus der Menschheitsentwickelung aus und verzichtet unfehlbar auf seine eigene Zukunft.

Flensburg, den 24. Juni 1921.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Der Weltheiland.

1. Das Christentum als Prinzip des Fortschritts.

Es war (am 27. Januar 1921) wieder einmal ein heißes Kämpfen um die Frage nach der Geltung des Alten Testaments.

Von der Landesuniversität her war der Professor der alttestamentlichen Theologie gerufen worden, um als entscheidende Autorität diese Frage zum endgültigen Austrag zu bringen und die Gegner des Alten Testaments womöglich gründlich abzufertigen. Der größte Saal der Stadt war dicht gefüllt. Man erwartete einen sehr spannenden Abend.

Der Professor tat denn auch, was er konnte. In einem fast zweistündigen Vortrage über „Die Bedeutung des Alten Testaments für unsre Zeit" wandte er sich zunächst gegen die alte Ansicht, als ob das Alte Testament „wörtlich inspiriert" sei (es gäbe vielmehr Widersprüche, tatsächliche Unrichtigkeiten, Sagen und mancherlei Anstößiges darin), entwickelte dann seine eigene Ansicht als die richtige, wonach ein durchaus menschliches Schrifttum vorliege, das aber Zeugnis ablege von einer göttlichen Offenbarung in der Geschichte Israels, und zog dann die Folgerung: das Alte Testament ist unbedingt festzuhalten als Grundlage des Neuen Testaments sowie auch als treibende Kraft bedeutender Kunstwerke, der schönsten evangelischen Lieder und auch der „Kriegspredigten", wie gerade die jüngste Erfahrung bewiesen habe.

Nun folgte die Aussprache. Der Verfasser dieses Buches ergriff zuerst das Wort und versuchte kurz anzudeuten, was auf den nachfolgenden Blättern ausführlich zu lesen ist. Er lehnte das Alte Testament entschieden ab aus geschichtlichen, religiösen und vaterländischen Gründen, wobei er sich ebenso entschieden auf den christlichen Standpunkt stellte. Starker Beifall folgte von der einen Hälfte der Versammlung.

Darauf meldete sich ein Arzt, Vorsitzender der Ortsgruppe des „Schutz- und Trutzbundes". Er sprach über das Blut als Faktor der Rassengesinnung, fragte, wenn man durchaus Verbrecher wie den „Spitzbuben" Jakob im Religionsunterricht verwenden müsse,

warum man wenigstens nicht einheimische vorführte, und ließ sich schließlich aus über die Geschichte Josephs, die er als Beleg für den damals schon betriebenen Kornwucher der Juden zu fassen suchte. Die eine Hälfte der Versammlung klatschte wieder Beifall.

Nun trat ein Gymnasialprofessor auf, stellte Probleme fest in der alttestamentlichen Literatur und verglich letztere mit einem auf der einen Seite schön aussehenden Apfel, der aber auf der andern Seite und daher auch innerlich faul sei. Wieder folgte von seiten der Hörer teilweise lauter Beifall.

Darauf kam die Gegenseite zum Wort. Ein alter, würdiger Herr, der früher Religionslehrer an einer Oberrealschule gewesen war, beschwerte sich gegenüber dem Vortragenden, daß derselbe von „Sagen" geredet habe. Auch trat er voll ein für die Glaubwürdigkeit der alttestamentlichen Wunder. Reicher Beifall war sein Lohn von der andern Hälfte der Versammlung.

Ein Baptistenprediger war der folgende Redner. Er tadelte die „Staatskirche" und bewies dann aus zahlreichen Sprüchen, daß Jesus durchaus auf dem Boden des Alten Testamentes gestanden habe. Wieder fehlte der Beifall nicht.

Darauf erschien ein Pastor der Landeskirche. Er erklärte das Alte Testament für unentbehrlich zur Erziehung von Persönlichkeiten und meinte schließlich: wenn Jakob ein Spitzbube genannt worden sei, so frage er: wer von den Anwesenden nicht auch eigentlich ins Zuchthaus gehöre, weil wir doch alle während des Krieges „geschoben" hätten. Die genannte Hälfte der Versammlung wußte zuerst nicht recht, was sie hierüber denken solle, aber entschloß sich zuletzt doch zu starkem Beifall auch diesem Redner gegenüber.

Nun kam der „Clou" des ganzen Abends: ein Jude, der sich als solcher vorstellte. Er lobte den Vortrag des Professors und machte dann vor allem Front gegen die Antisemiten. Wieder erscholl Beifall von seiten der Freunde des Alten Testaments.

Noch ein Bekenner zu dessen Unverbrüchlichkeit ließ sich hören. Es war ein Teilnehmer aus der Mitte der Versammlung, welcher von seinem Platz aus einige längere Aussprüche von Luther vorlas als Zeugnis dafür, daß Luther gleichfalls die wörtliche Eingebung des Alten Testaments gelehrt und gegen die „Lästerer" desselben sich gewandt habe. Auch hier wieder Beifall, worauf der vortragende Professor das Schlußwort bekam.

Sehr freundlich wurden darin die letzten Diskussionsredner, auch der Jude, behandelt; gleichfalls auch der Gymnasialprofessor, der „Probleme" festgestellt hatte; dagegen wurde er gegen die beiden ersten Diskussionsredner sehr erregt und beklagte, daß die Diskussion

durch sie „von ihrer Höhe herabgeglitten" sei. Eine kräftige Widerlegung der vorgebrachten Einwände lockte zum Schluß noch einmal den starken Beifall der Anhänger seines Standpunktes hervor. Die Uhr war jetzt halb zwölf, als die Versammlung schloß.

Es ist ja nun eigentlich eine wunderliche Sache, daß wir Deutschen uns gegenseitig um der Juden willen bekämpfen. Aber es geht offenbar einmal nicht anders. Es zeigt sich auch hier, was schon in der Josephsgeschichte hervortritt: hat man erst das Judentum im Lande, so ist es schwer wieder los zu werden, zieht vielmehr seine ganze Gefolgschaft nach sich, vermehrt sich unglaublich, und es hilft dann schließlich nur noch eins, nämlich, daß das gastliche Volk, wenn es nicht sein Wesen verlieren will, es durch einen besonderen Willensakt wieder hinausbefördert, weswegen auch das deutsche Volk nicht darum herumkommt, entschlossen das jüdische Wesen von sich hinauszutun.

Daß hier unsere alttestamentlichen Theologieprofessoren gradezu verhängnisvoll wirken, sofern sie, wenngleich wider Willen, die Geschäfte des Judentums besorgen, scheint auch durch den Vortrag des erwähnten Professors wieder einmal deutlich erwiesen zu sein.

Besonders interessant waren dabei seine Bemerkungen, mit denen er sich einerseits zu dem Bahnbrecher der neueren Kritik des Alten Testaments, Professor Wellhausen, bekannte, andererseits aber das heute Aufsehen erregende Buch von Professor Friedrich Delitzsch „Die große Täuschung" auf das schärfste bekämpfte.

Unwillkürlich kam einem nämlich der Gedanke, wie wohl ein Vortrag über „Die Bedeutung des Alten Testaments für unsre Zeit" ausgefallen wäre, wenn derselbe von dem nämlichen Professor gehalten worden wäre damals, als Wellhausen im Jahre 1878 seine „Prolegomena zur Geschichte Israels" veröffentlicht hatte.

Es liegt sehr nahe, anzunehmen, daß derselbe Gelehrte, der heute sich so ablehnend gegen Professor Delitzsch verhält, damals sich genau so ablehnend gegenüber Professor Wellhausen verhalten haben würde.

Wellhausen selbst hat diese Art der Theologie, hinter den Fortschritten der Wissenschaft einherzuhinken, einmal treffend so bezeichnet: „Die kirchliche Wissenschaft scheint im Alten Testamente die Aufgabe zu haben, fünfzig Jahre lang eine neue Entdeckung zu widerlegen, danach aber einen mehr oder minder geistreichen Gesichtspunkt aufzufinden, unter welchem dieselbe ins Kredo aufgenommen werden kann" (Proleg. 2. Aufl. 1883).

Jesus nennt das Matth. 23, 29—31 „den Propheten Gräber bauen". Er versteht darunter das Verfahren eines Schriftgelehrten-

tums, das da protestiert gegen die Entgleisungen einer früheren Generation, obgleich es genau so gehandelt haben würde wie diese Vorväter, wenn es damals gelebt hätte.

Die späteren Tatsachen haben Jesu Recht gegeben, denn ihm gegenüber handelten ja die Schriftgelehrten nicht anders, als wie ihre Väter gegenüber den Propheten getan hatten.

Daraus läßt sich auf das Bestimmteste schließen: wer heute Prof. Delitzsch mit solchem Eifer angreift, der würde auch sicher zu denen gehört haben, die vor 40 Jahren Prof. Wellhausen derartig das Leben schwer machten, daß er von der theologischen in die philosophische Fakultät übersiedeln mußte.

Diese Rückständigkeit der Theologie kommt nun aber keineswegs aus dem Geist des Neuen Testamentes. Denn Jesus ist ja selbst der größte Bahnbrecher auf dem Gebiete der Religion gewesen und hatte ja damals die Anhänger der alten Tradition gegen sich. Es liegt also im Prinzip der christlichen Religion, fortzuschreiten und niemals stillzustehen. Daher erleben wir auch bei Luthers Reformation wieder genau dasselbe. Auf der einen Seite eine ungeheure Vereinfachung und Verinnerlichung der Religion im Geiste Jesu; auf der andern Seite aber eine fanatische Bekämpfung der neuen Erkenntnis durch die Anhänger der Überlieferung, die nicht einsehen können, daß sie es genau so machen wie die jüdischen Schriftgelehrten gegenüber Jesus.

Als Hugo Grotius seit 1622 durch seine Schriften zu wirken suchte für Milderung der barbarischen Kriegssitten, die bis dahin von den Vorbildern der alttestamentlichen Kriegssitten beeinflußt gewesen waren, und sich demgegenüber auf das Naturrecht und die Lehre Jesu berief, da erklärten ihn die kalvinistischen Theologen in Holland für einen „Sozinianer“ und wußten es durchzusetzen, daß 1631 ein Preis von 2000 fl. auf seinen Kopf gesetzt wurde.

Die Geschichte der Kirche und der ganzen christlichen Kultur ist voll von Beispielen, wonach immer eine Partei der ewig Rückständigen die Bringer einer fortgeschritteneren Erkenntnis auf das Äußerste bekämpft hat.

Der Grund dazu lag aber fast immer in alttestamentlichen Anschauungen, die eigensinnig festgehalten wurden. Bei der 75. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Kassel (1903) hielt Prof. Ladenburg aus Breslau über den Einfluß der Naturwissenschaft auf die Weltanschauung einen Vortrag, der mit den Worten begann: „Im ersten Buch Mosis steht zu lesen: Und Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht. Hell in den Köpfen aber ward es erst, als die Heiligkeit der Bibel bezweifelt, und sie, wie alle Bücher, als

Menschenwerk angesehen wurde." Dies ist ja völlig richtig, denn von der Ausbreitung des Christentums an bis zu dessen Neugestaltung durch die Reformation hat die Naturwissenschaft fast stillgestanden.

Das kam aber nicht durch das Christentum, sondern durch Aufnahme des Alten Testaments in dasselbe, denn hierdurch wurden die rückläufigen Kräfte in ihm heimisch, die überall dort noch am stärksten wirken, wo man vom Alten Testament sich nicht lösen kann.

Daher hat Dubois-Reymond einmal mit Recht behauptet: „Die neuere Naturwissenschaft, wie paradox dies klinge, verdankt ihren Ursprung dem Christentum." Und das ist nicht nur auf diesem Gebiete so, sondern das Christentum ist kraft der Eigenart seines Stifters ein Prinzip des Durchbruches und des Fortschreitens in jeder Beziehung.

2. Die geistige Größe des Heilandes.

Von den großen Geistern der Menschheit sagt Schopenhauer einmal in seinen „Parerga und Paralipomena", sie seien die „Leuchttürme der Menschheit, ohne welche diese sich in das grenzenlose Meer der entsetzlichsten Irrtümer und der Verwilderung verlieren würde."

Er vergißt nicht, dabei zu bemerken, daß von diesen großen Geistern auf hundert Millionen Menschen kaum einer kommt.

An einer andern Stelle desselben Werkes teilt er die Schriftsteller ein in drei Klassen. Die erste Klasse vergleicht er den Sternschnuppen, die es vielleicht zu einem Knalleffekt bringen, aber dann auch im Gedächtnis der Menschen verschwinden; die zweite Klasse hat wie die Planeten nur geborgtes Licht und leuchtet daher nur für einen gewissen Zeitraum, obgleich ihr Licht oft überschätzt wird; aber erst die dritte Klasse betrifft die wahren Förderer des geistigen Lebens; sie sind daher den unwandelbaren Fixsternen zu vergleichen, deren Licht freilich Zeit braucht, um zu uns zu gelangen.

Legen wir einmal diesen Maßstab an: wieviele von unseren heutigen Geistesgrößen gehören trotz ihrer scheinbar großen Erfolge und Wirkungen dann doch zweifellos nur der Klasse der Sternschnuppen an! Wieviele der heute am meisten gelesenen Bücher werden nach Jahrtausenden vielleicht nicht mehr als Makulatur vorhanden sein! Man braucht nur einmal die irdischen Dinge unter dem Gesichtspunkt einer längeren Weltentwickelung anzusehen, dann werden auch die größten menschlichen Leistungen entsetzlich klein, und die allermeisten der sogenannten großen Geister schrumpfen in ein Nichts zusammen.

Die gewöhnliche Menschheit muß geführt werden. Denn die Masse der Durchschnittsmenschen findet nicht die Wahrheit von

sich aus, sondern bekämpft und bespeit sie in blindem Wahn. Sokrates mußte den Giftbecher trinken; Christus wurde gekreuzigt; Giordano Bruno wurde verbrannt. Daher verlangt auch Plato in seinem Idealstaat eine Klasse von geistigen Führern. Aber nicht die Denker und Gelehrten haben, wie Fr. W. Foerster in seinem Buche „Autorität und Freiheit“ (München 1910) mit Recht sagt, der Menschheit die größten Errungenschaften gebracht, sondern die „Seher“ d. h. die großen Geister, die nicht nur Kenntnisse hatten, sondern die im Kampfe gegen sich selbst ihre Leidenschaften besiegen lernten und dann durch Kontemplation d. h. durch Versenkung in das Ewige die tiefsten Lebenswahrheiten entdeckten und weitergaben. Erst aus dieser Vogelperspektive hat man den intuitiven Weitblick über alle Wirklichkeiten des Daseins.

Daher sind denn auch die großen Religionsstifter die eigentlichen „Fixsterne“ der Menschheit, und wir können das obengenannte Wort von Schopenhauer jetzt dahin erweitern, daß wir behaupten: die ganz großen Geister sind noch viel seltener, als wie er andeutet.

Unter sie aber gehört zweifellos Jesus Christus, ja um seiner Bedeutung gerecht zu werden, müssen wir schon zum Bilde der Sonne greifen.

Wieder ein Wort von Schopenhauer: „Ein Gelehrter ist, wer viel gelernt hat; ein Genie aber derjenige, von dem die Menschheit lernt, was er von Keinem gelernt hat.“

Die Genies aber, so sagt Emile Verhaeren in seinem Buch über Rembrandt, „verkörpern niemals ihr Land; sie erscheinen immer als Aufrührer und Unruhestifter, wie wilde Wesen, die einzig damit beschäftigt sind, eine neue Wahrheit auszusprechen.“ Gilt dies schon von dem berühmten holländischen Maler, dann gilt es von Jesus erst recht.

„Wo hat sich“ — so ruft Harnack in seiner „Dogmengeschichte“ (Bd. I S. 74) aus — „in der Geschichte der Menschheit etwas Ähnliches ereignet, daß die, welche mit ihrem Meister gegessen und getrunken haben, ihn — nicht nur als den Offenbarer Gottes —, sondern als den Fürsten des Lebens, als den Erlöser und Weltrichter, als die lebendige Kraft ihres Daseins preisen?“

Auch Wellhausen nennt Jesus „das größte Beispiel von der zeugenden Kraft der Seele“. „Er war kein wollender Umstürzler und Gründer. Er ließ dem Sauerteige Kraft zu wirken. Ecce homo — ein göttliches Wunder in dieser Zeit und in dieser Umgebung“ (Isr. u. jüd. Gesch. 3. Aufl. 1897).

Endlich bezeichnet Heinrich v. Treitschke (Deutsche Gesch. im 19. Jahrhundert Bd. IV S. 489) Jesus als „den größten aller Männer"; denn er habe in seinem wunderbar kurzen Leben die „Weltgeschichte in zwei Teile gespalten und eine unvergleichliche Wirkung auf die Geschichte der Menschheit ausgeübt".

Man lege nur einmal alle Bücher und Schriften der sämtlichen Gelehrten und Forscher, Denker und Dichter in Gedanken auf die eine Seite einer Wagschale, und in die andere ein so kleines Buch wie das Neue Testament; die Wirkung des letzteren wird doch alle Einflüsse, die von jenen Geisteserzeugnissen ausgehen, aufwiegen und sogar übertreffen. Und diese Tatsache ist um so wunderbarer, als wir die Worte Jesu nicht in ihrer ursprünglichen Form, sondern nur in Überlieferungen aus zweiter und dritter Hand, vielleicht auch getrübt durch mancherlei Mißverständnisse, besitzen.

Nun verstehen wir, daß die durch Christus beeinflußte Menschheit auch das Bedürfnis fühlte, diesem ihrem größten Wohltäter in Dankbarkeit große Denkmäler zu errichten. Denn was sind die Hunderttausende von Kirchen auf dem ganzen Erdenrund von einem Pol bis zum andern anderes als steinerne Huldigungen vor seiner weltumfassenden Bedeutung? — Nur daß diese Denkmäler den Vorzug haben vor solchen, die man anderen verdienten Persönlichkeiten hienieden zu Ehren errichtet, sofern sie nicht tot sind und von eintöniger Massivität wie etwa die Pyramiden Ägyptens, sondern allsonntäglich ihr Inneres sich füllt von Scharen dankbarer Anhänger, die nicht müde werden, immer wieder aufs Neue von dem Heiland zu hören.

Man denke sich einmal eine begeisterte Gemeinde von Goethe- oder Shakespeare-Verehrern. Vier Wochen würden sie es am Ende aushalten, sich in Vorträgen über diese beiden Dichter belehren zu lassen. Aber dann würde es ihnen zu viel werden. Aus den Tiefen des Evangeliums schöpft die christliche Predigt nun doch schon seit bald zwanzig Jahrhunderten, und doch sind noch immer höchst interessierte Hörer vorhanden.

Wenn man dichten könnte, so wären zwanzig Gesänge wie bei Klopstocks „Messias" noch immer nicht genug, um den Ruhm Jesu auszubreiten. Auch Lavater hat solch ein Heldengedicht zu Ehren des Heilandes verfaßt; es ist heute gleicherweise vergessen. Aber an unseren herrlichen Glaubensliedern, die Adolf Bartels in seiner Sammlung „Ein feste Burg ist unser Gott" (Mühlmann, Halle 1916) in poetischer Auswahl zusammengestellt hat, haben wir einen frischen Springquell des Glaubens und der Liebe, wie er ewig in der Christenheit weiterrauschen wird.

Die schönsten Denkmäler für die Leistungen des göttlichen Meisters sind seine lebendigen Anhänger, die in seiner Gesinnung fortwandeln und Taten der Liebe tun. Einem großen Teile der heutigen Christenheit muß Jesus das Wort vorhalten: „Was heißet Ihr mich Herr und tut nicht, was ich sage?" — Aber daneben bezeugt doch das engmaschige Netz der kirchlichen Wohltätigkeit und der christlichen Volksarbeit auf allen Gebieten, daß die Taten des barmherzigen Samariters in den hingebenden Bestrebungen seiner Jünger noch immer sich fortsetzen.

Das Merkwürdigste ist, daß auch unsre moderne Sozialdemokratie, wenigstens zum Teil, immer wieder auf Christus zurückzukommen scheint. Zwar betont Paul Göhre in seinem Buche „Der unbekannte Gott" (Leipzig 1920 S. 67): Jesus habe dem modernen Menschen wirklich kaum mehr etwas zu sagen; ein Führer, auch ein religiöser, könne er nicht mehr sein. Aber grade das genannte Buch ist ein starker Beweis dafür, wie man auch in diesen Kreisen nach einer Art von Religion zurückverlangt.

Schon im Jahre 1910 schrieb der schweizerische Genossenschaftler H. Müller in den „Sozialistischen Monatsheften" (S. 1665): „Mit dem Klassen- und Masseninteresse allein lassen sich soziale Institutionen nicht schaffen; — — die gemeinschaftbildende Kraft sozialistischer Ideen ist offenbar allein nicht ausreichend; sie muß durch eine tiefreligiöse Überzeugung verstärkt werden." — Natürlich! Denn das fortgesetzte bloße Niederreißen führt ja unausbleiblich zu einer seelischen Verödung. Man muß, wie A. Forel einmal sagt, unbedingt etwas haben, woraus man neue Kräfte schöpfen kann. Und nun ist es höchst bemerkenswert, bei einem Manne wie Dr. Hartmann, der nach Angabe seines Buches „Die Stimme des Volkes" (München 1920) etwa in 100 Volksversammlungen des westdeutschen Industriegebietes seine Beobachtungen gesammelt hat, zu lesen, daß große sozialistische Arbeitermassen heute den Anspruch erheben, mit dem Sozialismus das wahre Christentum zu vertreten, und daß bei diesen Kreisen die Gestalt Jesu noch immer besonders volkstümlich ist (S. 48). Auch Karl Mennicke in „Proletariat und Volkskirche" (Jena 1920) hebt hervor, daß die Kraft zur religiösen Befriedigung der Massen der Kirche völlig gefehlt habe; er erblickt aber dies Versäumnis hauptsächlich darin, daß „der ethische Geist Christi in seinem ewig-neuen Wesen nicht ursprünglich erfaßt und mit dem modernen Geistes- und Wirtschaftsleben in Beziehung gesetzt" worden sei (S. 16).

Gewiß hat Max Bewer Recht, wenn er in seinem „Deutschen Christus" (Laubegast-Dresden 1907) die Vorstellung bekämpft, als ob Jesus eine Art von Sozialdemokrat gewesen sei. Dazu war Jesus

viel zu vornehm und zu künstlerisch gesinnt, auch viel zu natürlich und weltoffen, als daß er nicht jeder einzelnen Menschenseele innerhalb der einmal vorhandenen sozialen Verschiedenheiten hätte dienen wollen und können. Indessen kann die Kirche allerdings in den Fehler verfallen, diesen oder jenen Stand zu bevorzugen oder zu versäumen, und hat dann kein anderes Mittel zur Abhilfe als die volle Rückkehr zu dem vollausgeschöpften Evangelium Jesu. Dieses ist gleichsam die Brunnenstube für alle Ströme des Segens, die im Laufe der Weltgeschichte sich fort und fort in die Menschheit ergießen müssen, wenn letztere gesund werden oder bleiben soll.

Denn der große Unterschied zwischen der sonstigen Menschheit und Jesus steht fest: „Alle Menschen brauchen des Heilandes; Er ist der Heiland" (Richard Wagner).

3. Das richtige Bild Jesu Christi.

Als im Jahre 1839 der bekannte Verfasser des „Lebens Jesu" D. F. Strauß eine Abhandlung über „Vergängliches und Bleibendes im Christentum" hatte erscheinen lassen, da schrieb nach Lesung derselben der Vater des Dichters Konrad Ferd. Meyer, damals Gymnasiallehrer in Zürich, in einer Weihnachtsbetrachtung folgendes Urteil über Strauß: „Er reflektiert über Christus, aber er liebt ihn nicht. Daher die Eiseskälte, die über die ganze Abhandlung ausgegossen ist." Dann bezeugt er von sich selbst: „Jesu Persönlichkeit steht historisch fest. Ich habe sie kennen gelernt, und sie hat mich mit unwiderstehlichem Zauber angezogen. Der Umgang mit ihm hebt mich, beseligt mich und treibt mich freudig zu allem Guten. Wo ist der Mensch in Vergangenheit und Gegenwart, dessen Persönlichkeit diesen Eindruck in gleicher Weise hervorbrächte? Es gibt keinen und hat keinen gegeben. Und diese Erfahrung, die Millionen mit mir geteilt haben, sie bürgt mir dafür, daß Jesus ein Wesen höherer Art war" (A. Langmesser, Leben Konrad Ferd. Meyers. 3. Aufl. Berlin 1905).

Daß das bloße Lebensbild Jesu auf warm empfindende Menschen unfehlbar einen tiefen Eindruck macht, dafür ist der Dichter Rosegger ein sprechender Beweis. Er erzählt im Vorwort zu „Mein Himmelreich", wie es ihm gegangen sei, als er während einer Krankheit zum erstenmal die Evangelien im Zusammenhang las. „Was war das für ein Christus, der mir da entgegentrat! Ein gottfreudiger, menscheninniger, weltfroher Christus, voll gewaltiger Tatkraft, voll hingebender Liebe, voll feurigen Zornes zu rechter Zeit. Der Übermensch, der Gottmensch im höchsten Sinne. So hatte ich ihn bisher

noch nie gesehen." Und nun ruft er seine Frau und seine Kinder ans Bett, um ihnen seine Entdeckungen mitzuteilen.

Diese Worte Roseggers sind deswegen so bedeutsam, weil sie beweisen, daß man durchaus ein richtiges Bild von Jesus aus den Evangelien herauslesen kann, vorausgesetzt, daß man nur nicht ein falsches oder einseitiges schon innerlich mitbringt. Denn der Kirche muß es freilich zum Vorwurf gemacht werden, daß sie bei Jesus mehr das sanfte Lamm als den starken Löwen betont hat. Dadurch ist das Bild Jesu, wie wir an zahlreichen Darstellungen auch aus der jüngsten Gegenwart erkennen, in das Weichliche und Schwächliche verzerrt worden. Es kommt hinzu, daß diese Auffassung scheinbar auf gewisse Aussprüche Jesu sich stützen kann, wie besonders das Wort in der Bergpredigt: „So Dir jemand einen Streich gibt auf Deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar" (Matth. 5, 39 und andere ähnliche Worte). Es ist ja bekannt, was daraufhin der russische Schriftsteller Tolstoi für eine Milch- und Zuckerwasser-Religion aus dem Christentum gemacht hat, als ob es im Sinne Jesu gewesen sei, daß man sich womöglich von jedermann mit Füßen treten und wie einen Hund behandeln lassen soll. Auch die Aussprüche Jesu über das Verhältnis zu Feinden oder die Forderung der Nächstenliebe werden dann in diesem Sinne gedeutet. Es ist aber von vornherein falsch, derartig scharf pointierte Worte Jesu aus dem Zusammenhang mit seiner sonstigen Gesamtauffassung zu reißen. Verfahren wir so, dann finden wir auch andererseits ähnliche Worte, die derartig hart klingen, daß sie geradezu Ungeheuerliches von uns zu verlangen scheinen.

In der Bergpredigt steht z. B. auch, daß man seine Hand abhauen und sein Auge ausreißen soll (Matth. 5, 29 ff.), und bei Lukas (14, 26) lesen wir, daß Jesus den Haß gegen die sämtlichen Familienangehörigen fordert, und doch weiß jeder einigermaßen gebildete Leser, daß dies nicht in eigentlichem Sinne zu verstehen ist. Man muß also neben den Worten Jesu, die oft mißverständlich sind, auch die Werke Jesu (Joh. 14, 10) zur Erläuterung derselben ins Auge fassen, erst dann erkennt man den wirklichen Christus. Nach Joh. 18, 23 ist es z. B. Jesu gar nicht eingefallen, sich wörtlich nach dem obengenannten Worte vom Backenstreich selber zu richten, sondern er begegnet dem ihn schlagenden Kriegsknecht mit heiligem Zorn. Überhaupt können wir uns den Heiland gerade nach den Evangelien gar nicht aristokratisch und würdevoll genug vorstellen. Gewiß hat daher auch der Tübinger Professor Beck Recht, wenn er in einer seiner Reden hervorhebt, wie bei Jesus Eigenschaften, die sonst auf verschiedene Menschen sich verteilen, in

schönster Vereinigung uns entgegentreten, wie „der Mut des Löwen und die Sanftmut des Lammes; Großmut und Demut; die Tatkraft des Mannes und die Tragkraft des Weibes; Liebe und Heiligkeit, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit; glühender Haß gegen die Sünde und freundliches Erbarmen mit dem Sünder; echt menschliche Teilnahme an menschlichen Freuden und Leiden und echt göttliche Erhabenheit über allem Wechsel von Freude und Leid usw.", so daß es falsch wäre, das Lebensbild Jesu nur von einer Seite aufzufassen. Aber gerade darum muß man den Zuruf von Heinrich von Stein (vgl. dessen „Weltanschauung" von Chamberlain und Poske, Leipzig-Berlin 1903 S. 99) auch ja mitbeherzigen: „Vergeßt mir das Heroische in Jesu nicht!" Weinel (Jesus im 19. Jahrh. 1907 S. 254) schildert daher den Heiland folgendermaßen: „Tapferkeit und Wahrhaftigkeit — das sind die Grundzüge seines Wesens. Und wenn Tapferkeit und Wahrhaftigkeit das Wesen des Helden ausmachen, so ist Jesus ein Held gewesen. — Jesus war ein Mann, als er auftrat, und ein heldenhafter Mann. Denn es gibt ein höheres Heldentum als dasjenige, das im Rausche der Schlacht mit den Waffen in der Hand zu kämpfen und zu sterben weiß. Schwerer und größer ist es, im Leben des Alltags den Kampf mit der Übermacht der Stumpfheit und Gemeinheit zu kämpfen und darin treu zu bleiben bis in den Tod. — In heiligem Zorn flammend hat Jesus seine Streitreden wider die Pharisäer gesprochen. Furchtlos ist der Held und unverführbar."

Auch Chamberlain betont die „Kampfeslust" Christi und hebt den Gegensatz gegen den weichlichen Buddhismus hervor, dessen Lehre auf den „gelebten Selbstmord" hinausläuft. Im übrigen weist auch er darauf hin, daß der „wahre Quell der Religion nicht eine Lehre, sondern ein Leben" ist (Grundlagen, 4. Aufl. 1903, I, S. 196).

Jedenfalls aber steht fest, daß nicht durch historisches und philologisches Zergliedern der spärlichen Notizen über das Leben Jesu, sondern nur auf intuitivem Wege das Wesen Jesu richtig erkannt werden kann, so etwa wie Schiller seinen Wallenstein reden läßt von dem „Kern" des Menschen, der untersucht werden muß, wenn man dessen Wollen und Handeln wissen will, oder wie Chamberlain in seinem Buche über Richard Wagner es als die einzig richtige Methode erklärt, nicht von außen jemand kennen zu lernen d. h. in seiner Bedeutung, die er für die Welt hat, sondern von innen, d. h. so wie er die Welt und die Menschen ansieht, denn erst damit werde seine Gestalt gleichsam durchsichtig.

Geht man diesen Weg, so kann man nach dem Ausdruck von Dr. Lepsius mit der Person Jesu eine Verbindung eingehen, wie

man sie „sonst nur mit Gott hat". Ja, der bekannte Graf Zinzendorf berichtete einmal, er sei mehr als fünfzig Jahre mit dem Heiland „gleichsam leibhaftig umgegangen und befinde sich alle Tage seliger dabei". Und kommt uns diese Auffassung vielleicht auch etwas überschwenglich vor, so darf man doch nicht vergessen, daß Zinzendorf schon als junger Mensch sprach von der einzigen „Passion", die er habe, und die sei „Er, nur Er". Auch der dänische Philosoph Kierkegaard hat immer wieder hervorgehoben, daß das rechte Christentum nur bestehen könne in Form einer wirklichen Leidenschaft für Jesus.

Wie nun Zinzendorf derjenige gewesen ist, der gerade durch die Eigenart seines persönlichen Verhältnisses zu Jesus das Verständnis für das menschliche Lebensbild des Heilandes zuerst geweckt hat, so werden auch wir nur immer zu Jesus die rechte Beziehung finden, wenn wir uns innerlich mit ihm berühren; wie Kingsley, der Verfasser der „Hypathia" einmal bekannte: „Ich kann nicht leben ohne den Menschen Jesus Christus."

Daher kann man auch volles Verständnis haben für die paradoxe Äußerung von Johannes Müller (Grüne Bl. Bd. 15, 1912 S. 5): „Es handelt sich heute gar nicht so sehr um die Frage, ob Jesus seinerzeit gelebt hat, sondern vielmehr, ob er heute lebt". Es ist genau dasselbe, was auch Fichte betonte: „Nicht das Historische, sondern das Metaphysische allein macht selig." Und in diesem Sinne möchte ich hervorheben, wie noch immer der Name Jesu bei jedem empfänglichen Menschen ein „süßes Grauen" erweckt, d. h. es liegt in der Person Jesu einerseits etwas unendlich Anziehendes, das die Menschenseele zu ihm lockt, und doch andrerseits wieder etwas, was uns mit unendlicher Ehrfurcht und heiliger Scheu erfüllt. In diesem Gefühl sind aber alle wirklichen Christen auf der ganzen Erde eins, und man möchte dann jedem, einerlei ob er Pietist oder Freigeist, Protestant oder Katholik oder noch irgend etwas anderes sonst ist, ohne weiteres die Bruderhand drücken, wenn er nur „Jesum lieb hat".

Von dem Präsidenten Simson stammt das Wort: Wer Goethe einmal (wie ihm das selber in seiner Jugend vergönnt war) gesehen habe, der könne nie ganz unglücklich werden. Wieviel mehr aber paßt dies Wort auf Jesus Christus! Denn es mag im Leben über uns kommen, was da will, wir können nicht mehr innerlich zerbrechen, sobald wir diese Gestalt mit der Seele geschaut und erfaßt haben. Und ich weiß das nicht treffender auszudrücken als mit den Zeilen eines alten Liedes, das mir gelegentlich einmal zu Händen gekommen ist und so lautet:

Mein schönste Zier und Kleinod bist
Auf Erden Du, Herr Jesu Christ;
Dich will ich lassen walten,
Und allezeit
In Lieb und Leid
Im Herzen Dich behalten.

Der Tag nimmt ab —, o schönste Zier,
Herr Jesu Christ, bleib Du bei mir,
Es will nun Abend werden.
Laß doch Dein Licht
Auslöschen nicht
Bei uns allhier auf Erden.

4. Die Absolutheit des Christentums.

Es ist ein bekanntes Wort von Goethe, mit dem er elf Tage vor seinem Tode im Gespräch mit Eckermann gleichsam die Summe seiner Lebenserfahrung gezogen hat: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, der menschliche Geist sich erweitern, wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen."

Von hier aus erhebt sich die Frage von selbst, ob denn mit dem Christentum auf dem Gebiete der Religion wirklich die höchste Höhe erreicht ist, und ob nicht darüber hinaus noch eine neue und vollkommenere Religionsstufe denkbar sein könnte. Außerdem wäre es doch sonderbar, wenn wir Menschen der göttlichen Vorsehung, die immer anders handelt, als Menschen es sich ausrechnen, ihre Wege vorschreiben wollten.

Das ist die Frage nach der Absolutheit des Christentums, bei welcher man sich hüten muß, ohne weiteres eine Entscheidung zu treffen und damit nichts weiter zu erreichen, als daß man seine eigene Beschränktheit beweist.

In diesem Sinne hat Ernst Troeltsch einmal einen Vortrag über „Die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte" (Mohr-Tübingen 1902) gehalten, der sehr bemerkenswert ist. Er bezeichnet den Anspruch von christlicher Seite, von vornherein die einzig wahre und unüberbietbare Religion zu haben und dabei womöglich auf die anderen Religionen herabzusehen, nicht nur als höchst naiv, sondern auch als eine Illusion und einen Wahn, die zerstieben müssen, wenn der Horizont sich erweitert. Nach fertigen Abschlüssen strebe nur die Oberflächlichkeit, und es falle außerdem eine „doktrinäre Starrheit und bleiche Kälte" auch auf die eigene Religion.

Dies letzte wird uns klar, wenn wir etwa an die Zeit von Goethe und Hegel denken. Es haben tatsächlich damals Zeitgenossen gedacht, wie es wohl jetzt im deutschen Geistesleben werden würde, da eine Entwickelung über Goethe hinaus in der Poesie nicht mehr denkbar sei, und ebenso das Hegelsche System die letzte Phase der philosophischen Entwickelung darstelle.

Aber merkwürdig: die Weltentwickelung ging unbekümmert weiter und brachte von selber neue Erzeugnisse und Probleme, wobei aus den veränderten Zeitverhältnissen heraus auch wieder neue Formen des Dichtens und Denkens entstanden. Denn es gibt einmal keinen Stillstand in der Geschichte, und ebenso kann eine Religion sich nicht wie unter einer Glasglocke gegen die Außenwelt abschließen.

Daher ist die beschränkteste Form jenes von Troeltsch abgewiesenen naiven Glaubens an eine Absolutheit des Christentums die Lehre von der „alleinseligmachenden" katholischen Kirche, wonach einfach alle anderen Menschen in den Schafstall des römischen Oberhirten geleitet bzw. auf dem Wege der „Mission" für den Katholizismus eingefangen werden sollen. Origenes mit den übrigen alten Kirchenvätern vertrat die Ansicht: es hätten die Christen aus allen Völkerstämmen ein neues Volk zu bilden, und Augustin rief sogar der weltlichen Macht sein furchtbares „coge intrare" (Zwinge sie, einzutreten) zu, wodurch im späteren Verlaufe der Entwickelung der Staat zeitweise zum Büttel der Kirche wurde. Es ist aber heute nicht mehr sehr viel Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß einmal alle Menschen, die es auf Erden gibt, jemals katholisch gemacht werden könnten.

Ebenso äußerlich und mechanisch ist nun auf protestantischem Boden die englische Missionsmethode, obgleich dieselbe anscheinend im vorigen Jahrhundert viel Erfolg gehabt hat. Bei näherem Zusehen erweist sie sich nämlich einfach als der dreiste Versuch, mit Hilfe des Christentums die Völker der eifrig erstrebten englischen Weltherrschaft zu unterwerfen. So nur erklärt sich das auffallende Bemühen der frommen englischen Kreise, auf dem Gebiete der Bibelverbreitung allen anderen Völkern voranzustehen, wie Lord Teignmouth 1817 bei einer solchen Versammlung sagte „zum Ruhm des Königreiches". Die Bibel vertritt hier für den Engländer sozusagen die Stelle der sonst mit Vorliebe angewandten Kanonen und Kriegsschiffe und empfiehlt sich als Waffe zur Völkerunterwerfung (auf englisch bezeichnet: „Verbreitung der Zivilisation"!) erstens, weil sie billiger ist, und zweitens, weil sie obendrein noch einen guten Schein auf die den „cant" liebende englische Politik wirft. Es ist

also nicht so ganz selbstlos, wenn die „Britische und ausländische Bibelgesellschaft" mit englischem Gelde (der Engländer tut nie etwas umsonst!) in der ganzen Welt zu arbeiten sucht. Noch deutlicher aber zeigt sich die eigentliche Tendenz der englischen Weltmission durch den fortwährend geübten gewaltsamen Einbruch der englischen Sekten in evangelische Landeskirchen und Arbeitsgebiete nach der bekannten Regel des Methodisten John Wesleys: „Die Welt ist meine Parochie." Hierdurch wird schlagend bewiesen, daß es den Engländern nicht ankommt auf die Verbreitung des Christentums, sondern des englischen Christentums. Und das ist um so bedenklicher, als bekanntlich jenseits des Kanals das altteſtamentlich-jüdische Denken auch das dortige Kirchenleben beherrscht, weswegen es denn auch gar nicht verwunderlich ist, daß die Ziele der englischen Weltherrschaft dort drüben mit dem Alten Testamente begründet werden.

Von einer solchen Art der „Mission" würde wohl Jesus sicher dasselbe sagen, wie Matth. 23, 15 über die Propaganda der Schriftgelehrten und Pharisäer geschrieben steht, die damals „zu Land und Wasser umzogen, daß sie einen Judengenossen machten" und damit keineswegs der Religion dienten, sondern nur das Judentum als weltliche Macht zu fördern suchten.

Uns Deutschen widerstrebt diese Art gründlich. Und abgesehen davon, daß auch fromme Kreise bei uns von der englischen Missionsmethode sich die Augen haben blenden lassen, vielleicht sogar selber auf ähnlichen Wegen gehen, und daß der deutsche Michel stellenweise obendrein so dumm ist, sich von den englischen Sekten hier in unserm eigenen Lande einfangen zu lassen, bäumt sich das nüchterne und klar blickende Volksempfinden doch innerlich auf gegen die Zumutung, die Eigenart fremder Völker auf dem zartesten Gebiet, welches es gibt, nämlich dem der Religion, zu vergewaltigen und ihnen eine Schablone des Christentums aufzudrängen, die sie gar nicht haben wollen.

Und dennoch ist es zweifellos ein treffendes Wort von Adolf Harnack, wenn er in seiner Dogmengeschichte (Bd. 1 S. 70) behauptet: „Das Christentum ist nicht eine Religion neben anderen, sondern die Religion; wer diese kennt, der kennt sie alle."

So hat auch Schiller einmal das berühmte Distichon gedichtet:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst! — Und warum keine? Aus Religion."

Trotzdem aber schreibt er unterm 17. August 1795 an Goethe: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die Erscheinungen derselben im Leben

scheinen mir bloß deshalb so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantschen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also, in seiner reinen Form, Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinn die einzige ästhetische Religion."

Wir verstehen sofort den Gedanken, in dem Schiller mit Harnack zusammentrifft: Jesus ist kein Religionsstifter gewesen, der neben Buddhismus, Parsismus, Judentum usw. eine neue Religion begründet hat, sondern er hat uns eine ganz neue Auffassung von dem Wesen der Religion an sich gegeben.

Auf die weitere richtige Spur hilft uns nun Georg Mehlis mit seinem „Lehrbuch der Geschichtsphilosophie" (Springer, Berlin 1915), vor allem mit der Ausführung S. 523 ff. Der Verfasser führt hier aus, wie die Wissenschaft, das sittliche Leben, das Recht, der Staat, die Wirtschaft und Technik immer fließend sind. Sie müssen ihrer Natur nach immer unvollendet sein und übersteigen in jedem Fall die Lebensarbeit des Einzelnen. Dieser würde also niemals von dem drückenden Gefühl der Vorläufigkeit aller menschlichen Erkenntnisse befreit werden, wenn er nicht flüchten könnte zu Philosophie, Kunst und Religion. Denn diese erwachsen nicht aus der mühsamen, allmählichen Zusammenarbeit der menschlichen Gesellschaft, sondern sind das Werk besonderer bevorzugter und erleuchteter Geister. Und während es in der Wissenschaft nur Mitstrebende und Mitkämpfer gibt, so kann in der Religion nur von Meistern und Jüngern die Rede sein. Denn das Werk des religiösen Genies duldet keine Weiterbildung. Die Zeit darf auf eine religiöse Lehre keinen Einfluß haben. Diese duldet wohl weitere Auslegungen und verschiedene Auffassungen, aber sie muß doch so bleiben wie der Meister sie geschaffen hat, denn das religiöse Erlebnis kann nicht vertieft werden gegenüber dem religiösen Erlebnis eines Christus, Buddha, Franziskus von Assisi und Meister Eckhardt. Ähnlich verhält es sich aber auch mit der Kunst, wo die Leistungen der Griechen und der Renaissance nicht überboten werden können, und der Philosophie, wo Plato und Sokrates ein für allemal die maßgebenden Gesichtspunkte der Betrachtung gefunden haben. Wie also nach Mehlis unsre moderne Kultur es eingesehen hat, daß „die Forderungen der Religion mit den Begriffen der Wissenschaft niemals zu widerlegen sind" (S. 722), so stellt er schließlich den uns hier besonders interessierenden

Satz auf: „Niemals wird eine Religion verkündet werden, welche die Lehre des Christentums übertreffen könnte“ (S. 524).

Aus diesem Grunde kann daher für das Christentum auch nicht auf die ihm einmal anhaftende Eigenschaft der Allgemeingültigkeit verzichtet werden, und ebenso wie es unüberbietbar ist, so ist es nun auch absolut. Es ist das aber nicht eine Absolutheit in dem oben von Troeltsch mit Recht abgewiesenen naiven, sondern in einem tieferen Sinne. Gegen solch eine Absolutheit hat auch Troeltsch nichts einzuwenden, nur soll sie von innen heraus sich entwickeln lassen. Und diesen Weg schlägt eben ein neuerer Forscher ein, Friedrich Heiler, Professor der vergleichenden Religionsgeschichte in Marburg, der seinem 1920 (bei Reinhardt-München) erschienenen Buche über „Das Wesen des Katholizismus“ ein besonders wertvolles Kapitel angefügt hat über „Die Absolutheit des Christentums im Lichte der allgemeinen Religionsgeschichte“. In diesem beruft sich Heiler zunächst auf das von Max Müller in Oxford mit Vorliebe betonte Wort der Apostelgeschichte (14, 17), daß Gott sich auch den außerchristlichen Völkern „nicht unbezeugt“ gelassen habe. Hiermit wird also festgestellt, daß das Christentum es nicht so macht, wie das ehemalige Judentum, welches als „auserwähltes“ Volk verächtlich auf alle anderen Völker als „Heiden“ herabsah, sondern im Gegenteil auch jeder andern Religion, und stände sie auch noch so tief, die Würdigung entgegenbringt, daß sie eine von Gott in die Menschennatur gelegte Regung eines höheren Geistes ist. Ja, es gibt, wie von jeher schon die Mystiker behauptet haben, hinter allen geschichtlichen Religionsformen eigentlich nur eine ewige und universale Religion, und so darf man sich auch nicht darüber wundern, daß in jenen nicht nur zahlreiche Parallelen zu christlichen Vorstellungen sich finden, sondern sogar auch eine gewisse Abhängigkeit der christlichen von den übrigen Religionen beobachtet werden kann. — Trotzdem aber hält doch Heiler die Absolutheit des Christentums aufrecht und zwar zunächst wegen der Wertfülle des inneren Gehaltes, den es besitzt, gegen welche die religiöse Wertarmut der anderen Religionen sich abhebt. Es zeigt sich nämlich im Christentum einerseits die größte Mannigfaltigkeit an schöpferischen religiösen Persönlichkeiten, andrerseits aber auch die Tatsache, daß der freie und lebendige Gebetsumgang mit Gott hier wie sonst nirgends seine Stätte hat. — Sodann aber überragt das Christentum die anderen Religionen auch durch seine Werthöhe d. h. durch die Wahrheitskraft seiner Ideen, und diese hat nach Heiler ihren letzten Grund in Jesus als der absoluten religiösen Persönlichkeit, die im Lichte der Weltgeschichte ins Unermeßliche wächst: „Die ungeheure Fernwirkung

seiner Persönlichkeit hat kein Analogon in der weiten Geschichte der Religion, sie ist ein unumstößlicher Beweis für Jesu Einzigartigkeit" (S. 136).

Das sind herrliche Worte, die wir ganz unterschreiben können, und mit ihnen wird eben die Absolutheit des Christentums in jenem tieferen Sinne ins Licht gesetzt.

Demnach würde es zur Ausbreitung des Christentums völlig genügen, wenn wir auf diesem Gebiete der Anweisung folgten, die Jesus selber gegeben hat: „Laßt euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen" (Matth. 5, 16). Denn das Licht tut eben nichts anderes, als daß es still und anspruchslos in die Weite scheint und damit der Umgebung nützt, während diejenigen, die in der Dunkelheit sind, von selbst durch seinen Schein angelockt werden und nun freiwillig kommen, weil sie es nötig haben. Es sollen also die nichtchristlichen Völker nicht mit nervösem Hochdruck bearbeitet, nicht nach mechanischen Missionsmethoden in ihrem Wesen vergewaltigt und in eine bestimmte Schablone gepreßt werden, sondern man soll ihnen Gelegenheit geben, zu prüfen und zu vergleichen, dann wird sich die Wahrheit schon durchsetzen. Zum mindesten aber muß man sich hüten vor der katholischen Praxis, welche die Kirche, und ebenso vor der englischen Praxis, welche die Bibel den anderen Religionen aufdrängt, und statt dessen Ernst machen mit der einzig richtigen Verkündigung, mit der das Christentum steht und fällt, nämlich der des Heilandes. Christus selbst hat nicht gesagt: Geht hin und verbreitet das Judentum, sondern er hat gesagt: Predigt das Evangelium aller Kreatur. Daher sollte vor allen Dingen das Alte Testament bei der christlichen Verkündigung gänzlich beiseite gelassen werden, dann würde sie auch mehr Erfolg haben und dem Ziele viel schneller näher kommen, daß Jesus vermöge der ihm selbst innewohnenden Wahrheit und Anziehungskraft seiner Persönlichkeit als der Weltheiland sich ungehindert auswirken kann.

II. Die richtige Fundamentierung des Christentums.

1. Das Christentum steht und fällt mit Christus.

Die christliche Religion ist keine so kümmerliche Religion, daß sie nicht auf eigenen Füßen stehen könnte. Sie braucht auch keine Krücken, um künstlich aufrecht gehalten zu werden. Sie trägt vielmehr den Beweis des Geistes und der Kraft in sich selbst.

Aber wie jedes solide Haus muß auch dies Wahrheitsgebäude sein Fundament haben.

Die Weltgeschichte hat mit einer Entwickelung von neunzehn Jahrhunderten bewiesen, daß dies Gebäude auch bei dem Platzregen der heftigsten Verfolgungen, auch bei dem Strudel der größten Staatsumwälzungen, auch bei den Stürmen der schärfsten Kritik nicht zerbröckelt, weggeschwemmt und eingedrückt worden ist; also muß es doch wohl auf dem Felsengrund stehen, von dem Jesus am Schlusse der Bergpredigt wie ein kluger Baumeister, der er ja nach seinem irdischen Berufe wirklich war (nicht Zimmermann, wie man gewöhnlich annimmt), selber geredet hat.

Aber welches ist nun dieser Felsengrund? — Eine bessere Beantwortung dieser Frage kann uns nicht gegeben werden, als wie Paulus sie uns 1. Kor. 3, 11 mit der Auskunft erteilt: Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. Und zur Bestätigung dieses Satzes mag noch die andere, ähnliche Angabe Epheser 2, 20 uns dienen, wonach Gottes Hausgenossen erbaut sind auf den Grund der Apostel und Propheten, dessen Eckstein Jesus Christus ist. Das Bild ist hier etwas anders. Der Verfasser hat hier das grundlegende Zeugnis über Christus vor Augen, wie es von den Aposteln und sonstigen Verkündigern des Evangeliums (das bedeutet hier der Ausdruck „Propheten") abgelegt wurde; aber was nun die Gemeinde als stärkste Kraft zusammenhält, das ist eben dies Zeugnis selbst von Christus als dem Anfänger und Vollender des Glaubens (Hebr. 12, 2), dem A und O (Offb. 1, 11), dem einzigen Heilbringer (Apostelgesch. 4, 12) und Lebensspender (1. Johs. 5, 20).

Nicht nur alle apostolischen Predigten und Schriften sind sich völlig einig in dieser Betonung des Heilandes als des Mittelpunktes und Nervs des christlichen Glaubens, sondern vor allem tritt seine Gestalt riesengroß aus den Evangelien hervor. Harnack hat einmal in seinem „Wesen des Christentums" gesagt: in das Evangelium, das Jesus selber gepredigt habe, gehöre Er selbst nicht hinein. Aber von den schriftlichen Evangelien gilt dies nicht. Denn das Einzige, was sie und uns interessiert, ist die Person des Heilandes selbst. Weswegen denn auch grade Harnack auf den feinen Unterschied aufmerksam gemacht hat, der im neutestamentlichen Ausdruck „Evangelium" hervortritt, sofern es doppelsinnig gebraucht wird als die Verkündigung, die Jesus selbst vornahm, und daneben als die Verkündigung über Jesus. Beides ist auch heute noch gleich wichtig.

Also Jesus ist der tragende Grund der von ihm gestifteten Gemeinschaft. „Christus ist das Christentum": kann man sich etwas Einfacheres und Selbstverständlicheres denken als diesen Satz von Alexander Vinet? Schon Schleiermacher hat, wie Troeltsch es in seinem Vortrage über die Absolutheit des Christentums (S. 39) ausdrückt, „die absolute Religion auf einen Punkt beschränkt" d. h. die Person Jesu. Wie er der erste war, der 1819 Vorlesungen über das „Leben Jesu" hielt, so hat seitdem die Theologie im ganzen vorigen Jahrhundert immer stärker und zielbewußter ihr Interesse auf die Person Jesu gerichtet.

Wir brauchen aber gar nicht einmal an unsere herrlichen evangelischen Lieder zu denken oder an den Grundsatz Luthers, wonach sogar die einzelnen Bücher der Bibel darnach ausschließlich beurteilt werden müssen, ob sie „Christum treiben" oder nicht, sondern auch in der ganzen mittelalterlichen wie in der heutigen katholischen Kirche ist der Gedanke doch nie ganz untergegangen, daß der kirchliche Glaube im Grunde nichts anderes als der Glaube an Christus ist, wenngleich dieser Gedanke durch das Aufkommen fremdartiger Lehrstoffe zeitweise stark verdunkelt wurde. Die Reformation war nichts anderes als die Rückkehr zu dem einfachen Christusglauben der alten apostolischen Zeit. Unser Vaterland hat nach Ranke (Die röm. Päpste, 5. Aufl., 1867, Bd. I S. 129) das „unsterbliche Verdienst, das Christentum in reinerer Gestalt, als es seit den ersten Jahrhunderten bestanden, wiederhergestellt, die wahre Religion wieder entdeckt zu haben".

Also: Christus ist das Christentum.

2. Es braucht keinen fremden Unterbau.

Merkwürdig! Nun kommt indessen eine seit Jahrhunderten eingewurzelte und von weiten christlichen Kreisen noch immer zäh festgehaltene Vorstellung uns entgegen, die die eben gewonnene Erkenntnis über den Haufen zu werfen droht.

Es soll nämlich nach ihr das Christentum noch mehr gesichert dastehen durch einen angeblichen Unterbau, den man seiner besonderen Vorgeschichte entnimmt.

Zunächst ist hiergegen einzuwenden, daß damit der eigentlich religiöse Gesichtspunkt verlassen, und statt dessen das Gebiet der Religionsgeschichte betreten ist. Es hat Martin Havenstein noch vor kurzem in einem sehr lesenswerten Buch (Vornehmheit und Tüchtigkeit, 1919, S. 154) auch grade über den „Historismus" im heutigen Religionsunterricht geklagt. Die Jugend verlangt vor allem Wahrheit, Stellungnahme in den großen Fragen des Glaubens und des Lebens. „Nicht, was Augustin und Pelagius, Luther und Zwingli, Schleiermacher und Hengstenberg gedacht haben, bewegt sie innerlich, sondern was sie selbst denken soll, weil es wahr ist." Dies ist vollkommen richtig. Man kann es ja auch an Erwachsenen bei jedem Gottesdienste beobachten: sowie die Predigt zu bloßen historischen Erörterungen sich verliert, fangen die Zuhörer an zu husten und sich zu langweilen, denn sie wollen etwas für das Herz, für die Gegenwart haben. „Nicht das Historische, sondern allein das Metaphysische macht selig" (Fichte). Aber was hat denn die christliche Religion, rein für sich als Religion genommen, mit einer sog. Vorgeschichte zu tun? Und wenn schon Gestalten der christlichen Kirchengeschichte uns kalt lassen: was sollen wir dann vollends anfangen mit den nebelhaften Erscheinungen eines noch weiter zurückliegenden Altertums?

Nun wendet man freilich ein, daß dies Verfahren nicht etwa nur auf der Neigung zu deutscher Gründlichkeit beruht, die alles gern ab ovo ableitet, oder gar schulmäßiger Pedanterie, sondern daß ihm auch ein religiöser Gesichtspunkt zugrunde liegt. Das sei derjenige der sogen. heilsgeschichtlichen Betrachtung. Aber diese Betrachtung ist ein Schema, das nur durch einen jüdischen, also außerchristlichen Gesichtspunkt in die christliche Auffassung hineingekommen ist. Es findet sich freilich auch im Neuen Testament z. B. in dem bekannten Satz, der dem Heiland in den Mund gelegt wird (Joh. 4, 22): „Das Heil kommt von den Juden." Aber dieser Satz steht ja schon zu den sonstigen Anschauungen des Evangelisten im vollsten Widerspruch, am stärksten dort, wo er Jesus zu den Juden sagen läßt

(Joh. 8, 44): Ihr seid von dem Vater, dem Teufel! Grade die wirkliche Geschichte, wie sie hernach in diesem Buche in dem 5. und 6. Abschnitt dargestellt wird, legt es aber auch unzweifelhaft nahe, diesen Satz eher in sein Gegenteil zu verkehren, daß nämlich von den Juden nicht das Heil, sondern das Unheil kommt. Es spiegelt also diese Anschauung nichts anderes wider als die jüdische Einbildung der eigenen sich selbst zugeschobenen Erwählung und der Privilegien, die es bescheidenerweise als Vorzug vor allen anderen Völkern in Anspruch nimmt. Und nun sollte auf solch einen haltlosen, löcherichten Unterbau die christliche Religion gegründet werden können? Wer baut denn ein Denkmal auf ein Kartenhaus?! Wäre wirklich das Judentum der Unterbau des Christentums, dann wäre der Untergang des letzteren vom ersten Tage seiner Entstehung an schon besiegelt.

Wie widerspruchsvoll in sich selbst diese noch immer in der Kirche fortgeschleppte sogen. heilsgeschichtliche Theorie ist, beweist am besten der Spott von Moses Mendelsohn, als Lavater ihm zumutete, zum Christentum überzutreten. Der schlaue Jude erwiderte nämlich: „Da der jüdische Glaube, selbst nach dem Geständnisse der Christen, das unterste Geschoß ist, worauf das Christentum als das obere ruht, so sei es ebensoviel, als ob man jemandem zumuten wollte, das Erdgeschoß abzubrechen, um sich im zweiten Stockwerk ansässig zu machen" (vgl. Kant, Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, IV, 2, Anmerkung).

Also lassen wir dies törichte Gerede von einem Unterbau des Christentums nur getrost fallen. Natürlich ist auch letzteres nicht fertig vom Himmel gefallen, geschweige, daß es ohne das Judentum in der Luft schwebt, sondern hat seine Vorgeschichte gehabt. Aber die Anschauung, als habe Gott sich jahrhundertelang nur um seine Lieblinge, die Juden, gekümmert und dagegen die andern Völker als seine Stiefkinder behandelt, sich selbst überlassen und sogar absichtlich dem Fluch des Götzendienstes übergeben, ist wieder echt jüdisch und mehr als lächerlich. Unter einer Glasglocke muß jedes gesunde Leben ersterben. Daher ist auch schon das Judentum keineswegs so isoliert gewesen, wie es selbst vorgibt, sondern es sind schon in der alten Zeit vor Christus eine ganze Menge von Religionsvorstellungen aus der babylonischen, persischen, ägyptischen, griechischen Umwelt in dasselbe eingeströmt, deren Übergewicht es sich gar nicht entziehen konnte. Besonders deutlich wird dies an dem persischen Engels- und Teufelsglauben, der ja noch zur Zeit Jesu im Judentum eine so bedeutende Rolle spielt.

Genau so ist auch das Christentum natürlich beeinflußt durch die vorausgehenden und gleichzeitigen Vorstellungen des gesamten

Altertums und wahrlich nicht nur des Judentums allein. Es sind unzählige Linien in der religiösen Entwickelungsgeschichte der Völker, die schließlich auf diesen einen höchsten Zielpunkt hinführen. Nur muß man festhalten, daß, wie Friedrich Heiler treffend hervorhebt, das große, also durchaus nicht jüdisch gedachte Wort von Paulus (Apostelgesch. 14, 17) auch grade hier gilt, daß die göttliche Vorsehung sich auch an den anderen Völkern „nicht unbezeugt" gelassen habe. Trotzdem sind alle diese geschichtlichen Elemente immer nur die Bausteine gewesen, die erst durch den bildenden Geist des göttlichen Heilandes zu einem wirklichen Kunstwerk wurden. Was ist das tote Pulver, wenn nicht der Funke hineinfällt? — Es ist wie Droysen einmal sagt: Die hellenistischen Jahrhunderte konnten nur die Bedingungen, gleichsam den Leib für das Christentum schaffen; zeugen aber mußte der Geist desselben schließlich sich selbst.

Ebenso verschlingt sich auch hernach das religiöse Gefühl des neuentstandenen Christentums mit dem Denken und Wollen, mit der Praxis und der Vorstellungswelt der Umgebung, die es vorfindet. Daher natürlich zuerst mit der jüdischen Vorstellungswelt; später (mit Paulus schon) kam die griechische hinzu und noch später mit dem Katholizismus die römische. Professor A. Metz (Preuß. Jahrb. 1908, Heft III S. 387 ff.) vergleicht nun das Verfahren, um dem reinen Christentum nahezukommen, mit dem Abziehen von Häuten. Luther löst gleichsam zuerst die römische Haut ab; die spätere Forschung tut es mit der griechischen; heute ist unsre Aufgabe, auch die letzte Haut abzuziehen, die jüdische, um endlich das reine Christentum zu finden. Dies aber wird, wie oben schon ausgeführt, nie etwas anderes sein können als Christus selbst.

Damit stehen wir denn aber auch auf rein religiösem Boden. In den Gesprächen mit Eckermann sagt Goethe einmal: „Die christliche Religion hat nichts in der Philosophie zu tun. Sie ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze."

Sollte denn das Christentum vollends noch erst durch eine andere Religion gestützt werden müssen, geschweige eine solche, die im Vergleiche zu ihm durchaus minderwertig und veraltet ist und obendrein, wie weiter unten zu zeigen sein wird, die Wirkungen des Christentums hindert und durchkreuzt?

Was man dem Buddhismus und dem Islam, ja selbst dem Judentum ohne weiteres zugesteht, nämlich die Begründung durch und auf seinen Stifter, das sollte doch billigerweise im Christentum, wo die Person Jesu alles ist, erst recht möglich sein.

3. Jesus kein Jude.

Man fragt unter diesen Umständen, wie denn die überlieferte kirchliche Anschauung von dem Judentum als Unterbau des Christentums nur überhaupt hat aufkommen können.

Der letzte Grund dafür war die unbesehen hingenommene Vermutung, daß Jesus aus dem Volke der Juden hervorgegangen sei. Dieser Umstand hat ohne weiteres die Herübernahme des Judentums in die neue Religion zur Folge gehabt und zudem noch einen gänzlich unverdienten Glorienschein auf das Judentum geworfen, so daß es von vornherein für ein religiöses Verbrechen galt, an letzterem überhaupt Kritik zu üben.

Noch heute geraten die judenchristlich beeinflußten frommen Kreise der Kirche, Katholiken wie Protestanten außer sich, wenn man z. B. die jüdischen „Erzväter" bezeichnet als das, was sie in Wahrheit sind.

Selbst Lessing, der doch sonst den Überlieferungen der Kirche wahrlich nicht kritiklos gegenüberstand, hat sich ganz unbedacht von der hergebrachten Annahme einfangen lassen und ihr sogar im „Nathan dem Weisen" den klassischen Ausdruck gegeben:

„Ist nicht das ganze Christentum
Aufs Judentum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Tränen gnug gekostet,
Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Daß unser Herr ja selbst ein Jude war."

Erst die neuere Forschung hat angefangen, diesen Punkt etwas gründlicher zu untersuchen, und ist schon jetzt zu ganz anderen Ergebnissen gekommen, — ein Beweis dafür, daß das rechte Christentum niemals stillsteht, sondern aus sich selbst zu immer neuen und vertieften Erkenntnissen drängt.

Von vornherein sei es zunächst einmal festgestellt, daß die christliche Wahrheit von der Entscheidung dieser Frage — so oder anders — gänzlich unabhängig ist. Sie steht und fällt mit Christus, aber nicht mit dem Ausfall rein geschichtlicher Untersuchungen über ihn. Dies ist eine Frage der Wissenschaft und daher nur nach wissenschaftlichen Gründen zu entscheiden.

Selbst also, wenn unzweifelhaft nachgewiesen würde, daß Jesus dem Blute nach der jüdischen Rasse angehörte, er bliebe für uns, so fatal uns diese Tatsache an sich wäre, dennoch derselbe, denn warum kann nicht eine schöne Blume oft grade auf einem Mistbeet wachsen?

Aber dieser Nachweis ist eben auf keine Weise zu liefern. Im Gegenteil ergeben die neuesten Forschungen die überraschende

Wahrscheinlichkeit, daß Jesus eben nicht — Delitzsch sagt sogar: „ganz gewiß" nicht — jüdischen Geblütes war.

Die feststehenden Tatsachen und die daran geknüpften Vermutungen sind hier folgende:

Bekannt ist, daß Paulus unter seinen Briefen auch einen an die Galater geschrieben hat. Von ihnen hat schon 1833 Prof. Dr. Winer (Biblisches Realwörterbuch, 2. Aufl. Bd. 1, S. 450) festgestellt, daß sie die Nachkommen gallischer und germanischer Heerhaufen waren, die aus Thrazien im 3. Jahrhundert vor Christo sich über Asien ergossen und schließlich hier sich festsetzten. Ihre Sprache fand noch Hieronymus „mit der deutschen in der Umgegend von Trier verwandt". Sie werden als „tapfere, freiheitsliebende und aufbrausende" Menschen geschildert. Genau so sind aber auch die Galiläer gewesen, und es fällt uns unwillkürlich auf, daß der Name dieser Bevölkerung an den Namen der Galater (Gallier) sogar anklingt.

Denselben Eindruck machen die Jünger Jesu, besonders Petrus. Sie tragen zum Teil nicht einmal jüdische Namen wie z. B. Andreas und Philippus. Mit wenigen Ausnahmen scheinen sie sämtlich Fischer oder sonst Handwerker gewesen zu sein. Schon dadurch ist ausgeschlossen, daß sie Juden gewesen sein könnten. Hat man jemals schon einen Juden als Fischer gesehen?

Bei den Juden hieß Galiläa der „Heidengau". „Was kann von Nazaret Gutes kommen?" (Joh. 1, 46). Daher war „Nazarener" für die ersten Christen soviel wie ein Schimpfname im Munde der Juden, noch schlimmer als „Samariter" (Joh. 8, 48). Schon mit diesen lebten die Juden wie Katze und Hund und sahen ihr Land als „unrein" an; wie sollte dann das noch weiter entfernte nördliche Land irgendwie anders als durch Proselytenmacherei jüdisch geworden sein, der gegenüber ja aber auch grade Jesus deutlich seine ablehnende Stellung ausgesprochen hat (Matth. 23, 15)?!

Trotzdem kann natürlich auf diesem Wege auch seine Familie mit deren Vorfahren wie auch die Familien seiner Jünger für das Judentum gewonnen gewesen sein. Aber das ist höchstens denkbar für eine Zeit von etwa 30—100 Jahren vor Christi Geburt, d. h. also zwei bis drei Generationen rückwärts. Denn nach 1. Makk. 5, 23 hat der Makkabäer Simon noch um das Jahr 150 vor Christi Geburt die sämtlichen jüdischen Familien mit Weib und Kind aus Galiläa hinweggeholt und nach Judäa verpflanzt. Es waren also seitdem keine Juden mehr da: woher soll dann ein jüdischer Ursprung Jesu abzuleiten sein?

Aber auch schon vor dieser Zeit ist die ganze Nordjordangegend seit 722 vor Christi Geburt völlig judenrein gewesen, denn es hat

der assyrische Eroberer Sargon in diesem Jahre sämtliche jüdischen Einwohner weggeholt und nach Assyrien verpflanzt. Es waren nach Stade (Bd. 1 S. 600) im ganzen auch nicht mehr als 27 290, woraus sich wieder schließen läßt, daß das ganze Nordreich eine mehr nicht-jüdische als jüdische Einwohnerschaft gehabt hat.

Soviel über die anscheinend ganz sichere nicht-jüdische Abkunft Jesu, wozu noch die fremdklingende Aussprache der Galiläer kommt (Matth. 26, 73: „Deine Sprache verrät Dich, Petrus"). Was weiter erforscht ist, gehört in die allgemeine Völkergeschichte, ist aber auch geeignet, die Frage noch in einen größeren Rahmen zu spannen und daher das Angeführte noch unter weiteren Gesichtspunkten zu beleuchten.

Darnach scheinen im Norden und Südwesten Palästinas schon Jahrhunderte vor den Galatern (Gallo-Germanen) gleichfalls indogermanische Einwanderungen stattgefunden zu haben, vielleicht sogar vom Meere her. Wir kennen alle die Angaben der altjüdischen Literatur über die „Enakskinder", die den hasenfüßigen Juden als Riesen erschienen, und die Philister, vor denen sie sich zeitlebens fürchteten. Chamberlain faßt auch die „Amoriter" als „Indoeuropäer" auf. Mit ihnen wie auch besonders den Hethitern und den übrigen Kananitern sowie den Hebräern (Habiri) vermischten sich dann die Juden, nachdem sie in Kanaan sich eingenistet hatten. Daher wundert man sich nicht, daß auch in einzelnen Gestalten wie Saul das bessere Blut gelegentlich wieder durchschlägt. Das ganze Nordreich „Israel" ist der Rasse nach überhaupt vielmehr mit nichtjüdischem Blute durchsetzt gewesen als das Südreich Juda, weswegen auch diese beiden Gebietsteile nur zeitweise sich haben zusammenschmelzen lassen. In seinem 1920 (bei Spindler-Nürnberg) erschienenen Buche „Baldur und Bibel" geht A. Döllinger sogar so weit, zu behaupten, daß „die religiösen Sitten und Gebräuche der verschiedenen nichtjüdischen Volksstämme in Palästina ausgesprochen germanisch gewesen" seien, wobei er den Schluß zieht, die Juden hätten sich diese ganze Kultur, darunter auch die Literaturerzeugnisse und Sagen angeeignet. Daß daran manches wahr ist, sofern es die jüdische Verarbeitung kananäischen Sagenstoffes angeht, ist sicher zuzugeben, aber grade die neuesten Ausgrabungen haben doch bewiesen, daß für die Kultur in Kanaan im Norden der babylonische, im Süden der ägyptische Einfluß bestimmend gewesen ist (Sellin, Der Ertrag der Ausgrabungen im Orient, Leipzig 1905 S. 26). Daneben ist seit dem 14. Jahrhundert vor Chr. auch ein „phönizisch-agäischer" Einfluß festzustellen. Hier aber ergibt sich auch, grade wieder durch die Phönizier, eine neue Stütze für die An-

nahme früher stattgefundener indogermanischer Einwanderung. Die Phönizier wurden früher für reine Semiten gehalten. Sie scheinen aber auch stark mit indogermanischem Blute durchsetzt gewesen zu sein. Ihr starker Unternehmungsgeist, der sie bis nach Spanien und Nordafrika (Karthago!) führte und zu Niederlassungen anregte, ihre Fähigkeiten als Metallarbeiter, Bergleute, Architekten und Schiffsbauer, das alles weist auf indogermanische Anlagen. Mit einemmal erscheint auch die Überlieferung, wonach diese Leute die Buchstabenschrift erfunden haben sollen, in ganz neuem Lichte. Nach Wilser (Deutsche Vorzeit S. 183) waren sie nicht die Erfinder, sondern nur die Verbreiter dieser Schrift, die aus den alten arischen Runenzeichen sich entwickelt hat. Die Annahme, daß die Kultur nicht von Süden nach Norden, sondern umgekehrt in den vorchristlichen Jahrtausenden ihren Weg gegangen ist, gewinnt damit neue Begründung. Noch eins ist höchst auffallend, die Stadt Tyrus, die den Namen des nordischen Gottes Tyr (auf deutsch Tiu) trägt; sie beweist wohl auch die Tatsache germanischer Einwanderung.

Das alles berührt den nicht-jüdischen Ursprung Jesu nur indirekt, aber es macht ihn doch, mit den obengenannten Tatsachen zusammengehalten, nur um so gewisser.

Mit Begeisterung ist dieses Ergebnis namentlich in den deutschvölkisch gesinnten Kreisen aufgenommen worden. Jesu Eltern, höchstens vielleicht etwa auch die Großeltern schon, waren jüdische Proselyten. Nachdem dies aufs Neue noch wieder durch Friedrich Delitzsch festgestellt ist, zeigen selbst seine Gegner, besonders Dr. Greßmann in der „Voss. Ztg." in diesem Punkte ein vorsichtiges Zurückweichen, und Dr. Seeberg hebt in „Deutschlands Erneuerung" schon einen früheren Versuch von ihm selber hervor, wenigstens einen arischen Ursprung der Mutter Jesu nachzuweisen.

Genau mit demselben Rechte könnte man dasselbe noch eher von dem Vater Jesu behaupten, da Maria nach Mark. 3, 21 und 31—35 mit ihren sonstigen Kindern als für das Judentum besonders fanatisiert erscheint. Das schließt freilich keineswegs ihren nicht-jüdischen Ursprung aus, denn es ist ja eine bekannte Tatsache, daß grade Übergetretene in der neuen Religion, die sie annehmen, besonders eifrig zu sein pflegen. Auffällig ist es andrerseits, daß grade Joseph in der evangelischen Überlieferung so völlig verschwindet, obwohl die angeblichen Stammbäume, die die Evangelisten auf ihn zurückführen, natürlich nur einen Sinn haben, wenn Joseph der leibliche Vater Jesu ist. Man wird hier schwerlich jemals auf sichere Tatsachen kommen.

Alle diese Hypothesen genügen aber auch für die Wahrheit vollkommen, wenn sie nur die Möglichkeit offenhalten, daß Jesus kein Jude im wirklichen Sinne gewesen ist. Denn dann ist die unselige Nabelschnur sofort zerschnitten, die ihn bisher unrettbar mit dem Judentum verbunden hat. Wir gewöhnen uns dann wenigstens, Jesus so zu betrachten, wie er an sich selbst war. Und hier ist und bleibt nun das Entscheidende für alle Fälle, daß Jesus in seiner Lehre und seinem eigentlichen Wesen keine Spur eines jüdischen Geistes zeigt. Im Gegenteil tritt er ja dem Judentum auf das heftigste entgegen, trifft es empfindlich in seinem innersten Kern, und es ist die natürliche Folge, daß das Judentum diesen seinen größten Gegner, der es völlig durchschaut, entlarvt und besiegt, als einen Fremdkörper aus seinem eigenen Bestande ausstößt. Wenn es nicht etwas banal klänge, so könnte man sagen, daß Jesus der größte Judengegner aller Zeiten gewesen ist. Gegen niemand hat daher das Judentum einen derartigen Haß und Abscheu bewiesen als gegen Christus, der es gleichsam depossiert hat. Und um so größer ist die Heuchelei dieser Leute, wenn sie gleichzeitig noch immer Jesus als einen der Ihrigen in Anspruch nehmen, um wenigstens dem Judentum noch in den Augen der Menschheit den Ruhm zu erhalten, dieses größte religiöse Genie aller Zeiten aus sich hervorgebracht zu haben.

Nein wahrlich! Christus steht als ein solcher Geistesriese vor uns, daß seiner inneren Bedeutung gegenüber auch jede besondere Betonung seiner körperlichen Abstammung völlig zurücktritt. Es ist der Geist, der auch hier allein lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze (Joh. 6, 63). Auf das innere Wesen kommt es an. Luther sagte einmal von sich: „Wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muß ich zornig sein. Da erfrischt sich mein ganzes Geblüte" (vgl. Luthers Leben von Hausrath S. 222). So kommt auch bei Christus seine wahre Natur erst im Zorne zum Vorschein. Vielleicht hat aber Luther (Dr. Hans Meyer, Das deutsche Volkstum S. 5 schließt dies aus seinem „Breitgesicht") in seinem Äußern slavischen Typus gehabt. Trotzdem ist seine Seele „urgermanisch". So mutet auch Christus auf alle Fälle uns so indogermanisch an, daß Max Bewer in seinem Buch „Der deutsche Christus" (Laubegast-Dresden 1907) ihn geradezu als deutsch anspricht. Aber derselbe Schriftsteller sagt S. 189 mit Recht: „Alles, was wachsen will, muß sich zuerst mit sich selbst in Widerspruch setzen. Der Mönch Luther, der Christenverfolger Paulus, der als Galiläer das Judentum seiner Eltern und Geschwister durchbrechende Christus sind die höchsten Beispiele für diese tiefste Weisheit." So käme also

die sittliche Größe Jesu nur noch mehr heraus, wenn er sich innerlich vom Judentum bewußtermaßen losgerungen hätte, während umgekehrt auch die reinste indogermanische Abstammung die Geheimnisse seines Innenlebens nie restlos erklären würde.

Von dem Kaiser Tiberius ist ein Wort aufbewahrt, das er von einem gewissen Curtius Rufus gesagt haben soll, der als Sohn eines gewöhnlichen Gladiators es doch bis zur Stellung eines römischen Konsuls brachte, — daß er schiene „aus sich selbst geboren zu sein". So ist jedes wahre Genie gleichsam sein eigner Ahne. Es kann, wie etwa der große Künstler, nur mit sich selbst verglichen werden. Bei Jesus gibt das Evangelium des Johannes, das am meisten von allen vier Evangelien den indogermanischen Geist zur Geltung bringt, diesem Gefühl Ausdruck, indem es den Ursprung Jesu in die geheimnisvollen Tiefen der unsichtbaren Welt verlegt. Es ist die berühmte Stelle, die auch Goethe seinen „Faust" übersetzen läßt: Im Anfang war das Wort. So wird auch Jesus uns immer wie ein großes Wunder vorkommen, so menschlich wir ihn uns auch heute vorzustellen versuchen.

Fragen wir nun noch endlich, warum im Sinne der göttlichen Vorsehung es nötig war, daß Jesus grade in diesem kleinen Erdenwinkel Galiläa aufkommen mußte, so können wir erst einmal diese Frage mit dem Hinweis auf die Tatsache beantworten, daß hier wie in einem Angelpunkt die drei Weltteile Asien, Europa und Afrika und daher auch alle ihre bis dahin vorhandenen Kultureinflüsse zusammenstoßen; andererseits aber auch, daß nur ein religiöser Held den Drachen des Judentums überwinden konnte, der dessen Natur aus nächster Anschauung und unmittelbarster Erfahrung kannte.

4. Der Gewinn dieser neuen Erkenntnis.

Er ist, soweit ich sehen kann, ein vierfacher.

1. Das Christentum gewinnt dadurch an Einfachheit. Einfachheit aber ist das Siegel der Wahrheit. Die Religion kann nicht anschaulicher, verständlicher, volkstümlicher uns entgegentreten als in der Verkörperung einer sichtbaren und greifbaren Menschengestalt. Das ist besser als alle Dogmatik und jedes philosophische System. Das kann auch von dem beschränktesten Geiste und dem Kindergemüt gefühlt und begriffen werden.

Volkstümlich ist nun in gewissem Sinne auch wohl die jüdische Vorstellungswelt. Das beweist ja am besten ihr noch immer bestehender

Betrieb vor allem in dem Schulunterricht und dem kirchlichen Leben. Aber das ist eine bedenkliche Volkstümlichkeit. Sie zieht den Menschen nicht zur höheren Stufe einer christlichen Betrachtung, sondern steigt herab auf das niedere Niveau seiner natürlichen Instinkte und Triebe, die unwillkürlich geweckt und genährt werden. Geht man aber davon aus, daß die Religion dazu da ist, den Menschen über sich selbst hinauszuheben, so findet man nichts Besseres und Wirkungskräftigeres als die innere Berührung mit der Person Jesu, von der die reinigenden und heiligenden Einflüsse ausgehen, deren wir zeitlebens alle bedürfen.

Auf diese Weise erlebt man auch allein Gott, wie er wirklich ist. Dr. Sulze hat vor Jahren einmal ausgeführt (Christl. Welt 1908 Nr. 10), Christus sei eins von den Gnadenmitteln, die man hinter sich lasse, wenn man Gott gefunden habe. Aber Gott zu finden, ist eben nicht so leicht. Viele haben ihn grade in den Jahren des Weltkrieges verloren. Wie soll eine höhere Vernunft erkannt werden, wenn die ganze Welt voll von Unvernunft ist? Wie ein höchstes Prinzip der Sittlichkeit und Gerechtigkeit, wenn im Leben der Völker die Gemeinheit und Bosheit scheinbar triumphiert? — Daher reden grade neuere Bücher wie von Paul Göhre oder Elisarion mit Vorliebe von dem „unbekannten Gott". Oswald Spengler (Untergang des Abendlandes Bd. I S. 534) meint sogar, die Vorstellung von Gott werde im Geist aller bedeutenden Menschen der „Idee des reinen, unendlichen Raumes" immer ähnlicher. Das kann doch nichts anderes heißen als daß sie vollkommen inhaltsleer und nichtssagend wird. Demgegenüber ist Luthers Standpunkt der einzig richtige, daß Christus der einzige Schlüssel zur Erkenntnis Gottes ist. Von diesem Menschen von Fleisch und Blut steigen wir auf zur Ahnung eines höheren Wesens, das uns durch Ihn zu einem „Du", ja zu einem Vater wird. Christus ist gleichsam das Transparent Gottes. Dies ist der große Vorteil, wenn Er allein in der religiösen Betrachtung den Ausschlag gibt.

2. Mit der richtigen Fundamentierung des Christentums hängt dann weiter zusammen seine größere Einheitlichkeit. Es bekommt Geschlossenheit in sich selbst und damit Stoßkraft, Wirkungskraft, anstatt sich in verschiedene Richtungen zu verlieren und damit zu zersplittern. Alles Stückwerk dagegen in der Religion hat immer etwas Lähmendes. Es zerrt den Menschen innerlich hin und her und läßt ihn niemals zur Ruhe kommen. In diesem Sinne hat Jesus vermutlich sein Wort gesprochen: „Kommt her zu Mir, denn Mein Joch ist sanft", im Gegensatz zu all den unzähligen Vorschriften der Schrift-

gelehrten, die allein im Gesetze des Moses 613 Gebote zählten. Demgegenüber kennt das wahre Christentum eben nur ein neues Gebot, das der Liebe. Das wahre Christentum ist aber nur das, welches vollkommen losgekommen ist von dem Judentum. Wird letzteres wie in der alten kirchlichen Theorie in irgend einer Weise als „heilsgeschichtlich" notwendig festgehalten, so hinkt das Christentum auf beiden Füßen. Es hat dann einen doppelten Standpunkt, und das ist im Grunde gar keiner.

Friedrich Heiler schildert in seinem Buche „Das Wesen des Katholizismus" letzteren als eine Art von Konglomerat und beschreibt ihn als „Eklektizismus". Das scheint auf den ersten Blick eine gewisse Stärke desselben zu bedeuten. „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen." Der Umfang der betreffenden Gemeinschaft wird dehnbar wie ein Gummiband. In Wirklichkeit aber ist diese Eigenschaft doch eine Schwäche, denn sie hindert den Menschen an der Klarheit, sofern sie ihn zu der Täuschung verführt, als sei er schon Christ, wenn er auch noch mitten in heidnischen oder jüdischen Gewohnheiten und Anschauungen steckt. Natürlich würde derselbe Vorwurf auch den Protestantismus treffen, wenn Lagarde mit seiner Meinung über den letzteren Recht hätte, daß er „nicht zu fassen" sei. Aber so wenig das Urteil Lagardes über die Reformation und Luthers Bedeutung anzuerkennen ist, so wenig ist auch die obige Meinung zu unterschreiben. Der Protestantismus ist wie das ganze Christentum sofort klar und greifbar, sobald er durch richtige Fundamentierung einheitlich geworden ist.

3. Ein dritter Gewinn würde sein, daß das Christentum auch zu größerer Reinheit kommt. Es ist eine von den Reformatoren von Anfang an mit aller Entschiedenheit vertretene Forderung, daß in der christlichen Kirche nichts als „reine Lehre" zu gelten hat, d. h. es sollte das Evangelium lauter und unverfälscht verkündigt werden, so wie es im Anfang der Christenheit aus dem Munde Jesu und der Apostel gekommen war. Um nun eine feste Basis gegenüber den im Mittelalter nach ihrer Meinung fälschlich in den Bestand des Christentums eingedrungenen Zutaten und Verirrungen zu gewinnen, griffen die Reformatoren zu dem ihnen untrüglich erscheinenden Beweismittel der „Schrift". Daraus ist dann später die Lehre von dem sog. Formal- und Materialprinzip der evangelischen Kirche geworden. Das Formalprinzip sollte die Schrift, das Materialprinzip die Rechtfertigung aus dem Glauben sein. Heute würden wir einfach sagen: Das Prinzip des evangelischen Christentums und des Christentums überhaupt ist Christus. Denn der Schrift unterwerfen wir uns nicht als einer von vornherein feststehenden äußeren Autorität (das würde ja

eine noch schlimmere geistige Unfreiheit bedeuten, als das Papsttum sie jemals veranlassen könnte!), sondern wir betrachten sie kritisch im Geiste Jesu Christi, der uns diese unbedingte Wahrhaftigkeit und freie Forschung gelehrt hat. Und die Rechtfertigung aus dem Glauben ist für uns eine bloße, von Paulus formulierte und von den Reformatoren unbesehen aufgenommene theologische Lehre für eine Sache, die mit dem Rückgang auf die Person des Heilandes viel besser zum Ausdruck kommt. Auf diese Weise aber fließen jene beiden sogen. Prinzipien in eines zusammen, wie es ja auch bei einer gesunden und natürlichen Wirklichkeit gar nicht anders sein kann. Denn das Christentum ist nicht eine Ellipse mit zwei Brennpunkten, sondern ein Kreis, bei dem alles auf ein Zentrum zurückgeht.

Man muß also im Geiste Luthers auch über Luther hinausgehen können und grade wie Paulus (2. Kor. 5, 16f.) von dem Christus nach dem Fleisch zu dem Christus nach dem Geist gelangen. Wer das nicht kann, der wird auch auf evangelischem Boden ein „Menschenknecht", und dann ist die Knechtschaft verstorbener Menschen, auf deren Meinungen man sich einschwört, noch verhängnisvoller als diejenige von lebendigen Priestern und Päpsten. Daher sollten grade die Protestanten endlich begreifen, daß der Grundsatz der reinen Lehre erst recht zu gelten hat den jüdischen Einflüssen gegenüber, die das Wesen des Christentums beeinträchtigen und trüben, und nicht die Fiktion noch immer aufrecht erhalten, als komme alle Entartung der Kirche nur vom Katholizismus. Nein, man muß tiefer greifen, und den eigentlichen Feind des Christentums im Judentum erkennen, dann schlägt man auch alle anderen Feinde des Evangeliums mit. Wenn der „Evangelische Bund" bei seiner Abwehr von Übergriffen des Katholizismus zu dieser Erkenntnis käme, dann brächte er ein wirkliches Prinzip zur Geltung, anstatt nun in lauter Halbheiten und schwächlichen Negationen sich zu bewegen. Ebenso muß das dann aber auch gesagt werden von denen, welche heute im Sinne einer „Hochkirche" das evangelische Christentum zu „einer kümmerlichen Doublette" des Katholizismus machen wollen. Auch sie bringen das Christentum um sein Prinzip und um seine richtige Fundamentierung, durch welche allein die Reinheit der Lehre verbürgt wird.

4. Endlich aber ergibt sich noch ein vierter Gewinn, nämlich der, daß das Christentum auf diesem Wege auch wieder allumfassend zu werden verspricht. Man lese einmal, was Otto Funke in seinen „Fußspuren des lebendigen Gottes" (16. Aufl. Bd. I S. 330) von dem „Streiten der Jünger Christi", damals während seines Studiums in Halle, über Union und Luthertum erzählt. „Wenn ich sah

und hörte, wie sonst so begabte und verdiente, ernste und geistvolle Männer der verschiedensten kirchlichen Lager sich untereinander verketzerten, und zwar alle, indem sie sich auf dieselbe Bibel beriefen — so kamen mir oft bittere und schmerzliche Zweifel, — Zweifel daran, ob es wirklich eine absolute Wahrheit, eine für Alle bestimmte und Alle befriedigende Wahrheit gebe. — — Ich glaube, daß der wahre Einfluß der christlichen Gemeinde auf die Welt erst beginnt, wenn die, die den Heiland bekennen, sich auch darstellen als eine Herde in einem Frieden." Wenn Funke solche Empfindungen hat schon den Streitigkeiten auf dem Boden seiner eigenen Kirche gegenüber: was soll man dann sagen von den unzähligen weiteren Spaltungen und Zersplitterungen des Protestantismus? Gibt es doch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika etwa 160—170 verschiedene Sekten, die sich alle mehr oder weniger auf ihre Sonderideen versteifen. Und was vollends den jahrhundertealten Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus angeht, so wird ein vernünftiger Mensch doch wohl kaum heute noch mehr glauben können, daß die eine Partei die andere jemals wird restlos aufzehren können, geschweige daß die eine zur andern geschlossen „übertritt". Und trotzdem werden auf der einen wie auf der andern Seite noch immer „Konversionen" in der Statistik verzeichnet, und die englischen Sekten brechen sogar seit etwa 100 Jahren in die evangelischen Kirchen ein.

Wann werden „die Jünger Jesu" endlich begreifen, daß es nur einen Weg gibt, die Bitte ihres Meisters „auf daß sie alle eins seien" (Joh. 17, 21) zu erfüllen, nämlich den, sich auf den Grund zu stellen, außer dem es keinen andern gibt, nämlich Jesus Christus allein, wodurch alle getrennten Meinungen der Christen immer nur zu verschiedenen Schattierungen desselben christlichen Glaubens werden?

III. Die falsche Fundamentierung des Christentums.

1. Die Umstände, die sie veranlaßten.

Fast möchte man glauben, daß das Judentum schon damals seine heute in vielen Fällen zweifellos beobachtete Methode auch dem neuaufkommenden Christentum gegenüber angewandt habe, eine feindliche Gegenströmung, der man äußerlich nicht beikommen kann, dadurch zugrunde zu richten, daß man scheinbar ihr beitritt, dann aber durch geheime Wühlarbeit sie innerlich spaltet und zermürbt.

Denn ein Christentum, das das Judentum in sich hat, ist, mag es anfangs auch noch so gesichert erscheinen, durch den inneren Widerspruch seines Wesens unrettbar der Selbstauflösung verfallen.

Schon der einzige wirkliche Jude unter den Jüngern Jesu, Judas Ischarioth, könnte so ein von vornherein bestochener Spitzel der Rabbiner in Jerusalem gewesen sein, den die arglosen anderen Jünger überhaupt nicht durchschaut hätten, während Jesus ihn kurz vor seinem Tode entlarvte. Und so wäre es gleichfalls denkbar, daß eben dieselben Rabbiner zahlreiche schlaue Leute ihrer Gesinnung dazu bestimmt hätten, in das Christentum einzutreten, um es durch Verfälschung seines Wesens am sichersten und am tödlichsten zu treffen.

Es genügen aber zur Erklärung der falschen Fundamentierung auch schon die Angaben der neutestamentlichen Schriften, aus denen sich einfache geschichtliche Vorgänge erschließen lassen.

Wir lesen Apostelgesch. 6, 7 das Wort: Es wurden auch viele Priester dem Glauben gehorsam. Zwischen diesen Worten liest man die scheinbar harmlose Freude der ersten kleinen Gemeinde in Jerusalem über diesen unerwarteten Zuwachs. In Wahrheit war letzterer höchst verhängnisvoll, denn diese jüdischen Priester brachten natürlich auch ihre jüdische Theologie mit in das Christentum hinein.

Jesus hatte ausdrücklich gewarnt vor dem „Sauerteig der Pharisäer und Sadduzäer" (Matth. 16, 6). Es ist, wie wenn dieses Wort auch noch ein gewisses Mißtrauen der ersten Anhänger Jesu gegen die jüdische Lehre widerspiegelt. Aber wie die Priester, obgleich Jesus dieselben in geradezu vernichtender Weise an den Pranger gestellt hatte (Luk. 10, 31 f.), trotzdem den Zugang zum Christentum, dieser ausgesprochenen Laienreligion, fanden, so taten

es bald erst recht auch die Pharisäer und Schriftgelehrten. Apostelgesch. 15, 5 wird erzählt, daß bei dem sog. Apostelkonvent auch Pharisäer aufgetreten seien, die „gläubig" geworden seien, und verlangt hätten, daß den neugewonnenen „Heidenchristen" auch die Beschneidung und das Gesetz des Moses auferlegt werden müsse. Petrus und Paulus sind damals mit voller Entschiedenheit dagegen aufgetreten und haben damit die Prinzipienfrage, ob die Christen in Juden verwandelt werden müßten, oder das Christentum eine Religion für sich sei, zur klaren Beantwortung gebracht. Aber nachher finden wir doch bei einem späteren Besuche des Paulus, daß „Myriaden" von „Zeloten des Gesetzes" (Apostelgesch. 21, 20) in Jerusalem genannt werden, d. h. also von Christen, bei denen das Judentum ungebrochen weiterbestand. Und aus zahlreichen Klagen und Bemerkungen desselben Apostels (2. Kor. 11, 26; Phil. 1, 15 u. 28; 3, 18) geht hervor, daß er von diesen „falschen Brüdern" auch außerhalb Jerusalems mit beständigen Nachstellungen bedroht worden ist.

Dieser sog. Apostelkonvent zu Jerusalem war gleichsam das erste amtliche „Konzil" des Christentums, und Petrus wird sogar von den römischen Christen für den ersten „Papst" ausgegeben. Aber wie kam es dann doch, daß die wichtige Entscheidung dieser Autoritäten, wonach das Gesetz Mosis, also die Thora, den Christen nicht auferlegt werden sollte, trotzdem nicht beachtet wurde, so daß seitdem die Christenheit durch Aufnahme der jüdischen Literatur in ihren eigenen Bestand tatsächlich auf einen falschen Weg geleitet worden ist?!

Damit zeigt sich eben die verkehrte Untermauerung ganz unwiderleglich, und sie hat leider zur Folge gehabt, daß die Kirche aus einer Anstalt zur Verbreitung des Christentums eine solche geworden ist, die gleichzeitig, ja vielleicht noch in größerem Maße das Judentum verbreitet.

Die jüdischen Rabbiner brauchen dazu keinen Finger zu rühren; das besorgen jetzt alles die Organe der christlichen Kirche und des sog. christlichen Staates.

Aber verfolgen wir die wirklichen Gründe weiter. Ich habe letztere in meinem „Anticlericus" (S. 259 ff.) ganz ausführlich zusammengestellt. Hier sei nur kurz auf folgendes verwiesen.

Bestimmend wurde zunächst die Macht der Gewohnheit. Es gibt nach Harnack (Wesen des Christentums S. 110) „kein konservativeres und zäheres Gebilde als eine verfaßte Religion". Das gilt von dem seit dem babylonischen Aufenthalt zusammengeschweißten Judentum ganz besonders. Daher wundern wir uns nicht, daß auch die Glieder der apostolischen Urkirche trotz ihres grundsätzlich neuen Standpunktes ganz ruhig in den alten jüdischen Formen

weiterlebten, sich anscheinend im Tempel einfanden, die Gebetsstunden innehielten und, wie besonders Paulus, die jüdischen Feste besuchten. So bekam das neu entstandene Christentum von vornherein den verhängnisvollen Anschein, als ob es nur eine Spielart des Judentums wäre.

Der zweite Grund war die mangelnde Fähigkeit der Jünger Jesu, das Prinzip der neuen Wahrheit ihres Meisters in rechter Weise weiter zu entwickeln. Jesus hatte einmal geredet von dem Most, der in „neue Schläuche" zu fassen sei (Mark. 2, 22), und das Evangelium des Johannes stellt ausdrücklich den Geist in Aussicht, der in die ganze Wahrheit (16, 13) führen werde; aber dieser schwierigen Aufgabe haben die Jünger doch nicht ganz genügt. Nach Lagarde sind nur zwei bedeutende Menschen unter ihnen gewesen; und Paulus, an und für sich ein hervorragender Denker, war als ehemaliger Rabbiner doch leider wieder in seinen Anschauungen auch noch immer jüdisch beeinflußt. Eins der größten Worte, das er in dieser Beziehung gesagt hat, ist der 2. Kor. 5, 16 aufgestellte Gesichtspunkt, daß Christus nicht „nach dem Fleisch", sondern „nach dem Geist" erfaßt werden müsse. Aber daran fehlte es grade so vielen seiner christlichen Zeitgenossen, denen es leichter fiel, Jesus in seiner äußerlichen Beobachtung der jüdischen Einrichtungen zu kopieren, anstatt aus seinem Geiste heraus diese einfach jetzt beiseite zu lassen.

Der dritte Grund war die damalige Macht des Judentums, die wir uns gar nicht groß genug vorstellen können. Sie war zunächst eine Geldmacht, denn die Juden waren schon damals die Kapitalisten von Kleinasien bis zum Westende des Mittelmeers. Josephus zitiert (Arch. 14, 7, 2) darüber eine Bemerkung des Geographen Strabo: „Dieser Volksstamm ist in jede Stadt gedrungen, und es ist nicht leicht, einen Ort des Erdkreises zu finden, der ihn nicht aufgenommen hat und von ihm beherrscht wird." — Aus der Geldmacht folgte aber (wie heute!) die Weltmacht. Cäsar und Augustus hatten ihnen wertvolle Privilegien gegeben; Tiberius und Claudius wollten sie in den Jahren 19 und 49 aus Rom abschieben, drangen aber nicht durch. Nur so ist es zu verstehen, daß das mächtige Rom in der kleinen Provinzialstadt Jerusalem eine ganz gefährliche Konkurrentin sah, und daß der Sieg des Titus im Jahre 70 als einer der glänzendsten römischen Triumphe gefeiert wurde. Trotzdem nun die Juden dadurch erst recht in alle Länder zerstreut wurden, so blieb die Macht des jüdischen „Patriarchen" auch später noch so groß, daß Origines von letzterem sagt: er „unterscheide sich in nichts von einem Könige", und auch Mommsen meint: das hartnäckige Volk Gottes habe das Werk Vespasians „zu Schanden gemacht". — Auf diese Weise war grade

durch seinen geistigen Zusammenhang und seine eifrig betriebene Propaganda sowie durch das angebliche Alter seiner religiösen Urkunden das Judentum tatsächlich zu einer solchen Macht geworden, daß eine in seinem Schatten entstandene junge christliche Bewegung sich wohl von ihr die Augen blenden lassen konnte.

2. Das Verfahren der christlichen Urgemeinde.

Wellhausen deutet darauf hin, daß es in der ersten Christenheit, die zunächst aus „Laien" bestand, sehr bald sog. „Lehrer" gegeben haben muß, die dann mit den jüdischen Schriftgelehrten in Wortkämpfe verwickelt wurden. Wir haben so eine Streitrede noch erhalten in der sog. „altercatio" zwischen einem Juden Simon und einem Christen Theophilus (vgl. Texte und Untersuchungen von O. v. Gebhardt und A. Harnack, Bd. I (Hinrichs-Leipzig 1888). Nach dieser können wir uns ein Bild davon machen, wie grade im Streit mit den Juden das Alte Testament als Beweismittel gemißbraucht wurde. Es genügen aber auch dazu die Zeugnisse der neutestamentlichen Schriften. Namentlich die Propheten und Psalmen wurden hierfür ausgeschlachtet. Wie oberflächlich man dabei verfuhr, das zeigt am besten die dem Petrus in den Mund gelegte Predigt am Pfingsttage, wo mit Berufung auf die deutlich geäußerte Furcht der Psalmisten vor der Unterwelt trotzdem in dem Zitat aus Ps. 16, 8—11 eine Weissagung auf die Auferstehung Jesu herausgebracht wird. Noch ominöser ist die bekannte Stelle Matth. 2, 23: „Er soll Nazarenus heißen", zu der ein ganz zufälliger Anklang an das hebräische Wort Nezer bei Jesaja 11, 1 den Anlaß gibt. Ja, wenn man so will, dann läßt sich freilich alles beweisen, und wir wundern uns dann auch nicht über die beständige Wiederkehr der stereotypen Formel: „Das geschah aber alles, auf daß erfüllet würde, was der Prophet so und so gesagt hat." Überhaupt gilt aber über diese Sache das treffende Wort von Gerhardt-Amyntor („Mein religiöses Kredo", Türmer, April 1908): „Nur einem Orientalen ist der Gedankengang möglich, daß Gott etwas tue, nicht aus dem souveränen Willen seiner göttlichen Allmacht und Zweckbewußtheit heraus, sondern nur um das geschriebene Wort eines armseligen irrtumgeblendeten Menschenkindes wahr zu machen." Dies rein willkürliche, echt jüdische Schema der „Weissagung und Erfüllung" ist also schlechthin abzulehnen.

Ebenso ist nun die Anwendung des Messiastitels auf Jesus. Es war das freilich ein sehr leichter Kunstgriff, sofern man nur darauf zurückzugreifen brauchte, daß Jesus einerseits häufig vom Volke mit diesem Titel begrüßt worden war, andrerseits seine Feinde ihm

auch daraus eine Anklage schmiedeten. Ganz anders wird aber die Sache, wenn man fragt, wie Jesus selbst sich zu dieser Bezeichnung gestellt hat. Demjenigen, welchem von vornherein einleuchtet, daß Jesus („Mein Reich ist nicht von dieser Welt") sich unmöglich mit dem Gedanken der jüdischen Weltherrschaft befreundet haben kann, muß die Versuchungsgeschichte („Hebe dich weg von mir Satan") mit ihrem unbedingten Abweis der jüdischen Hoffnungen feststehen. Ebenso aber auch das Wort an Petrus Matth. 16, 23. Damit fällt dann aber auch die Vermutung Harnacks hin (vgl. dessen Vortrag in Berlin, Jan. 1909), Jesus habe sich wenigstens schließlich als Messias bezeichnet. Die Geschichte seines Einzuges in Jerusalem ist von den Evangelisten mehr oder minder wieder nach dem Schema „Weissagung und Erfüllung" bearbeitet, und bei seiner Verurteilung vor dem Rat ist bekanntlich niemand außer den jüdischen Richtern zugegen gewesen. Der Name „Christus" — für uns heute ein Eigenname geworden — ist auf Jesus erst später angewachsen, es ist fraglich, ob nicht etwa aus indogermanischen Quellen. Also geht uns auch dies ganze Messias-Gerede gar nichts an. Jesus trägt seine Autorität in sich selbst. Er ist, wie er selbst einmal sagt, der „mit uns redet" (Joh. 8, 25), also sollen wir lernen, ihn für sich zu nehmen und nicht erst mit jüdischen Lappen behängen.

Dies gilt nun vollends von den zwei total widersinnigen Stammbäumen, mit denen die Evangelisten Matthäus und Lukas ihn in Beziehung zu dem Judentum bringen wollen. Dieselben sind so verunglückt, daß man aus ihnen schon die arische Herkunft des Heilandes schließen möchte. Sie beziehen sich beide auf Joseph, obgleich sie mit demselben Atem erklären, daß Joseph eben nicht der leibliche Vater Jesu ist. Statt dessen ist als leiblicher Vater Gott eingefügt, um die durch Jesaja 7, 14 geweissagte Jungfrauengeburt zu ermöglichen. Das Ganze ist so erzjüdisch und zugleich so roh und abergläubisch zurechtgemodelt, daß man sich mit förmlichem Aufatmen dem 1892 auf dem Sinai aufgefundenen syrischen Texte des Codex Lewisianus zuwendet, in dem noch im ersten Viertel des 5. Jahrhunderts die Stelle Matth. 1, 16 ehrlich lautet: „Joseph, dem die Jungfrau Maria verlobt war, zeugte Jesum." Ob nun Joseph (als geborener Galiläer) mehr arischen Geblütes gewesen ist als Maria oder umgekehrt — vermutlich waren es beide! —, jedenfalls ist gegen diesen dreisten Versuch, Jesus in geschlechtlichen Zusammenhang mit dem Judentum zu bringen oder ihn womöglich auch noch zu einem „Davidssohn" zu machen, auf das Schärfste Verwahrung einzulegen.

Aus diesen Darlegungen erhellt, daß das geschilderte Verfahren

der Urgemeinde eine Vergewaltigung des Judentums wie des Christentums bedeutet. Das Judentum wird vergewaltigt, weil seine Orakel um ihren wirklichen Wortsinn gebracht werden (so auch das bekannte Kap. Jesaja 53); noch schlimmer aber ist die Vergewaltigung des Christentums, vor allem der Person Jesu, weil sie durch jüdische Gesichtspunkte verdeckt und um ihr eignes Wesen gebracht wird. Es führt eben dieser Weg zur falschen Untermauerung des Christentums.

3. Jesus und das Alte Testament.

Etwas anders läge freilich die Sache, wenn die Behauptung Recht hätte, daß Jesus selbst seine Frömmigkeit aus dem Gesetz und den Propheten geschöpft habe und selber unmittelbar im Schrifttum des Judentums wurzele. Gewiß finden wir von Jesu oft alttestamentliche Worte angeführt, die auf eine sorgfältige Kenntnis dieser Bücher hindeuten. Im allgemeinen aber geht diese Stellungnahme nicht über diejenige hinaus, die Jesus auch sonst den herkömmlichen Einrichtungen des Judentums gegenüber beobachtet. Bei aller Ehrfurcht wahrt er doch seine innere Freiheit. Wie er offen sagt: „Des Menschen Sohn ist ein Herr des Sabbats", so hat er auch mit ungeheurer Energie („Ich aber sage Euch!") selbst die Materie der Thora angegriffen. Denn wenn er den Lehrsatz verwirft „Du sollst Deinen Feind hassen", so trifft er damit einen der Kernsätze des Judentums, wie er z. B. grade in dem furchtbaren Deuteronomium festgelegt ist. Im übrigen benutzt Jesus, wie schon Kant richtig geurteilt hat, die vorhandenen Vorstellungsweisen des jüdischen Volkes, um daran eben seine eigene Lehrweise auseinanderzusetzen. Es wäre ja auch gegen alles Gesetz der geschichtlichen Entwickelung, wenn Jesus nicht mit dem natürlichen Boden seiner Umgebung verwachsen gewesen wäre. Das Entscheidende ist hier nicht das Alte, was er benutzt, sondern das Neue, was er hervorbringt. Auch Luther wurzelt in vieler Beziehung noch im Mittelalter. Trotzdem bringt die Wucht seiner neuen Erkenntnis und seiner gewaltigen Persönlichkeit es mit sich, daß wir ihn nicht ansehen als Vollender des Alten, sondern als Bahnbrecher einer neuen Entwickelung. Wie viel mehr also muß dies bei Jesus der Fall sein. Wer ihn wie Eugen Dühring ansieht als bloßen „Ausläufer des Judentums", der sollte dann, wenn er sich einen Christen nennt, auch so folgerichtig sein, um wie weiland der katholische Bauer Joseph Steblitzki, später Abraham, in der Nähe von Brieg um das Jahr 1785 oder der gleichfalls katholische Graf Potocki, der in Wilna einige Jahre früher noch verbrannt wurde, zum Judentum überzutreten.

Schleiermacher sagt übrigens schon in seiner Glaubenslehre: Daraus, daß Christus und die Apostel sich auf das Alte Testament berufen hätten, folge keineswegs, daß auch wir das tun müßten, denn wenn man eigene Glaubenserfahrung an der Person Jesu gewonnen habe, so seien nach Joh. 4, 42 solche äußeren Zeugnisse hinfällig geworden (Bd. II, § 132).

Nun muß man aber daneben bedenken, daß wir die Aussprüche Jesu nur in der Form haben, die ihnen von den vielleicht jüdisch beeinflußten Evangelisten gegeben ist. Selbst Jesu Jünger haben ihn nachweislich oft nicht verstanden oder z. T. mißverstanden. Dies muß man vor allem im Auge behalten bei einem Wort wie dem in der Bergpredigt, das Matth. 5, 17—19 verzeichnet steht. Dies klingt ohne weiteres an an das oben gekennzeichnete jüdische Schema von „Weissagung und Erfüllung". Selbst aber, wenn dies Wort wirklich so von Jesus selbst gesagt worden wäre, so könnte es aus einer Entwickelungszeit in der Lehrweise Jesu stammen, über welche er hernach von selber hinausgewachsen ist. So z. B. ist Luther in seinen bekannten Thesen 1517 noch ganz katholisch, ja noch 1519 warnt er davor, sich von Rom loszureißen. Und trotzdem waren solche Aussprüche, an seinem eigentlichen Standpunkt gemessen, nicht folgerichtig. So erscheinen jene Worte auch hier in dem großen Vortrage, den der Evangelist, obgleich zeitlich vielleicht auseinanderliegend, doch zu einem einheitlichen Bilde zusammengeschoben hat. Hüte man sich also vor der bloßen Buchstabenbetrachtung!

Aber auch davon abgesehen, ist und bleibt das Durchschlagende bei Jesus doch immer nur seine große Persönlichkeit. Zwei Beispiele mögen das klarmachen. Friedrich der Große zollte dem verbreiteten Geschmack seines Zeitalters seinen Tribut, sofern er ganz in der französischen Literatur seine geistige Nahrung suchte. Werden wir nun etwa um seiner geschichtlichen Größe willen uns verpflichtet fühlen, dieselbe Neigung zu hegen? Im Gegenteil! Grade die Bedeutung Friedrich des Großen als des Bahnbrechers zu Deutschlands Aufstieg ist für uns das Ausschlaggebende, und die französische Literatur überlassen wir getrost den Franzosen. — Ebenso wird es uns niemals einfallen, unsere deutsche Vorliebe für Shakespeare zu einer solchen für das ganze englische Volk werden zu lassen. Wissen wir aber in solchen Fällen zu unterscheiden: wie sollten wir dann dazu kommen, um der Liebe zu Jesus willen nun auch den ganzen „jüdischen Praß", wie Goethe sagte, mit in Kauf zu nehmen. Überlassen wir doch die Juden sich selbst einschließlich ihrer Literatur, die nur sie allein angeht!

4. Die Inkonsequenz des gewöhnlichen kirchlichen Standpunktes.

Nach dem Philosophen Lichtenberg sind es grade „die gemeinsten Meinungen, nämlich das, was jedermann für ausgemacht hält, die es am ehesten nötig haben, auf ihre Wahrheit untersucht zu werden".

Dies möchte man allen denen besonders entgegenhalten, die vor der Notwendigkeit des Umlernens zurückschrecken. Es ist ihnen dabei ein schwer zu vollziehender Gedanke, daß die christliche Kirche sollte etwa 1900 Jahre lang auf völlig verkehrtem Wege gewesen sein.

Und doch ist das eigentlich nichts Neues für den, welcher in der Reformation Luthers eine rettende Tat sieht. Es muß damals für die große Masse der mittelalterlichen Kirchenchristen ein gradezu entsetzlicher Gedanke gewesen sein, daß die Kirche, diese ausgemachte Anstalt Gottes, unter Führung der „Stellvertreter Christi" sich über ein Jahrtausend lang sollte auf dem Holzweg befunden haben. Es half aber doch nichts; man mußte unter dem Übergewicht der von Luther und seinen Mithelfern vorgebrachten Gründe doch wieder umlernen und zum Anfang des Christentums zurückgreifen. So ist es auch heute nie zu spät, um sich zu besinnen und eine Sache zu verbessern, zumal wo es um eine tiefere und reinere Erfassung der christlichen Wahrheit sich handelt.

Das sehen auch klardenkende und einfach empfindende Laien ohne weiteres ein.

Ein Professor aus Mitteldeutschland schrieb dem Verfasser dieses Buches kürzlich: „Schon von meinen jungen Jahren an störte mich stets die Bezugnahme auf das sog. Alte Testament im Gottesdienste, und ich sehnte mich nach der Entfernung alles Jüdischen aus der Religion. Darum ist es auch für mich ausgemachte Sache, daß Christus in seiner irdischen Erscheinung als Arier zur Welt kam."

Ein Kreisarzt aus Norddeutschland schrieb kurz vorher: „Ich mag nicht Judenchrist sein! Mein Standpunkt ist der: Treu bis in den Tod! Alles tun Jesu Christi wegen. Ich gehöre also zu den Leuten, die das sind, was Juden oder Nichtchristen unter Freigeist verstehen, nicht hinzu." (Und nun bittet er um ein tägliches Andachtsbuch, das frei ist von alttestamentlichen Anknüpfungen.)

Eine Dame, ebenfalls aus Norddeutschland, schrieb: „Mich haben schon als Lehrerin, später als Frau und Mutter die Gedanken nicht ruhen lassen, daß wir unseren Kindern mit den von Jahr zu Jahr sich wiederholenden Erzählungen aus der jüdischen Geschichte einen unsrer christlichen Weltanschauung entgegengesetzten Wissensstoff aufdrängen." (In den deutschen Frauen pulsiert das völkische Empfinden oft viel reiner und natürlicher als in den mehr theoretisch veranlagten Männern.)

Ein Schriftleiter aus Süddeutschland, der in einem Kreise von Evangelischen und Katholiken für die Entjudung des Christentums eintritt und „Ventile öffnet, die eine Vorkriegszeit niemals hätte aufmachen dürfen", schrieb: „Wir stehen an der Schwelle einer weltgeschichtlichen Wende. Auch der gestrige Abend sagt es mir."

Ein katholischer Gesinnungsgenosse aus Brieg schreibt: „Ihren prächtigen Aufsatz „Die deutsch-christliche Kirche" im deutschvölkischen Jahrbuch lesend, drängt es mich als Katholik, Ihnen meine ganz besondere Anerkennung auszusprechen. Wenn doch diese eigentlich selbstverständlichen Gedankengänge bald Allgemeingut unsres betörten Volkes würden, damit es endlich einmal Licht werde in unserm Vaterlande. Dieser Aufsatz sollte nicht in 100000, sondern in Millionen von Exemplaren als Flugblatt ins Volk geworfen werden."

Auch aus der Vorkriegszeit fehlen doch solche schlichten Zeugnisse nicht ganz. Dagobert v. Gerhardt-Amyntor schreibt 1908 in seinem „Kredo" (Aprilheft-Türmer S. 8): „Je länger ich mich mit diesen Fragen herumquälte, weil mir mein germanisches Gewissen keine Ruhe ließ und mir der moderne religiöse Indifferentismus nur Abscheu einflößte, um so zwingender drängte sich mir die Ansicht auf, daß die Überlieferung von Christi Lehre und Leben durch jüdische Superstitionen wesentlich gefälscht und geschädigt sein müsse."

In allen solchen Zeugnissen zeigt sich also ganz einheitlich der feste Wille, an dem Christentum festzuhalten, aber das Judentum als einen in dasselbe eingedrungenen Fremdkörper auszuschalten.

Es würde das nun vermutlich gar nicht so schwer sein, wenn nicht, ja wenn nicht die modernen Schriftgelehrten sich mit äußerstem Fleiße durchweg noch dagegen auflehnten. Aber ehe ein richtiger Theologe seine von Jugend auf ihm gewohnten und durch das Universitätsstudium ihm obendrein befestigten Gedankengeleise verläßt, muß schon ein Wunder wie bei Paulus und Luther geschehen. Man sagt manchmal, daß die katholische Kirche wegen der päpstlichen Unfehlbarkeit es schwer hat, gemachte Fehler einzugestehen. Aber der evangelischen Kirche ist es mit ihren amtlichen Vertretern ebenso schwer, und Konsistorialräte sind wahrlich nicht leichter zu bekehren als Bischöfe. Was die Professoren beider Bekenntnisse betrifft, so hindert sie schon das Bewußtsein der Gelehrsamkeit, von ihrer Kathederweisheit zu einfachen neuen Erkenntnissen, die aus dem Innern des Volkes kommen, überzugehen. Und wie etwa in der katholischen Kirche die Regimenter der Mönche und Nonnen, so bilden in der evangelischen Kirche einen besonderen Hemmschuh des Fortschreitens die sog. Pastorentanten, die oft nur von gewohnten

Vorstellungen nicht lassen können, weil sie überzeugt sind, daß „der liebe Pastor so und so“ dieselbe Ansicht hat, während dann dieser sich grade wieder auf jene als Vertreterinnen des Gemeindebewußtseins beruft.

Es hilft also nichts, man muß selbst seine Augen aufmachen und die Wahrheit sehen, wie sie ist. Tatsache ist, daß die alte Kirche nun und nimmer, wie im Apostelkonzil abgemacht war, das Gesetz Mosis hätte der jungen Christenheit auferlegen dürfen, woraus klar folgt, daß dann auch das Alte Testament nicht ins Christentum hineingehört und vor allem die Glaubenslehre desselben nicht mit der Bundschließung des jüdischen Gottes Jahu mit seinem „auserwählten“ Volke zusammengebracht werden darf. Das Urchristentum hat diesen Fehler begangen, weil es im Anfang noch keine feststehende christliche Literatur hatte, und es ihm bequem war, zu dem jüdischen Kanon zu greifen.

Das war der erste Fehler. Der zweite war sodann, daß, als die alte Kirche nun selbst einen christlichen Kanon besaß, wenigstens nicht jetzt noch die jüdische Literatur wieder ausgemerzt wurde. Wenn ein Turm gebaut wird, dann läßt man sich wohl ein Gerüst um denselben gefallen, aber letzteres wird doch abgebrochen, wenn ersterer fertig ist. Das hat die alte Kirche nicht getan, und so hat sie selber es auf dem Gewissen, wenn grade im Mittelalter das aufgenommene „Judaïn“ (Lagarde) in ihrem eigenen Körper unheimlich weiterwirkte.

Nun kam Luther und brachte uns das „reine“ Evangelium. Die Christuslehre sollte von allen Verfälschungen und Zutaten gesäubert werden. Luthers Verdienst ist hier groß; auch die katholische Kirche hat Nutzen von ihm; aber gegenüber der schlimmsten Verfälschung des Christentums, nämlich durch das eingedrungene Judentum, lag ihm die mittelalterliche Binde noch ganz über den Augen, und so hat er hier alles gelassen, wie es war. Hätte er sich doch mit der Übersetzung des griechischen Neuen Testaments begnügt, welche bekanntlich während seines Aufenthalts auf der Wartburg zustande kam! Welch eine Wohltat hätte er damit seinen „lieben Deutschen“ erwiesen. Aber nun griff er leider auch noch zur hebräischen Literatur und quälte mit Hilfe von Schriftgelehrten und Rabbinern über ein Dutzend Jahre lang sich mit der Verdeutschung derselben ab. Man kann freilich sagen, daß er dadurch uns auch das Mittel gegeben hat, das Judentum wenigstens an einem Teil seiner Quellen (es fehlt ja doch wieder dabei der Talmud!) zu studieren; aber viel größer ist dennoch der Schade, der damit aufs Neue auch in die evangelische Kirche gekommen ist.

Zum vierten Mal ist dann derselbe Fehler gemacht worden, als die gelehrten Theologen und Kritiker der evangelischen Kirche zu-

sammentraten, um nach jahrelanger Arbeit uns die sogen. „revidierte" Bibelausgabe zu schenken. Wieviel sie wert ist, das hat Lagarde in einem seiner gründlichen Aufsätze zur Genüge beleuchtet. Vor allem aber ist hier zu sagen: Hätten wenigstens diese Männer in einer neuen Zeit, wo schon ein großer Teil des Volkes fast ganz von dem verfälschten Christentum sich abgewandt hatte, endlich die Wahrheit gesehen und anstatt durch Herumtüfteln an den Wörtern und Buchstaben richtige Schriftgelehrtenarbeit zu leisten, das ganze Alte Testament mit Apokryphen einfach aus Christentum und Kirchenleben herausgeworfen, dann würde man sie heute noch preisen als die größten Wohltäter unsres Volkes.

So aber ist es unvermeidbar, daß die gewöhnliche Theologie der Gegenwart, die von dem althergebrachten Standpunkt nicht loskommen kann, sich in lauter Inkonsequenzen bewegt. In einem Blatt, das in Schleswig-Holstein monatlich in zahlreichen Gemeinden des Landes bezogen wird, klagt (Januar 1921) z. B. der Herausgeber auf der vierten Seite über ein biblisches Lesebuch in Mecklenburg, das zwar im Neuen Testament keine einzige bildliche Darstellung bringt, aber statt dessen Bilder der Erzväter, von David und Salomo, von der Klagemauer in Jerusalem und einem bekannten Zionisten. Der Bilderschmuck stammt nämlich von „Ephraim Moses Lilien", und es hat sonach wieder einmal das Judentum sich geschickt eingeschmuggelt. Auf der zweiten Seite wird protestiert gegen die offene Entchristlichung unserer Schulen unter dem Schutze der Regierung. Trotzdem findet sich auf der dritten Seite in einem durchaus trefflichen Artikel über den Barmherzigen Samariter ein übel angebrachtes Zitat aus dem erzjüdischen Jesaja II.

An ähnlicher Inkonsequenz litt vor allem der Standpunkt Stoeckers, des sonst in der Bekämpfung des Judentums verdienten und daher von letzterem auch so bitter gehaßten Mannes, daß allein zirka 200 Streitschriften gegen ihn erschienen. Allein, was half das alles, wenn er daneben zeitlebens an dem kirchlichen Glauben von der besonderen „Auserwähltheit" des Judenvolkes festhielt; auf diese Weise kämpfte er ja von vornherein mit gebrochenem Schwerte. Am 17. Dezember 1879 hielt er z. B. eine glänzende Rede über die Volksschule, wobei er sich beklagte: „eine ganze Konfirmandenklasse habe nicht gewußt, wer der König Hiskias gewesen sei". Der Professor Hänel fand damals diese Zumutung „unerhört". Das Judentum war aber diesmal gewiß mit Stoecker zufrieden. Denn er hatte ihm ja auf die beste Weise genützt.

Geradezu kläglich haben sich zahlreiche alttestamentliche Theologen bei dem Erscheinen des auffehenerregenden Buches „Die

große Täuschung" von Professor Friedrich Delitzsch benommen. Obgleich hier doch wahrlich ein Fachmann, ein bewährter Assyriologe, sich hören ließ, so sind sie doch größtenteils von ihm abgerückt und haben dem hergebrachten kirchlichen Standpunkt damit neue Stärkung verschafft. Bei einem Manne wie Professor König wundert das nicht. Aber daß sonst kritisch gerichtete Gelehrte wie die Professoren Gunkel, Greßmann, Sellin und Staerk es taten und obendrein noch zum Teil in jüdischen Blättern (Berliner Tagebl., Frankfurter Ztg., Vossische Ztg.) ihre gegnerischen Äußerungen veröffentlichten, das zeigt wenigstens die ganze Verfahrenheit unsrer heutigen Theologie.

Bei Gunkel wird diese Folgelosigkeit wieder besonders klar. In der „Chr. Welt" 1907 S. 82 steht von ihm zu lesen: „Wie oft kann man jetzt schon die Klage hören, daß man in der ausgedehnten Literatur, die über die Kritik des Alten Testamentes handelt, so selten einen originellen, weittragenden Gedanken finde." — Und wenn nun doch einer kommt, der solchen „originellen, weittragenden Gedanken" hat, wie Delitzsch, dann entrüstet man sich über ihn auf das Äußerste und flüchtet lieber in den Schatten des Judentums.

Letzteres selbst aber geht im Stillen zielbewußt seinen Weg weiter. Es vergißt nicht, daß, wie Dr. Karl Sell (Katholizismus und Protestantismus, Leipzig 1908 S. 20) treffend es ausdrückt, „die alte Kirche mit genialem Griff (!) das Buch göttlicher Orakel annektiert" hat.

Noch heute ist es nach dem Blatt der Judenmission „Friede über Israel" Brauch bei Juden in Deutschland, daß man den Toten einen Stein in den Sarg mitgibt, damit sie, wenn sie „auf die grüne Aue" kommen und den Nazarener sehen, ihn mit diesem Stein werfen können (vgl. März-Nr. 1907 S. 5). Das „Berliner Tagebl.", das sich gegen alles Religiöse bekanntlich sehr ablehnend verhält, empfahl aber doch eine Bibelübersetzung, die unter dem Titel „Die Heilige Schrift" 1909 in Frankfurt a. M. bei Kauffmann erschienen war, und hoffte, daß sie „ihren Weg in viele, viele deutsche Familien finden" werde. Natürlich, denn das Neue Testament fehlte selbstverständlich darin. Und der zum Christentum übergetretene Jude Theodor Kappstein hatte 1906 die Dreistigkeit, in einer besonderen Schrift „Bedürfen wir des Pfarrers noch?" die Ergebnisse einer Rundfrage zu veröffentlichen, mit der er sich an geistige Größen Deutschlands herangedrängt hatte, um festzustellen, ob der Pfarrer (nicht der Rabbiner!) in der modernen Kulturwelt noch eine selbständige Bedeutung habe.

Der rührend unschuldige Professor der Praktischen Theologie D. Dr. Schian in Gießen benutzt aber dann dies Buch zu Vor-

lesungen vor seinen Studenten und einer besonderen Untersuchung über „den evangelischen Pfarrer der Gegenwart wie er sein soll" (2. Aufl. 1920, Hinrichs-Leipzig).

Die einzige richtige Antwort auf jene Rundfrage wäre doch wohl die kurze Gegenfrage gewesen: Bedürfen wir der Juden noch?!

5. Der Weltkrieg als Augenöffner für die Wirklichkeit.

Als im Jahre 1789 Schiller mit dem Gedicht „Die Künstler" sein philosophisches Bekenntnis ablegte, das mit den Worten begann:

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler stolzer Männlichkeit," —

da berauschten sich allgemein schon die führenden Geister der damaligen Kulturwelt an der Hoffnung eines unendlichen Aufstiegs der Menschheit, der nun dicht vor der Tür stehe. Aber wie wurden sie dann aus ihren Himmeln gestürzt durch das, was die Greuel der französischen Revolution und die nachfolgenden Kriege Napoleons sie lehrten. Europa wurde durcheinandergeschüttelt, und eine einzige Gestalt wie diejenige Napoleons warf alle Träume von Völkerbeglückung und Weltbürgertum gründlich über den Haufen.

So ist es auch uns infolge des Weltkrieges gegangen. Wir haben die ganze Brutalität und Rücksichtslosigkeit der menschlichen Selbstsucht an den politischen Maßnahmen unserer Feinde unverhüllt kennen gelernt. Gestalten, die den Zeiten des kaiserlichen Roms zur Zeit Neros und Diocletians in jeder Weise hätten Ehre machen können, sind uns in den schauerlichsten Wüterichen dieser Jahre entgegengetreten. In Strömen ist das Blut geflossen. Throne sind gestürzt, und Millionen von Menschen namentlich in Rußland sind elend zugrunde gegangen. Die ganze Skala menschlicher Leidenschaften von der glühendsten Rachsucht bis zur kältesten Grausamkeit, Zorn, Geldgier, Lüge, Übermut, Neid, Haß, Berechnung und Heuchelei — alles hat sich unmittelbar vor unseren Augen abgespielt. Wie ein feuerspeiender Krater ohne Rücksicht auf blühende Landschaften in seiner Umgebung seine Lavaströme über sie ergießt, so hat sich die menschliche Natur in ihrem wahren Wesen gezeigt. Die schlummernde Bestie im Menschen ist wieder einmal herausgekommen und hat die Weltentwickelung scheinbar um Jahrhunderte zurück in die Zeiten der Barbarei geschleudert.

Es ist unausbleiblich, daß diese Erfahrung auch uns wieder einen ganz neuen Blick gibt für die Wirklichkeit der Dinge. Vor allem wird unsere Geschichtsauffassung dadurch beeinflußt. Was sind eigentlich die treibenden Kräfte der Weltgeschichte?

Bossuet, der französische Bischof und Kirchenvater zur Zeit Ludwigs XIV., vertrat in seiner „Universalgeschichte" (1681) noch die Ansicht von einer unmittelbaren Leitung der menschlichen Ereignisse durch ein göttliches Eingreifen und nach einem theologischen Plane der Weltregierung. Dieser Ansicht trat aber schon Voltaire entgegen mit dem Standpunkt der Aufklärung, wonach eine sog. „pragmatische" Geschichtsschreibung gefordert wurde, die das menschliche Geschehen ansah als ein Gewebe von Torheiten und Verirrungen, Lastern und Leidenschaften und von dem Gesichtspunkt des menschlichen Fortschritts aus darüber zu Gerichte saß. Tiefer war daher die Betrachtung von Herder (von Rousseau schon vorbereitet), der auf die mehr natürlichen Bedingungen: Boden, Klima, wirtschaftliche Einflüsse und die Anlagen der Völker hinwies und das Ursprüngliche in Sprache und Sitte der Menschheit betonte. Nun kamen die deutschen Idealisten, besonders Kant und Fichte und hoben die fortbildende Macht der Kultur als eine Summe von lebendigen Kräften vermittelst Kunst, Staat, Recht, Philosophie und Religion hervor. Ganz anders ist demgegenüber die rein materialistische Geschichtsauffassung, die Marx als Begründer der modernen sozialistischen Bewegung zum Gemeingut der aufstrebenden unteren Volksmassen zu machen verstand, und die noch heute wahllos die Köpfe derselben erfüllt, wonach es ankommt bei der Fortbewegung der Geschichte ausschließlich auf wirtschaftliche Beweggründe. Während dann der Franzose Aug. Comte und die Engländer John Stuart Mill und Thomas Buckle sowie Darwin mehr naturwissenschaftliche Gesichtspunkte geltend machen, sind es ferner Thomas Carlyle und Heinrich von Treitschke, die mit aller Kraft den Einfluß des Helden, der großen schöpferischen Persönlichkeit hervorheben. „Männer sind es, welche die Geschichte machen."

Es liegt zweifellos in all diesen Theorien etwas Wahres, denn wie Harnack einmal in einem geistreichen Vortrag (Über die Sicherheit und die Grenzen geschichtlicher Erkenntnis, Oldenbourg-München 1917) mit Recht gesagt hat, so ist die Geschichte das sehr komplizierte Erzeugnis der verschiedensten Faktoren. Und doch hat uns nun der Weltkrieg die Augen geöffnet für einen Faktor, der von nun an als der hauptsächliche und ausschlaggebende anzusehen ist. Noch am 4. August 1914 redete der damalige Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg von dem „mächtigen Schicksal, das jetzt über Europa hereingebrochen ist". Hätte dieser philosophisch gerichtete Mann eine bessere Welt- und Geschichtskenntnis besessen, dann hätte der Weltkrieg voraussichtlich eine andere Wendung genommen. Im Gegensatz dazu sagt Fürst Bülow in seiner „Deutschen Politik" (1916) auf S. 119 von Bismarck: Die naive Auffassung, daß ein Krieg ein un-

vermeidliches Naturereignis sei wie ein Erdbeben oder ein Platzregen, habe seiner Betrachtungsweise ferngelegen.

Was lehrt nun aber der Weltkrieg? Er kam nicht wie ein Orkan, sondern durch einzelne Menschen, die die Politik machten und insofern eine Initiative ergriffen. Nun spielen gewiß auch wirtschaftliche und natürliche Beweggründe, auch Laster und Leidenschaften mit hinein, aber das Wichtigste sind doch im letzten Grunde die Ideen, die die Köpfe der Menschen erfüllen und gleichzeitig als Hebel zur Verwirklichung ihrer Pläne in die Köpfe der Nebenmenschen gebracht werden. Grade das hat sich im Weltkrieg auf das Deutlichste gezeigt. Denn große Männer, große Führer, freilich nicht in der Politik, aber um so mehr auf dem Gebiete der Heerführung hatten wir Deutsche. Einen Hindenburg, Ludendorff, Tirpitz machte kein feindliches Volk uns nach. Aber trotzdem siegten die Ideen, die von englischer Seite in großzügiger Weise schon längst vor dem Kriege in die Köpfe der Massen gebracht waren und dann auch geschickt den Massen auf deutscher Seite eingeimpft wurden. Es sei hier nur daran erinnert, welch eine Rolle z. B. das Schlagwort des „Militarismus" gespielt hat.

Für diese Massensuggestion ist aber die Presse das unfehlbar wirkende Mittel. Eine Idee kann ein Wahn sein. Sie wird aber zu einer bewegenden Kraft und einem politischen Machtfaktor, sobald es gelingt, die Massen damit zu beeinflussen. Denn die Geister der Menschen zu bewegen, ist alles Herrschens tiefftes Geheimnis. Fürsten und Minister, Volksvertretungen und Pöbelhaufen sind nur die ausführenden Organe einer „Ideensaat", die vielleicht ganz im Stillen vollbracht ist, dann aber, ihnen selbst unbewußt, sie zu einer unausbleiblichen Ausführung zwingt (vgl. J. G. Bihler im „Hammer" Nr. 300 vom 15. Dezember 1914).

Daher wird man bei einer genauen Geschichtserkenntnis und Betrachtung der Wirklichkeit die Augen richten müssen erstens auf die Mächte, die im Hintergrunde der Presse wirken und damit die Massen leiten, und zweitens auf die Ideen, die die Köpfe der maßgebenden Politiker erfüllen, wobei aber auch wieder festzuhalten ist, daß diese Ideen gar nicht von ihnen selber kommen, sondern ihnen durch irgendeine wieder im Hintergrunde wirkende Zentrale eingeflößt werden können.

Und das ist, was der Weltkrieg uns gelehrt hat. Daher ist es uns unmöglich, das Judentum so harmlos und weltunkundig zu betrachten, wie frühere Zeiten das in ihrer Unschuld getan haben. Im Gegenteil: wir wollen auch hier volle Wirklichkeit; wir haben das Bedürfnis, den Dingen auch hier einmal auf den Grund zu gehen.

IV. Die Trübungen des Christentums durch das Judentum.

1. Der weltenferne Gegensatz zwischen beiden Religionen.

„Deutsch sein" bedeutet nach Richard Wagner „eine Sache um ihrer selbst willen tun".

Schon nach diesem Grundsatz haben Christentum und Judentum ein Anrecht auf gesonderte Behandlung und reinliche Auseinanderhaltung.

Denn das Christentum ist, wie wir gesehen haben, eine Sache für sich. Es ist ein gründlicher Irrtum, wenn sowohl Prof. Seeberg-Berlin in „Deutschlands Erneuerung" und D. Traub in seinen „Eisernen Blättern" (Nr. 22, 1920 S. 341) sagen: Das Alte Testament sei das „Buch, aus dem Jesus Religion gelernt hat". Gewiß war das auch für ihn das gegebene Lernbuch zur Erfassung der jüdischen Religion. Aber dieser rein zufällige Umstand ist doch nicht das, was uns Jesus zum Heiland macht. Nach dieser Auffassung wird Jesus allerdings zum „bloßen Ausläufer des Judentums". Aber diese Theorie ist durch die Geschichte gerichtet. Fragt man, woraus Jesus seine, ihm eigentümliche, den Anstoß zum Christentum gebende Religion gelernt hat, so kann man geradezu sagen: nicht aus dem Alten Testament, sondern aus seinem eigenen göttlichen Geist. Erst wenn man darüber klar geworden ist, dann begreift man, daß das Christentum durchaus auf eigenen Füßen steht. Treffend sagt darüber der ehrwürdige Kirchenrat D. Katzer, der schon 1893 in seinem „Judenchristentum" (Grunow-Leipzig) deutlich die „krankhafte Zwitterbildung" des heutigen Christentums angedeutet hat, in dem 32. der 95 Leitsätze über „Deutschchristentum" (Th. Weicher, Leipzig 1917), daß das „Vollkommenere niemals durch das Unvollkommene verständlich gemacht und erklärt werden kann."

Ebenso muß gerechterweise auch das Judentum als eine Sache für sich behandelt werden. Es fällt ihm gar nicht ein, sich von dem Christentum aufsaugen zu lassen oder sich damit zu vermischen, sondern es bewahrt sei 2500 Jahren seine Selbständigkeit allen Völkern und Religionen gegenüber.

Das Unglück ist erst dadurch gekommen, daß man Christentum und Judentum miteinander vermengt und ihre Grenzen verwischt hat. Nicht dem Judentum hat das geschadet, denn vermöge seiner geschlosseneren Eigenart hat es bleiben können, wie es war; aber das Christentum hat wegen seiner größeren Geistigkeit den schwersten Schaden erlitten.

Spannt man Pferd und Esel dauernd vor einen Wagen, so nimmt (nach Fr. Lange) nicht der Esel die höheren Eigenschaften des Pferdes an, sondern das Pferd die niederen Eigenschaften des Esels.

Schon in den ältesten Zeiten des Christentums hat es, wie im vorigen Kapitel gezeigt ist, an einer reinlichen Scheidung zwischen Christentum und Judentum gefehlt. Die Folge ist gewesen, daß noch heute in der Kirche christliche und jüdische Elemente wie „Öl und Essig" (Schopenhauer) durcheinanderkollern.

Eine rechte Verbindung beider wird niemals möglich sein, denn nach ihrem innersten Wesen verhalten sich beide Religionen zu einander wie Feuer und Wasser.

Es ist leicht, diesen grundsätzlichen Wesensunterschied an einigen Beispielen klarzumachen.

Der jüdische Gott ist vor allem ein zorniger Gott. Im Christentum ist eines seiner bekanntesten Kernworte das, daß Gottes Wesen Liebe ist. Als daher einmal die Jünger Jesu nach Art des eifernden Elias Feuer vom Himmel fallen lassen wollen auf die Samariter, sagt Jesus stark abweisend zu ihnen: Wisset Ihr nicht, weß Geistes Kinder Ihr seid? (Luk. 9, 55). „Der Menschensohn ist nicht gekommen, die Menschenseelen zu verderben, sondern zu erhalten."

Schon dies eine Wort redet Bände. Das Judentum wird damit gekennzeichnet als eine die Menschheit verderbende, zersetzende und auflösende Macht. Das Christentum ist die Quelle aufbauender, heilender, verbindender Kräfte.

Nun hat freilich auch der jüdische Gott, namentlich seit Hesekiel und den Psalmen (z. B. 103) seine milde Seite, aber dieselbe kommt immer nur zur Geltung gegenüber den Juden, seinen Lieblingen, während er anderen Völkern gegenüber der Gott des Hasses und der Rache bleibt. Welch ein Gegensatz gegen den „Vater", den Jesus verkündigt als einen, der regnen läßt über Gerechte und Ungerechte!

Der jüdische Gott ist parteiisch und ungerecht. Er hat aber auch einen gar seltsamen Geschmack, sofern er unter den Völkern der Erde sich gradezu das simpelste und artniederste (Voltaire: „la nation la plus détestable") ausgesucht hat. Jesus dagegen sagt: „Die Kinder des Reichs werden ausgestoßen" und „Die ersten werden die letzten sein".

Auch der Ratschlag Luk. 14, 8 „Setze Dich nicht oben an" ist mehr als eine gesellschaftliche Regel in seinem Munde; er trifft die jüdische Selbstüberhebung und den pharisäischen Hochmut dieses Volkes in das Innerste. Wahrlich, es hätte keineswegs der scharfen Angriffe auf die Wortklauber und Heuchler in der Bergpredigt oder der köstlichen Satire auf den selbstgerechten Pharisäer im Tempel (Luk. 18, 10—14) oder gar der zornigen Weherufe über die Schriftgelehrten (Matth. 23) bedurft, um das ganze Judentum gegen Jesus aufzubringen, sondern der Wesensunterschied beider Religionen hätte schon auf irgend eine Weise sonst zum Austrag kommen müssen.

Das Judentum hat diesen selbst als eine tödliche Bedrohung seiner Ansprüche empfunden und darüber quittiert mit dem blutigen Tode Jesu (Lagarde: Kein Volk schlägt sein Ideal an das Kreuz), aber ebensosehr ist es Tatsache, daß Jesus zeitlebens das Judentum nicht „erfüllt", sondern bekämpft hat.

So mancherlei Namen im Alten Testament auch für den jüdischen Gott vorkommen, so ist der Name Jahu (Jahwe, Jehova) doch als eigentlicher Eigenname anzusehen. Im ganzen Neuen Testament kommt dieser Name nicht vor. Das sagt vielleicht noch wenig, denn die Juden sprachen ja auch ihre Sprache nicht mehr. Aber entscheidend ist, daß keine Spur vom Wesen dieses jüdischen Gottes sich findet. Wir leben hier in einer ganz andern religiösen Welt. Es ist, wie wenn wir aus einer dumpfen Folterkammer in reine Himmelsluft kommen.

Von Jahu sagt der Engländer Saladin (W. St. Roß) in „Jehovas gesammelte Werke" (2. Aufl., Zürich) einmal: er habe eigentlich alle Gebote des ihm zugeschobenen Dekalogs selbst übertreten. Besonders weist er hin auf das fünfte und sechste Gebot. Denn an unzähligen Stellen in der Thora und den Propheten gebietet er den Massenmord anderer Völker, wirft ihnen sogar (Jos. 10, 11) selber noch große Steine auf den Kopf und freut sich über nichts mehr als die Abschlachtung von Menschen. Mit übelberüchtigten Weibern wie der Hure Rahab hält er zusammen, wenn sie nur seinem Volke nützen. Im Neuen Testament sind Bruderliebe und sittliche Reinheit die immer wieder eingeschärften Haupttugenden.

Dem Juden geht nach Schopenhauer völlig das ab, was der Römer mit „verecundia" bezeichnet, d. h. Schamhaftigkeit, Sittsamkeit, Zartgefühl. Alle Schlafstubenangelegenheiten und Vorgänge des körperlichen Lebens, von denen der wohlerzogene Mensch von selber schweigt, werden dort mit dreister Ungeniertheit besprochen. Wenn der Jude schwört, so hat er seine Hand (1. Mose 24, 2) „unter die Hüfte" zu legen. Onanie (1. Mose 38, 9) und Unzucht (Richter 19)

werden mit breitem Behagen beschrieben. Wüste Bordellbilder braucht besonders Hesekiel (cap. 23). Wo dagegen im Neuen Testament solche Begriffe wie z. B. Vorhaut und Beschneidung angewandt werden, geschieht es ausdrücklich unter Bezugnahme auf das Judentum und unter Ablehnung desselben.

Bezeichnend bei Jahu sind auch die fortgesetzten Flüche, die er von sich gibt. Auf diese Weise wird (2. Mose 30, 38) das heilige Salböl der Priester gegen Nachahmung wie durch eine Art von Patentschutz sichergestellt. Ebenso umgibt die Bundeslade ein furchtbarer Zauber gefahrbringender Wirkungen, der dieselbe Folge hat wie etwa eine elektrische Entladung (1. Sam. 4—6). Es ist klar, daß grade wie durch die schreckliche Ausmalung der Gesetzgebung unter Donner und Blitz (2. Mose 19, 16) das dumme und abergläubische Judenvolk von den schlauen Priestern in Gehorsam gehalten werden sollte. Wie ganz anders ist der Geist der Furchtlosigkeit und der Zuversicht, den Jesus gebracht hat (Röm. 8, 31—39; 2. Tim. 1, 7).

Im Judentum ist die Grundlage aller religiösen Gefühle die schlotternde Furcht; im Christentum die freie hingebende Liebe, die freilich die Ehrfurcht nicht ausschließt. Dort sind die Menschen Knechte und Sklaven, hier Freie und Kinder.

Im Judentum ist der höchste Gesichtspunkt der Profit. Ganz klar tritt das hervor bei dem sogen. vierten Gebot. Daher sitzt auch dem Juden die Lohnsucht im Blute. Im Christentum wird als einziger Beweggrund anerkannt die Dankbarkeit für die empfangenen Wohltaten Gottes.

Der Jude will alle Güter der Welt nur für sich haben. Daher ist es ihm die schwerste Anfechtung des Glaubens, wenn es anderen Menschen, obendrein „Heiden", besser geht als ihm (Ps. 73). Das ganze Buch Hiob dreht sich um dieses quälende Problem. Für den Christen wird der Grundsatz aufgestellt: Wer ist, der Euch schaden könnte, wenn Ihr dem Guten nachkommt? (1 Petr. 3, 13).

Dem Judentum ist das Reichwerden das höchste Ideal. Die Armut gilt ihm als das größte menschliche Unglück (Herm. Cohen). Silber und Gold spielen daher in den Patriarchengeschichten, den Schilderungen von Salomo's Hofstaat und vielen Reden der Propheten eine auffällige Rolle. Jesus trifft auch damit das Judentum empfindlich, wenn er besonders den „Mammon" bekämpft.

Von der eingefleischten Selbstsucht der Juden, die andern nichts Gutes gönnt und daher auch eine der häßlichsten Sünden in sich schließt, die es für Menschen geben kann, nämlich den Neid, ist nur ein kleiner Schritt zu dem ausgesprochenen Menschenhaß, den schon Tacitus bei ihnen hervorgehoben hat. Jesus verlangt dagegen die

allgemeine Menschenfreundlichkeit, die er selber auch gegen Nichtjuden bewies, sogar in der Form der Feindesliebe.

Der Jude sieht alle anderen Menschen nur als Ausbeutungsobjekte an. Jesus sagt von sich, daß er gekommen sei, um zu dienen, und bezeichnet das als Weg zur wahren sittlichen Größe.

Grade dieser Gedanke der Hingabe, Opferwilligkeit, Selbstverleugnung ist das Größte am Christentum. Erst er macht uns Jesus zu etwas Größerem als zu einer bloßen geschichtlichen Gestalt vergangener Zeiten. In dieser von ihm allein verwirklichten Wahrheit erschließt sich uns erst der tiefste Sinn des irdischen Lebens. Es gehört freilich dazu eine ungeheure Selbstüberwindung, die mit einem inneren Sterben verglichen wird und darum sehr selten ist. Immerhin, das höchste Ideal des Menschendaseins ist hier aufgestellt. Demgegenüber zeigt sich das Judentum als unverkennbarer Egoismus.

Man kann es aber auch als krassen Materialismus bezeichnen. Denn daß es für den Juden das Schönste ist, die Freuden des irdischen Daseins in naiver Genußsucht auszukosten bis auf die Neige, das geht ja auf das allerdeutlichste hervor aus dem sog. Prediger Salomo, dessen höchste und immer wiederholte blasierte Weisheit ist: „Nichts Besseres für den Menschen als essen und trinken und sich gütlich tun in seinem Leben" (2, 24). Man hat das Gefühl, daß dieser Mann grade wie unsere Großstadtjuden gründlich Bescheid weiß mit dem, was er nachher in weltmüder Entsagung für „eitel" erklärt. Dagegen stellt sich das Christentum dar als höchsten Idealismus, wie er schon in dem Worte ausgesprochen ist: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes (Matth. 6, 33, vgl. auch 16, 26).

Das Judentum ist die Religion der Diesseitigkeit, das Christentum die der Jenseitigkeit. Freilich ist Jesus nicht der Meinung, daß man nach Art von Klosterinsassen den Bösen das Feld räumen soll, sondern mit Aufbietung aller Kraft sucht er ja eben „Gottes Reich" zu gründen, aber wie bei allen indogermanischen Religionen liegt der Schwerpunkt der Betrachtung, ganz ähnlich wie auch bei Plato und Kant, in einer unsichtbaren, idealen Welt, während das Judentum nur das anerkennt, was man greifen und sehen kann, und was etwas einbringt.

Damit hängt endlich das Letzte zusammen, was man hier nennen muß. Das Judentum kennt kein Fortleben nach dem Tode anders als im Fortleben des eignen Volkes. Schopenhauer drückt dies so aus: „Die Judenreligion nimmt unter den Glaubenslehren der zivilisierten Völker den untersten Rang ein; hierzu stimmt, daß sie auch die einzige ist, die durchaus keine Unsterblichkeitslehre noch irgend eine Spur davon hat" (Par. u. Paralip. Bd. II S. 314). Der Beweis

hierfür liegt nicht allein in solchen Zeugnissen wie 2. Kön. 22, 20, wo der Ausdruck „zu den Vätern gesammelt werden" gleichbedeutend ist mit dem andern „zu den Gräbern gesammelt werden, oder Ps. 6, 6, wo die absolute Hoffnungslosigkeit gegenüber der „Unterwelt" ausgesprochen wird, sondern auch der sprichwörtlichen Todesangst der heutigen Juden, während dem Christentum das „ewige Leben" so gewiß ist, daß es auf dem Wege des Glaubens schon in dies irdische Dasein hineinragt.

2. Trübungen des Christentums in der vorreformatorischen Kirche.

Die alte Kirche hat im 2. Jahrhundert einen klarsehenden und bedeutenden Mann gehabt, größer als Tertullian und Augustin und doch selbst heute noch immer nicht genug gewürdigt; das war Marcion, der für Jesus glühend begeisterte, aber auch ebensosehr das Judentum ablehnende Bischofssohn aus Sinope, der in Kleinasien eine an Märtyrern reiche, bis ins 6. Jahrhundert blühende, umfassende Kirchengemeinschaft begründete. Ihm verdankt die alte Kirche die Anregung zur Sammlung eines neutestamentlichen Kanons, den er selbst mit dem Lukasevangelium und zehn Paulusbriefen begründete. Deutlich erkannte er die völlige Verschiedenheit des jüdischen Gottesbegriffs von dem christlichen, deutlich auch die Vergewaltigung der Jesusgestalt durch den Weissagungsbeweis und die Anwendung des Messiasnamens auf sie. Das ganze Alte Testament lehnte er als Werk des Judengottes ab. Trotzdem konnte diese Wahrheit damals nicht durchdringen, einerseits weil Marcion seine Lehre leider mit allerlei Zutaten aus der von der Kirche allgemein verdammten Gnostik verband, andrerseits weil das Alte Testament schon zu tief im kirchlichen Gebrauch eingewurzelt war. Ganz ausgerottet wurde aber die Lehre des Marcion auch noch später nicht. Sie setzte sich heimlich fort in der zum Teil viel verbreiteten Richtung der Katharer, von denen das Wort „Ketzer" abgeleitet wird, bis nach Frankreich, wo noch im 13. Jahrhundert ein förmlicher Kreuzzug gegen sie stattfand. Hier hießen sie Albigenser. Sie gründeten sich ausdrücklich auf das Neue Testament und verwarfen den Judengott. Es ist sicher, daß die eigentlichen Anstifter ihrer Verfolgung die (bekehrten und unbekehrten) Juden gewesen sind.

Marcions Name wird noch einmal hell strahlen. Denn er hat im wesentlichen Recht gehabt (vgl. „Marcion" von Harnack, Leipzig 1921).

Aber damals siegte auch das Judentum zunächst noch über Marcion, und so wundern wir uns nicht darüber, daß Chamberlain

(Grundlagen Bd. II S. 540) uns mitteilt: „Die Schriften der Kirchenväter vom 3. Jahrhundert ab sind so gesättigt mit den Vorstellungen und Aussprüchen des Alten Testaments, daß man gar nicht bezweifeln kann, die Errichtung eines Weltstaates mit Zugrundelegung des jüdischen Priesterregimentes sei ihr Ideal gewesen."

Grade von diesem Gesichtspunkt aus habe ich die erste Auflage dieses Buches „Anticlericus" genannt, indem ich nachzuweisen suchte, wie auf dem Wege des jüdischen Klerikalismus auch unausbleiblich der spätere römische entstanden sei.

Ich brauche hier nur kurz zu sein. Es entsteht zunächst die sogen. Hierarchie, bei der in dem Aufkommen von Priestern als einer bestimmten Kaste die alte jüdische Rangordnung von Leviten, Priestern und dem Hohepriester (Papst) ihre Wiedergeburt erlebt. Der „Klerus" erscheint wieder, wo doch Jesus seine Gemeinde als eine Versammlung von Laien gedacht hatte. Schon der Hebräerbrief bringt es fertig, Jesus als „Hohepriester" zu schildern. Heilige Orte, heilige Sachen, heilige Hantierungen kommen wieder auf. Gleichzeitig auch die langen Gewänder nach dem Vorbild, das in der Thora genau beschrieben ist. Rom wird mit Jerusalem in Parallele gestellt. Die Zahl 7 wird in heiligen Einrichtungen immer mehr übernommen. In Rom gab es schon bald 7 Hauptkirchen. St. Peter hatte später 7 Altäre, wo völlige Vergebung zu erlangen war. Noch später kam die Siebenzahl der Sakramente, der Todsünden usw. auf. In die Dreiteilung der Kirchen spielte bald das Vorbild des jüdischen Tempels mit Vorhof, Heiligtum und Allerheiligstem hinein. Der bald eingeführte „Altar" zog den Gedanken des Opferdienstes nach sich bis zur höchsten Steigerung im „Meßopfer". Das mosaische Gesetz wurde „zum Aufbau der politischen und sozialen Gestaltung" (A. Ritschl) verwandt. Augustin schreibt seine „civitas dei", wodurch der Gedanke des Gottesstaates, der Theokratie populär wird.

Natürlich muß dann wie bei Saul und Samuel, worauf schon Ranke als den Prototyp aller späteren Kämpfe zwischen der weltlichen und geistlichen Macht hinwies, zwischen der Kirche als „Staat im Staate" und dem bisherigen Imperium der alte Gegensatz zwischen dem Judentum und dem Römischen Reich auch in neuer Form wieder aufleben. Das Imperium hatte das Sacerdotium zunächst mit rauher Hand zu unterdrücken gesucht. Es ist wieder sicher anzunehmen, daß das noch immer mächtige Judentum auch bei den sog. Christenverfolgungen stark im Stillen gehetzt hat. Trotzdem siegte die Kirche, und es gab nun jahrhundertelang den bekannten Kampf zwischen Kaiser und Papst. Karl der Große betrachtete sich noch selber als David und wies dem Papst nur die Rolle des fürbittenden Hohe-

priesters zu. Aber die wahnsinnigen Weltherrschaftsansprüche des Alten Testaments verdrehten immer mehr den herrschsüchtigen Priestern die Köpfe. Mit der fünften Monarchie Daniels wurde bewiesen, daß der Papst der oberste Herr sei, so erhaben über den Kaiser wie Gold über Blei oder die Sonne über den Mond, und das Haupt der Welt bilde. Schon Prierias lehrte 1520 gegen Luther die Unfehlbarkeit. Und wie das Haupt, so die Glieder. Der Kardinal Kajetan verbat sich auf dem Reichstag zu Augsburg die Gleichstellung mit den Kurfürsten, was diese sehr ärgerte.

Von solchem Hochmut ist es grade wie bei den Juden nicht weit zur Verfolgungssucht. Schon unter den Söhnen Konstantins verlangten die Bischöfe die „Vollziehung der alttestamentlichen Strafgerichte gegen den Götzendienst" d. h. die Ausrottung der heidnischen Tempel. Maßgebend wurden hier die Strafpredigten der jüdischen Propheten, die sog. Reformen des Hiskias und Josias und vor allem die scheußlichen Verfolgungen der nicht-jüdischen Völker besonders nach dem fünften Buch Mosis. Über dies Buch schreibt der obenerwähnte Saladin (S. 15) mit Recht: „Keins der Bücher, die die Welt je gesehen, war so tödlich und unheilbringend wie dieses. — Jede Seite ist zum Erzeuger von Entzweiung, Schisma und Haß geworden; jede Zeile wurde eine Reihe von Drachenzähnen, aus der die Saat bewaffneter Männer hervorsproß; jedes Wort war ein Ambos, auf dem 10 000 Schwerter geschmiedet wurden; jeder Buchstabe war Feuer und Schafott, Kerker und Todesqual. Aus Liebe zur Menschheit sage ich: Verwünscht sei die Hand, die das Gesetzbuch schrieb."

Das unterschreibt jeder, wer die Einwirkungen des Alten Testaments auf den Geist des Mittelalters wirklich kennt. Auch der jüdische Gelehrte Hermann Cohen (S. 274) weiß selber sehr gut, daß aus dieser trüben Quelle die Hexenprozesse, die Inquisition, die Ausrottung der Ketzer, zum Teil auch die Kreuzzüge und vor allem der ganze Geist der Unduldsamkeit und Grausamkeit gekommen ist, der uns gar nicht verstehen läßt, wie die „Religion der Liebe", das Christentum, sich so völlig von ihrem Ursprung verirren konnte. Alles aber ist auf Konto des Judentums zu setzen, von dessen Geist die Kirche sich im Lauf der Jahrhunderte vollgesogen hatte. Noch bis zum 30jährigen Kriege hin wurde die Vernichtung des Gegners gestützt mit Gründen aus dem Alten Testament; Raub und Plünderung z. B. mit dem Raub der Juden gegenüber den Ägyptern; Tortur und Verstümmelung mit der Bestrafung des Agag; das Schlachten von Kindern mit Psalm 137; Verrat und Meuchel-

mord mit Gestalten wie Pinehas, Ehud, Jael, Judith; Ermordung von Priestern mit der Abschlachtung der Baalspfaffen durch Elias (Andrew White: Sieben große Staatsmänner im Kampf gegen Unvernunft. Reinhardt=München 1913 S. 68 ff.). Nur so sind auch Vorkommnisse wie die Pariser Bluthochzeit und ähnliche Greuel zu erklären.

Gegenüber diesen entsetzlichen Einflüssen ist alles andre harmlos, was wir sonst noch von Nachwirkungen des jüdischen Geistes auf dem Wege des Alten Testamentes erwähnen könnten. Warum legte Rom so großen Wert darauf, daß der Kaiser das Pferd des Papstes führe? Das Vorbild war hier Haman und Mardochai im Buche Esther (Hausrath, Luthers Leben Bd. I S. 338). Im Jahre 1300 verhieß Bonifazius VIII. nach Maßgabe des jüdischen Erlaßjahres auch einen besonderen „Ablaß“. Seitdem saß diese Unsitte fest. Auch das jüdische Verfluchen nahmen die Päpste auf. Seit Gründonnerstag 1521 wurden auch die Lutheraner in die Bulle „in coena domini“ aufgenommen. Auch die Bannbulle gegen Luther enthält manche alttestamentlichen Sprüche. Tetzel betonte 1518 in einer besonderen Streitschrift: Ohrenbeichte und Satisfaktion habe Gott schon im Paradiese eingesetzt.

Auch die Volkssitten der vorreformatorischen Kirche sind stark beeinflußt vom jüdischen Sauerteig. Bekannt ist die abweisende Stellung der Kirche gegenüber dem Theater, die ganz wie bei den jüdischen Apologeten mit Ps. 1, 1 begründet wird. Die Anschauung von der Minderwertigkeit des Weibes gegenüber dem Mann war die unmittelbare Nachwirkung der jüdischen Berichte von der Erschaffung der Eva aus der Rippe des Adam und besonders vom Sündenfall. Namentlich der letztere hat es verschuldet, daß unverhältnismäßig mehr Frauen dem Wüten der Hexenrichter zum Opfer fielen als Männer. Auch die Bekämpfung der Priesterehe, die besonders von Gregor VII. betrieben wurde, war wesentlich eine Folge jüdischen Denkens. Im Geburtsakt wurde gleichfalls daher etwas Verunreinigendes gesehen. Daher stammt die noch heute sogar in der evangelischen Kirche nicht überwundene Sitte von der Einsegnung der Wöchnerinnen. Noch Luther quält sich in der „Freiheit eines Christenmenschen“ ab mit der Frage, wie doch die „Jungfrau“ Maria sich habe „reinigen“ lassen können.

Bis ins Mittelalter hat sich endlich (infolge jüdischer Anschauungen) auch die Sitte des Konkubinates erhalten (Stade, Gesch. des Volkes Israel Bd. II S. 381).

Harmlos war es ja noch, daß nach den Verbrennungen der Ketzer man auch ihre Asche ins Wasser stäubte. Es mußte aber eben alles

genau so sein, wie es 2. Mose 32, 20 und 2. Kön. 23, 12 „geboten" war. Warum hat auch Karl der Große grade 4500 edle Sachsen an der Aller hinschlachten lassen? — Nun, die 450 Propheten des Elias waren ihm etwas wenig; er multiplizierte mit 10; aber an einem Flusse mußte es doch sein, denn Elias hatte es ja auch an einem Bache Kison „vorgemacht".

Geradezu verwüstend hat das Alte Testament auf den Betrieb der Wissenschaft gewirkt. Genau 1500 Jahre ist der Fortschritt der letzteren unterbrochen worden. Denn als Kopernikus den Umlauf der Erde um die Sonne behauptete, da hatte er sich seine Weisheit aus den Schriften der vorchristlichen, griechischen und römischen Denker geholt. Man versteht das, wenn man etwa bedenkt, daß der Mönch Cosmas im Anfang des 6. Jahrhunderts ein Weltbild in seiner Topographia christiana zu beschreiben suchte, das genau der jüdischen Stiftshütte nachgebildet war (Lecky, Gesch. der Aufklärung Bd. I S. 209). Es konnte daher der Geist des „finsteren" Mittelalters erst überwunden werden durch Rückkehr zu dem hellen Licht des ursprünglichen Christentums.

3. Trübungen des Christentums in der nachreformatorischen Kirche.

Die Reformation ist den Verirrungen des Mittelalters gegenüber ein großer Fortschritt. Das Prinzip des Christentums wird durch den Rückgang auf Christus zum erstenmal wieder voll erfaßt. Daher finden sich auch bei Luther z. T. sehr treffende Urteile über das Judentum. „Moses gehet uns Christen nichts an." Das Gesetz nennt er der Juden „Sachsenspiegel", die Bücher der Könige „der Juden Kalender". Beim Buch Esther, Esra und Nehemia hebt er das „Judenzen" hervor. Zeitlebens hat er auch für das schädliche Treiben der Juden schon damals in Deutschland ein offenes Auge gehabt und viel dagegen geeifert. Noch auf seiner Todesreise nach Eisleben war ihm die Menge der Juden in der dortigen Umgegend ein Ärgernis, und er warnte vor ihnen. Er wie auch Melanchthon haben zeitweise sogar die zehn Gebote für „antiquiert" erklärt.

Aber nun zeigt sich, was wir auch bei der Entstehung des Christentums hervorhoben: „Es gibt kein zäheres Gebilde als eine verfaßte Religion." Grade so wie auch die jüdischen Sitten und Anschauungen sich gewohnheitsmäßig in dem Urchristentum fortschleppten, so geschah es auch in vielen Beziehungen auf evangelischem Boden mit den mittelalterlich-römischen. Es ist bekannt, daß auch hier die Hexenprozesse noch längere Zeit üblich waren. Der Stifter des Methodismus, John Wesley, behauptete noch 1761: wer das Dasein von Hexen leugne,

der widerspreche der ganzen Bibel. Natürlich, denn es steht ja schon 1. Sam. 28 von Sauls Besuch bei der Hexe von Endor geschrieben. Auch die Verfolgungssucht des Mittelalters nahm teilweise ganz dieselben jüdischen Formen an. Kalvin, der in Genf eine „Theokratie" errichten wollte, hat sich durch Hinrichtung des „Irrlehrers" Servet traurig berühmt gemacht, und der Reformator Schottlands, John Knox, fühlte sich durchaus als eine Art von neuem Elias und verlangte die Tötung der Katholiken mit der Begründung, daß sie „Götzendiener" seien. Der furchtbare Cromwell ließ dann, das Alte Testament in der Hand und im Kopf, die Irländer massenweise als „Amalekiter" abschlachten.

Wahrhaft erschütternd ist dann auch nach Andrew White (Sieben große Staatsmänner) vor allem das Leben von Hugo Grotius (1583—1645). Erst sein Buch „de jure belli ac pacis" (1622) hat viel dazu beigetragen, daß die Kriegsführung menschlicher wurde. Man merkt deutlich in ihm, wie der Verfasser sich Mühe geben mußte, ja nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, als ob er die alttestamentlichen Grausamkeiten beanstande; aber trotzdem beruft er sich auf den Sinn für Menschlichkeit, das Gewissen und die Vernunft und zieht die Lehre Jesu vor. Der Theologe Voëtius erklärte ihn deswegen für einen „Sozinianer". Und die übrigen z. T. sehr boshaften kalvinistischen Gegner wußten es durchzusetzen, daß ein Preis von 2000 fl. auf seinen Kopf gesetzt wurde. Als er dann später in Paris gegen die messianischen Weissagungen schrieb, kamen neue Verfolgungen über ihn. Noch im Jahre 1886, als bei Enthüllung seines Bronzestandbildes in Holland auch ein Kinderchor Lieder singen sollte, verweigerten die „rechtgläubigen" Reformierten dazu die Hergabe ihrer Kinder.

Man wird nun wohl wissen, woher auch die protestantische Unduldsamkeit kommt. Wahrlich nicht aus dem Geiste Jesu, sondern aus dem Geiste des Judentums bzw. des Alten Testaments.

Das Luthertum war nie so buchstabengläubig und gesetzlich wie das reformierte Christentum besonders in Holland und England. Aber tragisch ist doch besonders der bekannte Kampf zwischen Lessing und Goeze. An beiden sonst so trefflichen Männern ist uns der Geschmack verdorben durch die jüdischen Zutaten, welche freilich in gänzlich verschiedener Weise sich geltend machen. Bei dem höchst bedeutenden und gelehrten Hamburger Hauptpastor, der selbst für einen Lessing kein zu verachtender Gegner war, ist es der alttestamentliche Eifergeist, der ihn als Kämpfer für Rechtgläubigkeit in fortwährende theologische Händel verwickelt. Er hatte z. B. längst vorher schon einen Zusammenstoß mit einem Kollegen gehabt, weil derselbe im damaligen Kirchengebet die Worte ausgelassen hatte: „Schütte

Deinen Grimm aus auf die Heiden, die Dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die Deinen Namen nicht anrufen" (vgl. Ps. 79, 6). Es war also dieser „Zionswächter" mehr Jude als Christ. Lessing dagegen hat als scharfer Kritiker dem Christentum höchst verdienstvolle neue Wege in der Theologie gewiesen, und es war keineswegs ein Fehler von ihm, daß er seit 1774 als Bibliothekar in Wolfenbüttel die „Fragmente eines Ungenannten" herausgab. Der Verfasser derselben, Prof. Herm. „Samuel" Reimarus in Hamburg hat nämlich höchst treffende Urteile auch über die Juden in dieser Schrift gegeben, z. B. „Die ganze Rasse taugt nicht", und die sog. Erzväter hingestellt als „vollkommen würdige Väter der Juden, als welche ihnen in allen Stücken bis auf den heutigen Tag gleich sind". Hieran muß Lessing sich keinesfalls gestoßen haben, denn er hatte schon 1770 die Handschrift ganz harmlos an seinen Freund Moses Mendelssohn geschickt und ihn um dessen Urteil gebeten. Mendelssohn entgingen diese judenfeindlichen Anschauungen des Reimarus natürlich nicht, ebensowenig, wie daß die Herausgabe der Schrift ein guter Hieb sei gegen Christentum und Kirche, und so antwortete er an Lessing halb tadelnd, halb lobend (vgl. A. Bartels: Lessing und die Juden, Koch, Dresden und Leipzig 1918 S. 136). Selbst der kluge Lessing hat sich also von seinem schlauen jüdischen Freund gründlich über den Löffel balbieren lassen. Das Schlimmste aber war bei Lessing, daß er unbewußt sich mit seinem „Nathan dem Weisen" zum Verfechter des ganzen Judentums machte. Hierzu hat beigetragen einerseits die bekannte deutsche Schwäche, der vermeintlich Unterdrückten und auch der Ausländer sich anzunehmen auch auf Kosten des eigenen Volkes, andrerseits aber auch gewisse schwache Punkte in Lessings Lebensführung, nämlich seine Unordnung in Geldangelegenheiten und seine gelegentliche Spielsucht, die ihn den Händen der immer hilfsbereiten jüdischen Freunde auslieferte. Denn nur wo bereits Krankheitsstoffe sind, setzen die Parasiten sich an. Das hat ein Goethe, der die Juden genau durchschaute, treffend ausgedrückt im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilen" mit den Worten:

„Und dieses schlaue Volk sieht einen Weg nur offen,
So lang die Ordnung steht, so lang hat's nichts zu hoffen."

Bei dem guten Lessing stand eben die Ordnung nicht, und so konnten die Juden sich bei ihm einnisten. Nach der Herausgabe des „Nathan" verbreitete sich sofort das Gerücht, die Juden in Amsterdam hätten ihm, wegen Herausgabe der „Fragmente", 1000 Dukaten geschenkt (Bartels S. 179). Dies war, wie Lessing selber erklärte, ein Märchen, wenn auch immerhin recht bezeichnend für den damaligen Reichtum der Juden; Tatsache ist aber jedenfalls, daß der Druck von

„Nathan dem Weisen" erst durch eine Geldgabe des jüdischen Freundes Moses Wessely in Leipzig ermöglicht wurde, weshalb denn auch der jüdische Gelehrte Graetz die Herausgabe dieses höchst verunglückten, aber dem Judentum außerordentlich nützlichen Stückes, mit dem Lessing ebensosehr der Wahrheit wie seinem eigenen Volke geschadet hat, als ein Verdienst der Juden in Anspruch nimmt (Lagarde S. 254).

Auch auf dem Gebiete der Sitte wie des kirchlichen Volkslebens sind, ganz ähnlich wie bei dem Katholizismus, so auch bei dem Protestantismus Trübungen durch jüdische Einflüsse zu beobachten. Schon Luthers Anschauung über die Ehe ist im Grunde noch keine sehr hohe. In seiner Predigt vom ehelichen Leben (1522) bespricht er die Möglichkeit, daß ein Weib dem Manne den ehelichen Verkehr versagt, mit den Worten: „Hier ist Zeit, daß der Mann sage: willst Du nicht, so will ich eine andere; will die Frau nicht, so komme die Magd; will sie dann nicht, so laß Dir eine Esther geben und die Vasthi fahren." Wie hier deutlich angespielt ist auf das angebliche Verhalten des Königs Ahasveros, so auch offenbar auf die recht lockeren Ehesitten der jüdischen Erzväter. Grade die letztgenannten Vorbilder haben dann auch Luther und Melanchthon verleitet zu der traurigen Entgleisung vom 10. Dezember 1539 der Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen gegenüber, welche für den Fortgang der Reformation so verhängnisvoll wurde. Leider blieb das nicht der einzige Fall, sondern durch alle Jahrhunderte hindurch bis etwa bis zur Zeit vor hundert Jahren haben sich ähnliche Zugeständnisse an die ehelichen Bedürfnisse von katholischen wie evangelischen Fürsten wiederholt (besonders bei Friedrich Wilhelm II.). Man kann aber auch das ganze Mätressenwesen der oberen Stände, vielleicht aber auch das Bordellwesen von Vorbildern des Alten Testaments wie der Hure Thamar und Rahab wie der Vielweiberei der jüdischen Könige (Salomo mit 300 Kebsweibern!) ableiten, denn die alten Deutschen lebten nach Tacitus in musterhafter Keuschheit. Jedenfalls ist eine Nachwirkung jüdischer Eheanschauung, daß man noch immer von dem Weibe eine viel strengere eheliche Treue verlangt als von dem Manne, denn bei den Juden war dem letzteren nur verboten, eine fremde Ehe, und zwar seines Volksgenossen, zu brechen, während andere Frauen für ihn vogelfrei waren.

Die Stellung dem Theater gegenüber blieb auch auf evangelischem Boden im allgemeinen noch so wie in der alten Kirche. Noch vor einigen Jahren sprach sich in Kopenhagen ein Pastor Kold bei der Bestattung eines Theaterdirektors gegen diesen Beruf aus, und in Barmen verboten (November 1905) die evangelischen Geistlichen ihren Konfirmanden den Besuch einer Tellaufführung.

Die Stellung zur Wissenschaft erschien vielfach als eine gebrochene durch den Buchstabenglauben der „rechtgläubigen" kirchlichen Kreise. Der bedauerlichste Fall war die Erklärung des sonst so trefflichen Pastor Knak auf einer Berliner Synode, nach welcher er die Meinung vom Umlauf der Erde um die Sonne ablehnte. Grund: Josua 10, 12: „Sonne stehe still zu Gibeon".

Das Posaunenblasen gilt in eben denselben Kreisen als geistliche Musik für ein besonderes Zeichen der Frömmigkeit für Jünglingsvereine. Grund: Psalm 150, 3 „Lobet den Herrn mit Posaunen!"

Andrew White hat auch ein Buch geschrieben mit Erinnerungen aus seinem Diplomatenleben (Voigtländer, Leipzig 1906). Darin bespricht er auf S. 356 auch die religiöse Stellung des ehemaligen Kaisers Wilhelm II., den er im übrigen als einen „aufrichtig frommen, gläubigen Christen" schätzt; trotzdem schreibt er: „nichtsdestoweniger ist auch in der Religion des jetzigen Herrschers ein Rest von jenen alttestamentarischen religiösen Gefühlen erhalten geblieben, die sich in seiner festen Zuversicht auf die Hilfe des ‚Allmächtigen', in dem Bewußtsein, seinem Volke als Führer bestimmt zu sein, und in seiner Bereitwilligkeit über die ‚Philister' herzufallen, zutage treten. Ganz besonders auffallend machen sich diese alttestamentarischen Vorstellungen in der Musik zu den hohen Festtagen bemerkbar, wenn die Großen des Reiches sich in der Hofkirche versammeln. Den Motetten, die von einem Posaunenchor und dem berühmten Berliner Domchor ausgeführt werden, fehlt jede Spur von dem Geiste, welcher die Bergpredigt durchflutet."

Als im Jahre 1913 die hundertjährige Wiederkehr der Erhebung Deutschlands gegen Napoleon gefeiert wurde, hatte die Berliner Kirchenbehörde den dortigen Geistlichen vier alttestamentliche Texte für die Predigt vorgeschrieben.

Ganz besonders feierte dieser Geist seine Triumphe während des letzten Weltkrieges. Am 1. August 1915 wurde z. B. in Flensburg der Jahrestag des Kriegsanfangs in fünf Kirchen mit folgenden Stellen beleuchtet: 1. Sam 7, 12, einem Text über Moses und Elias; Jes. 40, 31; 2. Mose 15, 1—3; 1. Mose 32, 28 und 1. Kor. 9, 25; also nur der letztere christlichen Inhalts. Prof. D. Kittel gab extra ein Buch heraus „Das alte Testament und der Krieg", worin er die Kriege in Israel und die „Kriegsfrömmigkeit" des deutschen Volkes behandelte. Die „Süddeutschen Monatshefte" vom November 1915 brachten drei Predigten eines katholischen Feldgeistlichen, eines Feldrabbiners und eines protestantischen Stadtpfarrers, alle (mit Rücksicht auf den Rabbiner!) über den gemeinsamen Text Hosea 10, 12 gehalten. Besprochen wurde aber nur in dem Heft die Predigt

des Rabbiners. Noch bei der Abstimmung im März 1920 gegen die Dänen hat ein Professor aus Tübingen den Patriotismus der Flensburger nicht besser anregen zu können geglaubt als mit dem Rachegesang der Juden gegen Babel (Ps. 137).

Natürlich ist das alles auf englischem Boden noch viel schlimmer. Wie manches Mal wurde berichtet, daß die Kriegspredigten zurückfielen in die jüdischen Aufreizungen den Kananitern gegenüber. Schon die ganze liturgische Ausgestaltung der englischen Staatskirche, bei welcher die Psalmen buchstäblich abgesungen werden, die strenge Feier des jüdischen Sabbats, die Verlesung der zehn Gebote, die Behandlung jüdischer Texte, die Gründung des ganzen Volkslebens auf das erste Buch Mosis, welches nach Angabe von Dr. Karl Peters die maßgebende religiöse Urkunde für ganz England ist, nicht zuletzt auch die zahlreichen jüdischen Konvertiten, die besonders in die höchsten Kreise sich eingedrängt haben, das alles muß ja von vornherein eine durchaus altteſtamentliche Atmosphäre schaffen. Dazu kommen lächerliche Theorien wie die, daß auf dem flachen Stein, der in dem 1396 den Schotten geraubten englischen Königsthron eingelassen ist, der ehrenwerte Jakob geruht habe, der damit als „Heiliger" Englands in einer ganz neuen, aber vielleicht sehr passenden Beleuchtung erscheint; oder wie die, daß der englische König seinen Stammbaum auf David und Aaron zurückführen kann; oder endlich wie die von den zehn Stämmen der Juden in der babylonischen Gefangenschaft, die ausgerechnet nach England verschlagen sein sollen. Nun, wenn dann das englische Volk noch immer nicht als „auserwähltes" an die Stelle der Juden getreten ist, so müßte es allerdings zu verwundern sein. Augusta Cook, die Gründerin des „Protestantischen Britisch-Israel-Bundes" hat in einer besonderen Schrift „Britains in the Bible" während des Krieges ausgeführt: „In der Weissagung von Daniel 2 haben wir einen unwiderleglichen Beweis dafür, daß das Reich Israel und das Britische Reich ein und dasselbe ist." Uns Deutschen kann das gewiß recht sein, und wir haben auch nichts dagegen einzuwenden, daß es in England und Amerika noch immer Leute gibt, die mit Rücksicht auf mosaische Vorschriften kein Schweinefleisch essen oder es für Sünde halten, Wurst oder Tunke zu genießen, die mit Blut zubereitet sind, oder gar von einem Arzt ihre neugeborenen Söhne beschneiden lassen, um doch ja an dem Bunde teilzunehmen, den Jahu für seine Erwählten bestimmt hat. Auch herrscht dort durchweg die Auffassung, daß die Arbeit ein Fluch ist. Grund: 1. Mose 3, 19.

Ganz besonders sind es endlich die englischen und amerikanischen Sekten, in denen der jüdische Geist in oft phantastischer Weise fort-

wuchert. Von den Mormonen bis zu den Adventisten, die den jüdischen Sabbat feiern, von der Heilsarmee, die Religion und Geschäft geschickt zu verbinden weiß, bis zu den Russelianern, die heute ganz Deutschland mit ihrer Agitation für jüdische Weltherrschaftsgedanken überschwemmen (der verstorbene „Pastor" Russel selbst war vermutlich jüdischer Abkunft), wogt uns ein wirres Durcheinander von wilden, an einzelne wahllos aus dem Zusammenhang gerissene Bibelstellen angeknüpften Zusagen und Erwartungen entgegen. Die letzte Wurzel aller solchen apokalyptischen Hoffnungen sind die Weissagungen der jüdischen Propheten Hesekiel und Daniel.

Man kann es nun unter solchen Umständen verstehen, wenn Chamberlain (Grundlagen, Vorwort) behauptet, der Protestantismus sei in gewissem Sinne noch mehr verjudet worden als das katholische Christentum.

Auch Lagarde (Deutsche Schriften S. 232) vergleicht daher die Reformation mit der Reform des Esra und wirft ihr vor, daß sie ein neues Schriftgelehrtentum zur Folge gehabt habe. Gewiß ist das eine Schwäche des Protestantismus, daß er immer wieder leicht auf den pharisäischen Standpunkt „es steht geschrieben" zurückkommt, und dadurch die Kirche zur Schule wird. Man lese nur einmal die Auslegung, die der Hermannsburger Pastor Louis Harms etwa von dem 44. Psalm in einer Bibelstunde gibt. Die ersten drei Verse zeigen darnach an, wodurch Israel zu Davids Zeiten „ein so ausgezeichnetes, von Gott begnadigtes und auserwähltes Volk" geworden war. „Wenn ihre Jungen zu stammeln anfingen, lernten sie den Namen ‚Jehovah' aussprechen." — „Und damit vergleicht einmal das jetzige Christenvolk! Säen, pflügen, Mist fahren, das können sie usw." — Oder man lese die Auslegung zum 82. Psalm, der in gleicher Übertreibung der jüdischen Aussagen die gegenwärtigen Obrigkeiten herabsetzt. „Brave Obrigkeiten gibt es so selten wie eine weiße Krähe unter schwarzen." — „Weil die Obrigkeiten meistenteils in kirchlicher und irdischer Hinsicht ungerecht richten, was kann dann bestehen? Ein Spitzbube wird freigesprochen, der christliche Mann kommt ins Gefängnis." — Man wundert sich nur, daß die hannöverschen Behörden solche Verdächtigungen sich haben gefallen lassen. Aber der Verfasser hat sich unter seinen offenbar sehr beschränkten Gemeindegliedern wohl sicher gefühlt. Auf ein ähnliches tiefes Niveau weist auch Ernst Mühe mit seinen „Biblischen Denkwürdigkeiten", in denen Fragen behandelt werden wie die, woher Kain seine Frau hatte, oder warum die Vorfahren der Juden so fabelhaft alt wurden usw. Mit solchen Albernheiten soll das christliche Leben gehoben werden. Selbst der so verdiente schleswig-holsteinische Kirchenvater Klaus Harms ist

typisch für die Zurückleitung des Christentums im 19. Jahrhundert zu jüdischen Anschauungen. Seine Antrittspredigt in Kiel 1816 hielt er über den Text Mal. 2, 7: „Des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren." Das ist kennzeichnend für die unerfreulichen Zutaten in der Persönlichkeit dieses Mannes, der sonst durchaus evangelisch war. Viel Unglück haben auch die Bibelgesellschaften im vorigen Jahrhundert angerichtet durch Verbreitung des Alten Testaments als eines angeblich christlichen Buches. Die Priv. Württembergische Bibelanstalt vertrieb noch vor kurzem eine gekürzte Ausgabe des Neuen Testamentes. Die apostolischen Briefe waren darin nur ganz auszugsweise mitgeteilt, aber die jüdischen Psalmen, auch die scheußlichsten Haß- und Rachegesänge, durften natürlich nicht fehlen.

Eine besonders schwere Versündigung gegen den Geist des Christentums hat sowohl die evangelische wie die katholische Kirche auf ihrem Gewissen durch Aufnahme der sogen. zehn Gebote in den christlichen Katechismus. Die alte christliche Kirche hat davon in keiner Weise etwas wissen wollen. Etwa 1200 Jahre lang blieb das Gefühl lebendig, daß die Gebote etwas Jüdisches, Unterchristliches seien. Erst die Beichtpraxis der mittelalterlichen Kirche hat die zehn Gebote hervorgezogen und in den kirchlichen Unterricht eingefügt. So hat Luther es ungeprüft übernommen und leider die zehn Gebote zum ersten Hauptstück, also zum Unterbau des ganzen christlichen Glaubens gemacht. Damit ist der ganze einheitliche Gesichtspunkt des Christentums verschoben und aus dem Evangelium Gesetz geworden, aus dem freien Kindesverhältnis ein jüdischer Kontrakt mit Belohnung und Strafe als Beweggründen, wie der „Beschluß" am Ende noch besonders deutlich zeigt. Luthers eigene Erklärungen unter jedem Gebot zeigen vollends, wie mit dem wiederholten „fürchten und lieben" der Vater Jesu Christi halb wieder in den jüdischen Jahu verwandelt ist. Das hat zur Folge gehabt eine systematische Erziehung des Volkes zu Selbstgerechtigkeit und Oberflächlichkeit. Namentlich die bäuerliche Frömmigkeit ist oft ganz alttestamentlich. Und in der Beziehung sind Katholiken und Protestanten wenigstens gleich, daß sie oft — jüdisch denken. Kommt dazu dann noch ein Schul- und Konfirmandenunterricht, der vielmehr das Alte Testament als das Neue zum Lehrstoff wählt, so ist die Verbreitung des Judentums, ohne daß die Juden selbst einen Finger zu rühren brauchen, wieder einmal auf Generationen hinaus vollkommen gesichert.

4. Die Gefahren für den Fortbestand des Christentums.

Bei einer nüchternen Betrachtung der Dinge zeigt sich das Christentum eigentlich jetzt schon geschlagen und überwun-

den von dem Judentum. Gewiß, man kann über diesen Zustand sich völlig täuschen. Man kann hinweisen auf die etwa 500 Millionen christlicher Kirchenglieder. Man kann ihnen gegenüber geringschätzig hinblicken auf die nur 14 Millionen Juden. Aber der Zustand ist heute doch so wie etwa in Deutschland zur Zeit der Gegenreformation. Damals fast ganz Deutschland evangelisch, in Österreich nur noch der zehnte Teil der Bevölkerung katholisch. Und seit dem Jahre 1556 eine Handvoll Jesuiten. Was konnten die viel machen? — Die Geschichte antwortet darauf. Sofort beginnt der Umschwung. Sofort spinnen sich feine Fäden an von den Fürstenhöfen zu den Städten und Dörfern. In wenigen Jahrzehnten war ein Dritteil von Deutschland wieder katholisch. Es liegt eben eine unbestreitbare Wahrheit in dem Worte von Julius Stahl, der selber ein bekehrter Jude war: „Wenn sich zehn (bewußte!) Leute zusammentun, so wirken sie nicht zehnmal, sondern hundertmal so viel wie der Einzelne.“ So gleicht die Christenheit schon jetzt einem unterminierten Turm oder einer ausgehöhlten Frucht. Die Schlauheit des kleinen David ist die Schleuder, die auch den großen Riesen schließlich zu Fall bringt.

Damit hätte denn in der Tat der fast 2000jährige Kampf zwischen beiden Religionen für das Christentum nicht grade rühmlich geendet. Seit dem ersten Auftreten Jesu hat die jüdischen Rabbinen „ein an Wahnsinn streifender Zorn und Haß“ (Laible) gegen Jesus erfüllt. Bei seinem Tode fühlte dieser wilde Fanatismus sich scheinbar befriedigt. Aber er wachte nur um so stärker auf, als die galiläischen Anhänger Jesu den Sieg und das Leben ihres Meisters verkündigten. Er wuchs an zur Raserei, als das junge Christentum gar bald das Judentum überflügelte. Von jetzt an begann der Kampf des Judentums gegen seinen Nebenbuhler auf Leben und Tod. „Die Juden“, sagt Wernle, „sind die Hauptheßer in der beginnenden (heidnischen) Christenverfolgung gewesen. Sie denunzierten die Christen, wie den Paulus vor Felix (Apostelgesch. 24, 5) vor den römischen Beamten als gesetzlos, also unsittlich, libertinistisch, und verdächtigten sie obendrein moralisch durch Verleumdungen wie die vom Leichendiebstahl, der unehelichen Geburt Jesu, der Eselsanbetung u. dgl.“. Bei der Verfolgung des Kaisers Nero, der vermutlich auch Paulus zum Opfer fiel, hat nicht allein seine Mätresse, die jüdische Proselytin Poppaea Sabina, sondern auch der jüdische Schauspieler Alityrus den Ohrenbläser des Kaisers gemacht. Noch der Kirchenvater Tertullian bezeichnet die Synagogen als die „Quellorte der Verfolgungen“. Der Orden der Tempelritter scheint ganz in die Hände „bekehrter“ Juden gefallen zu sein, weswegen er schließlich von der Kirche ausgerottet wurde. Überhaupt ist anzunehmen, daß

zahlreiche übergetretene Juden, die oft in hohe geistliche Stellen gelangten (auch die Neuzeit hat noch den Bischof Kohn in Olmütz gesehen!), ihren Todfeind im Stillen weiterbekämpften. Luthers Schrift „Von den Jüden und ihren Lügen" klagt auch heftig über die Lästerungen der letzteren gegen das Christentum. In den Schriften der Rabbinen der alten Zeit erscheinen die Christen unter dem Namen „Akum". Christus erscheint unter dem Namen „Narr", „Zauberer", „Gottloser", „Götzendiener", „Bastard", „Hund", „Kind der Wollust", „Hurensohn", „Bileam" und „Der Gehenkte" (Chamberlain, Grundlagen Bd. I S. 330). Nach Lagarde heißt das Kreuz bei den Juden „Faden und Einschlag", damit ein jüdischer Mund nicht durch Nennung dieses Wortes verunreinigt wird. Kein Gerät, das die Form eines Kreuzes hat, darf gebraucht werden. 1870 nannte ein Herr Wittkower (Altona) es in einer hebräischen Zeitung ein todeswürdiges „Verbrechen", wenn jüdische Ärzte im Kriegslazarett mit der Binde des „Roten Kreuzes" beteten.

Wer wird siegen, der sechseckige Stern Judas oder das Kreuz? — Die Frage ist vorläufig noch nicht auszumachen. Der Jude geht jedenfalls zielbewußt seinen Weg. Ohne viel darüber zu reden, aber auch ohne zu vergessen, verfolgt er unentwegt sein Ziel: Niederwerfung seines tödlich gehaßten Gegners. Wenn die Christenheit Karfreitag feiert, sollte sie sich jedenfalls nicht in Träume wiegen, als ob mit dieser Tragödie endgültig der Sieg des Christentums erstritten sei; sonst könnte noch einmal ein viel schrecklicheres „Golgatha" kommen, wo das Judentum der ganzen Welt am Grabe des zu Boden getretenen Christentums seine Jubelgesänge zu Ehren des menschenmordenden, völkerausrottenden Jahu singt.

Diese Perspektive liegt aber seit dem 9. November 1918 gar nicht mehr so in der Ferne, wie viele glauben, sondern ist durch den Sieg der Revolution in unheimliche Nähe gerückt.

Gewiß hat auch die Sozialdemokratie mit den ihr verwandten Richtungen eine selbständige politische Bedeutung. Es ist nicht das Geringste dagegen einzuwenden, wenn auch der deutsche Arbeiter wie alle anderen bürgerlichen Stände seine Rechte vertritt und seine wirtschaftliche Stellung zu verbessern sucht. In diesem Sinne ist die soziale Frage, obschon eigentlich uralt, so doch das besondere Produkt unserer Zeit, die durch Industrialismus und Kapitalismus, Fabrikarbeit und Wohnungsnot besondere Schwierigkeiten veranlaßt hat. Dr. Hinzpeter sagte einmal: Das deutsche Volk habe, nachdem es die Reformation zustande gebracht habe, noch eine zweite besondere Aufgabe in der Weltgeschichte, das sei die

Lösung der sozialen Frage. Von Herzen unterschreibt das jeder redliche Deutsche und reicht daher auch gern seinen deutschgesinnten Volksgenossen zur Mithilfe die Bruderhand, soweit das Wohl der Gesamtheit dabei gleichzeitig im Auge behalten wird. Auch Graf Herm. Keyserling sieht hierin „Deutschlands wahre politische Mission" (2. Aufl. Darmstadt 1920).

Höchst bedenklich bleibt aber dabei, daß das Judentum verstanden hat, die Sozialdemokratie und die mit ihr verwandten Richtungen zu einem Sturmbock für seine eigenen politischen und religiösen Ziele zu machen. Man kann das in jeder Volksversammlung und an fast jeder sozialdemokratischen Zeitung beobachten: sobald ein Wort gegen das Judentum gesagt wird, tritt die Sozialdemokratie mit auffälliger Leidenschaft für dasselbe ein. Das mag damit zusammenhängen, daß die Begründer der Sozialdemokratie neben dem Nichtjuden Engels die Juden Marx (Mardochai) und Feist Lasal gewesen sind. Denn nach dem berühmten Satz des Sallust kann ein Reich nur erhalten werden durch die Kräfte, durch die es gegründet ist. Daher löst sich die Sozialdemokratie auch nicht gern von ihrer natürlichen Grundlage und verleugnet (anständigerweise) auch ihre Väter nicht. Dazu kommt, daß die Juden zweifelsohne diese Bewegung mit großen Summen gefördert haben, was wieder die Sozialdemokratie zur Dankbarkeit treibt. Aber gerade diese letztgenannte Tatsache muß jeden andern Deutschen höchst bedenklich machen, denn der Jude tut nichts ohne ganz genaue Berechnung und Erwartung eines Profits. Der Gewinn für ihn ist, daß er auf diese Weise eine große Partei zu seiner Verfügung hat, so daß sie speziell seinen Zwecken und Zielen dient, ohne vielleicht das selber zu ahnen. Auf dem Parteitage der österreichischen Sozialdemokratie 1897 sagte der Genosse Dobiasch: „Die Juden drängen sich heute in unsere Partei hinein, nicht um Sozialdemokraten zu werden, sondern weil sie glauben, daß die Sozialdemokratie *ihre* Interessen schützt." Und das „Jüdische Volksblatt" in Wien schrieb 1899: „Fördern wir die Sozialdemokratie, wo und wie wir können, aber seien wir vorsichtig, damit die breiten Massen nicht merken, daß die Sozialdemokratie nur eine Judenschutztruppe ist." Auch in Deutschland wurde schon längst vor der Revolution die Sozialdemokratie von Juden regiert. In Nr. 14 des „Reichsboten" wurde 1907 diese Tatsache mit folgendem Verse gekennzeichnet:

„Wurm, Stadthagen, Arons, Cohn,
Bernstein, Goldstein, Davidsohn,
Herzfeld, Haase, Singerleben
Und die Rosa noch daneben,
Das ist, — Himmel, steh' uns bei! —
Die *deutsche Arbeiter*partei."

Wie viele jüdische Typen in Rußland, Ungarn, Österreich und Deutschland mit einem Male bei der Revolution in den Behörden wie in den Arbeiter- und Soldatenräten auftauchten, ist ja urkundlich durch die Wiedergabe ihrer Köpfe in der Münchener Zeitschrift „Auf gut deutsch" festgelegt (vgl. auch Dr. Walter Liek: Der Anteil des Judentums am Zusammenbruche Deutschlands).

Uns aber interessiert hier vor allem, wie das Judentum diesen Machtzuwachs ausgebeutet hat, um die ihm befreundete Sozialdemokratie als Mauerbrecher gegen das ihm verhaßte Christentum zu verwenden. Bei einer Reichstagswahl rief Singer seinen Genossen zu: sie sollten dafür sorgen, daß die rote Fahne von den Palästen und den Kirchen wehe. Diesem Mann ist weder als Millionär noch als Mitglied seiner Synagogengemeinschaft jemals von seinen Genossen ein Haar gekrümmt worden, aber in der sozialdemokratischen Presse erließen die jüdischen Hetzer regelmäßig die wütendsten Angriffe auf christliche Feste und Einrichtungen und forderten höhnisch den Austritt aus der Kirche (vgl. W. Ilgenstein: Die religiöse Gedankenwelt der Sozialdemokratie, Berlin 1914). So ist es gekommen, daß der deutsche Arbeiter in großen Massen völlig kirchenfeindlich, wenn nicht religionslos geworden ist, während der schlaue Jude nach wie vor die Ideen der Thora vertritt. Bezeichnend ist auch, daß in den sozialistischen Blättern immer nur evangelische und katholische Geistliche verspottet und verdächtigt werden, aber nie jüdische Rabbiner. Wie der jüdische Dichter Heine der Hofpoet der Sozialdemokratie geworden ist, so ist Rosa Luxemburg gleichsam ihre Heilige. Und eine besondere Ironie der heutigen Verhältnisse tritt insofern hervor, daß in Volksversammlungen die Waffen gegen die Kirche hergeholt werden aus den Wundergeschichten des Alten Testamentes, die dann auf das Konto des Christentums gesetzt werden. Es ist wieder einmal der Beweis dafür, wie gerade das Alte Testament mit seinen unterchristlichen Vorstellungen Schuld ist an dem Umstand, daß weite Volkskreise sofort nach der Konfirmation und dem Schulaustritt der Religion den Rücken drehen, wie auch schon Schleiermacher in seinen Sendschreiben an Lücke den „Atheismus" seinerzeit auf eben dieselbe Ursache zurückgeführt hat.

Handelt es sich in diesen Stücken mehr um eine geistige Verseuchung unsres Volkskörpers durch das Judentum zum Schaden des Christentums, so erwächst letzterem eine weitere Gefahr durch jüdische Blutszuführung in das körperliche Leben unsres Volkes und zwar auf dem Wege der Übertritte. Die christliche Kirche pflegt bisher ausdrücklich eine sog. „Judenmission". Mit ganz wenigen Ausnahmen läßt sich annehmen, daß, wenn Juden zur christ-

lichen Kirche übertreten, sie dies tun, um irdische Vorteile zu erlangen. Kommt dann außerdem noch die eifrig betriebene Verwandlung der jüdischen Eigennamen in deutsche hinzu, so haben sie die beste Gelegenheit, im Stillen als Juden weiterzuwirken und ihrem Volke, mit dem sie innerlich im Zusammenhang bleiben, wertvolle Dienste zu leisten. Das gesamte Judentum der Welt wäre sicher nicht so hochgekommen, wenn nicht all die bekehrten Juden wären. Diese also verderben nicht nur die Rasse der indogermanischen Völker, sondern hindern sie auch mit stillschweigendem Einvernehmen untereinander an der Selbsthilfe gegen die Übergriffe des Judentums. Das sind die Leute, deren Nachkommen dann hauptsächlich für Beibehaltung des Alten Testamentes in Kirche und Schule eintreten. Die Stimme des Bluts regt sich ganz von selber bei ihnen und so fühlen sie sich unwillkürlich als Freunde des auserwählten Volkes. Das ist der Grund, weshalb so manche Deutsche als Pazifisten oder gar als Mitglieder des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus" sich hervortun. Man prüfe nur einmal ihren Stammbaum. Der Verfasser von Harro Harringa, der selber von einer ostfriesischen Mutter stammt und absichtlich auch wieder seinen Kindern das Blut einer solchen zugeführt hat, führt, während er gleichzeitig die Ostjuden als finnische Rasse erklärt, im Grunde doch nur einen Kampf zugunsten des Judentums, indem er als eigentlichen Feind der Menschheit den Antisemitismus erklärt (Vortrupp Nr. 22, 1919). So ein Deutschtum und Christentum leidet gleicherweise gleichsam an Knochenerweichung, und wenn auch nicht unmittelbar, so findet doch mittelbar eine bedenkliche Schwächung des Christentums durch diese jüdischen Übertritte in die Kirche statt.

Endlich noch eine Gefahr für den Bestand des Christentums, die freilich nicht dem Judentum selbst, sondern nur der Trübung des Christentums durch dieses angerechnet werden kann. Denn dafür können die Juden ja nichts, daß einige Menschen so urteilslos sind, das Christentum mit dem Judentum zusammenzuwerfen und es für dasselbe zu halten. Tatsache ist aber, daß auch heute noch immer Leute auftreten, die das Christentum deswegen verwerfen, weil sie es für jüdisch halten. Wiederholt ist oben schon auf Eugen Dühring hingewiesen, der Jesus als einen „Ausläufer" des Judentums und das Christentum als „wesentlich Hebraismus" erklärt. Viel schärfer ist das Buch des Engländers W. Stewart Roß (Saladin): Jehovas gesammelte Werke, eine kritische Untersuchung des jüdisch-christlichen Religionsgebäudes (2. Aufl. Zürich), das mit beißender Satire die Blößen des Judentums aufdeckt. Es entgeht dem Verfasser aber völlig, daß das Christentum eine ganz andere Religion und in

seinem Wesen dem Judentum gerade entgegengesetzt ist. Hier hat eben die plumpe englische Beschränktheit, wie er sie in seiner eignen Kirche kennen lernen mochte, ihn verführt, in entgegengesetztem Sinne in denselben Fehler zu fallen. Nirgends mehr gilt die Regel als gegenüber dem Alten und dem Neuen Testament: gut lehrt, wer gut unterscheidet. Daher sind auch ähnliche Schriften wie die von Ernst von Wolzogen oder Walter Hagall oder Albert Grimpen oder Heinrich Pudor immer Schläge ins Wasser. Sie treffen nicht das Christentum, welches unantastbar vor uns steht, sondern nur das Judentum, schaden aber doch dem Christentum insofern, als sie beides miteinander vermischen.

Welch ein weiterer Ansporn für die, welche auf altkirchlicher Seite im Grunde dasselbe tun, endlich einmal das Christentum von dem Judentum zu trennen, damit ersteres doch nicht die Schläge bekommt, die nur das letztere wirklich verdient hat!

V. Das Judentum, wie es wirklich ist.

1. Die richtige Beurteilung der jüdischen Quellen.

Das Judentum hat selbstverständlich das Recht, nach seinen eigenen Urkunden beurteilt zu werden.

Gerade so, wie Johannes der Täufer von den Abgesandten seines Volkes ausgeforscht wurde, so kann auch das Judentum von unsrer Seite die unbefangene Frage erwarten: Wer bist Du? Was sagst Du von Dir selbst?

Denn das ist der unschätzbare Wert der jüdischen Literatur, daß sie uns ein wahrheitsgetreues Urteil ermöglicht über den Geist, der sie hervorgebracht hat.

An dem Ursprung sprudelt diese Quelle am reinsten. Folglich ist das sog. Alte Testament die gegebene Selbstphotographie des jüdischen Wesens.

Man muß freilich sich diese Urkunden nicht ansehen mit den fromm-gläubigen Augen eines Naturmenschen, etwa so, wie auch das ahnungslose Kind des Volkes alles, was es in seinem Blatte gedruckt liest, für unerschütterliche Wahrheit hält; sondern es hat uns die moderne Kultur auf die Wege einer wissenschaftlichen Kritik gewiesen, die auch bei der jüdischen Literatur ja nicht außer acht gelassen werden darf.

Hält man sich streng an dieses Verfahren, so stößt man gerade in der altjüdischen Literatur zunächst auf das, was ich die retrofiktive Methode nennen möchte. Was darunter zu verstehen ist, möchte ich an zwei Beispielen klar machen.

Auf dem Arbeitsgebiet der christlichen Mission in Indien wurde vor Jahren zeitweise auch einmal die laterna magica verwandt, um den erstaunten Augen der dortigen Einwohner Bilder aus dem Leben Jesu vorzuführen und damit den Inhalt der christlichen Lehre ihnen begreiflich zu machen. Unter den Zuschauern befand sich nun einer, von dem der betr. Missionar später hörte, daß er seinen Dorfnachbarn hernach davon mit den Worten erzählt habe: Es ist alles wahr, was die fremden Lehrer erzählen, denn ich habe es selbst mit meinen Augen gesehen.

Man begreift sofort, daß das einfache Hirn eines indischen Bauern den Gedankensprung nicht machen kann von der durch Menschen veranlaßten Darstellung einer Sache zu dieser Sache selbst, um sie auf ihre objektive Glaubwürdigkeit zu untersuchen.

Während des Weltkrieges kursierten im englischen Volke (vielleicht auch anderwärts) zahlreiche Abbildungen, die als Beweise angesehen werden sollten dafür, daß englische Soldaten von deutschen Heeresangehörigen „gekreuzigt" sein sollten. Fraglos haben gerade solche Bilder besonders dazu beigetragen, um die Leidenschaften der feindlichen Völker gegen Deutschland zur Gluthitze zu bringen. Nun, Leichen von gefallenen Soldaten waren leicht zu beschaffen, Kreuze ohne Mühe zu zimmern. Jeder praktische Engländer, der über die nötige Gewissenlosigkeit verfügte, konnte dann mit Hilfe des photographischen Apparates das erforderliche Bild herstellen. Aber das gewöhnliche Publikum konnte, zumal in der Aufregung des Chauvinismus, nicht zur ruhigen Überlegung gelangen, daß noch ein himmelweiter Unterschied ist zwischen der Fiktion einer Tatsache und dieser selbst.

Ganz ebenso ist es zu erklären, daß die Fiktionen der jüdischen Literaten jahrhundertelang von den vertrauensseligen christlichen Völkern unbesehen hingenommen und geglaubt worden sind. Wozu dann noch der Umstand beitrug, daß wegen der unheilvollen Verbindung des Christentums mit dem Judentum die Berichterstattung des letzteren als über alle Kritik erhaben erschien, so daß man überhaupt zunächst gar nicht auf den Gedanken kam, die berichteten Vorgänge auf ihre Tatsächlichkeit hin zu untersuchen.

Der Kunstgriff der jüdischen Literaten bestand nun darin, von vornherein mit der Kritiklosigkeit ihres Volkes, das ja in den meisten Fällen selber nicht lesen konnte und dabei auch noch dumm und abergläubisch war, zu rechnen und damit Bilder der Vergangenheit ihnen vor die Augen zu zaubern, die es nach seiner Beschränktheit als wahre Tatsachen annehmen mußte. Auf diese Weise entstanden Fiktionen, die oft um Jahrhunderte zurück in die Vergangenheit verlegt wurden, obgleich sie vielfach erst in der jüngsten Gegenwart sich vollzogen hatten.

Das ist die retrofiktive Methode, die gerade in ihrer häufigen Anwendung von seiten des Judentums die unglaublichsten Verwirrungen in der Auffassung der Nachwelt hinsichtlich des geschichtlichen Verlaufes verursacht hat.

Gewiß erfolgt dies Verfahren auch sonst im Altertum. Oswald Spengler weist z. B. für Griechenland und Rom darauf hin, daß der Gesetzgeber Lykurg eigentlich nur vorher eine unbedeutende Wald-

gottheit gewesen sei, und daß noch bis zur Zeit Cäsars hin die römische Geschichte vor Hannibal fortgesetzten Weitererfindungen unterlag. Ein ganz plumper Versuch, die Ansprüche des Papsttums den fränkischen Herrschern gegenüber mit der Sage zu begründen, wonach schon Konstantin der Große dem damaligen Papste die Herrschaft über Rom und Italien übertragen haben sollte, war das Schriftstück aus dem 8. Jahrhundert, das später unter dem Namen der „Schenkung Konstantins" von Laurentius Valla entlarvt wurde. Ähnlich ist auch nach Friedrich Heiler (Das Wesen des Katholizismus S. 10) und anderen Gelehrten das berühmte Wort Matth. 16, 18: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Kirche" in den Text später beim Abschreiben eingeschoben, obgleich es in riesengroßen Buchstaben an der Rotunde der Peterskirche steht. Wir haben ferner in der ersten Zeit des Christentums eine ganze Fülle von apokryphen Schriften, in denen, wie z. B. in den „Akten des Pilatus", immer wieder der Versuch gemacht wurde, allerlei Legenden über Christus durch Zurückverlegung in seine Lebenszeit womöglich glaubhaft zu machen. Auch davon abgesehen, war es im ganzen Altertum Brauch der Schriftsteller, ihre Geistesprodukte mit dem Namen eines früheren berühmten Verfassers zu decken. So erklärt es sich, daß in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt die jüdischen Psalmen etwa dem David, die Sprichwörter dem Salomo und bekannte Weissagungsbücher dem Daniel oder Esra zugeschrieben wurden. Ja, selbst im Neuen Testament ist es keineswegs ausgemacht, ob Briefe, die etwa die Namen eines Paulus oder Petrus oder Jakobus tragen, auch wirklich von diesen als Verfassern stammen.

Aber bei dem Judentum der alten Zeit geht dies Verfahren doch weniger zurück auf eine naiv dichtende Phantasie als auf eine bewußte Tendenz. Hier wird es erst wirkliche Methode, die um so heilloser wirkt, je geschickter sie arbeitet. Sie verführt die betreffenden Literaten zu einer fortgesetzten Verschiebung der Tatsachen, so daß in ihren Schriften niemals Geschichte erzählt wird um der Geschichte willen, sondern so wie sie auf ihre Mit- und Nachwelt zu wirken wünschen. Es stehen also die meisten Angaben im Banne eines ausgesprochenen Nationalgeistes, dessen Erzeugnis sie ebensosehr sind, wie sie auch andrerseits denselben befördern sollen. Vor allem wird auf diese Weise beabsichtigt, religiöse Satzungen dadurch als unverbrüchlich und ewiggültig erscheinen zu lassen, daß man sie aus der Gegenwart in eine um Jahrhunderte zurückliegende graue Vorzeit zurückdatiert.

Dieses unheimliche Gewebe von Dichtung und Wahrheit auf-

getrennt und in die richtige Beleuchtung gerückt zu haben, ist vor allem das unsterbliche Verdienst des alttestamentlichen Forschers und Kritikers Julius Wellhausen, der mit seiner 1894 erschienenen „Geschichte Israels" bahnbrechend gewirkt hat, indem er die bisherige, im Geleise der jüdischen Darstellung gebliebene Betrachtung zum Teil auf den Kopf stellte.

In seinen Fußtapfen wandelt der heute so vielgenannte Assyriologe Friedrich Delitzsch, der mit seinem Buche „Die große Täuschung" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin, 1920) den Mut gehabt hat, endlich einmal die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Die große Täuschung besteht nach ihm darin, daß die christlichen Völker fast zwei Jahrtausende von den jüdischen Literaten sich haben Dinge aufbinden lassen, die in Wahrheit ganz anders waren.

2. Hermann Cohen als Kritiker.

Die zweite Voraussetzung zu einer objektiven Erfassung des wirklichen Sachverhalts ist der Einblick in die richtige Aufeinanderfolge der einzelnen Stücke der altjüdischen Literatur.

Zu diesem Einblick kann besonders gut verhelfen das umfangreiche und sorgfältig ausgearbeitete Buch von Hermann Cohen: Die Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums (vollendet nach dem am 4. April 1918 erfolgten Tode des Verfassers und erschienen bei Gustav Fock, Leipzig 1919). Dies Buch, das Hauptwerk eines ganzen Lebens, darf angesehen werden als die zuverlässigste neuere Fundgrube zur wirklichen Kenntnis des Judentums.

Allerdings muß man bei diesem allseitig anerkannten Lehrmeister auch verstehen, recht viel zwischen den Zeilen zu lesen. Cohen sagt wiederholt von den jüdischen Propheten, sie seien große „Politiker" gewesen. Es ist daher von vornherein anzunehmen, daß auch ihr Nachfolger Hermann Cohen gleichfalls mit seinem Buche unter dem Anschein der Wissenschaft politische Ziele verfolgt. Mit anderen Worten: Dieser jüdische Professor in Marburg, der es wegen seiner geistigen Bedeutung bis zum Geheimrat gebracht hat, erweist sich bei näherem Zusehen als ein großer Schlaumeier, wo es gilt, das wahre Wesen des Judentumes zu verschleiern. Bringt er es doch fertig, am Schlusse seines Buches sein eigenes Volk als den Hort der Wahrhaftigkeit, der Treue, der Tapferkeit und sogar der Menschenliebe zu feiern. Die „Verfolgungen", die es als der „Hiob der Weltgeschichte" (S. 270) hat erdulden müssen, sind gänzlich unverschuldet; der Grund dafür ist allein die hervorragende

Frömmigkeit des auserwählten Volkes, das die anderen Völker in ihrer Blindheit deswegen nicht leiden können, weil es eben bestimmt ist, den reinen Gottesglauben zu verbreiten (S. 275). Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß Hermann Cohen diese Ungeheuerlichkeiten, die mit den einfachsten Tatsachen der Geschichte in Widerspruch stehen, selber geglaubt hat; aber dann hätte er nur einmal einige Blicke werfen sollen in das „Israelitische Familienblatt", in dessen letztem Teile wöchentlich jüdische Bräute und Ehemänner nicht spalten-, sondern seitenweise ausgeboten werden, immer mit der stattlichsten Beigabe von so und so viel „Mille". Vielleicht hätte aber auch schon der bloße Gedanke an das Publikum in unseren Luxusbädern oder die 40—80% der jüdischen Theaterbesucher in unseren Großstädten genügt, um ihn entdecken zu lassen, daß es seinen Volksgenossen gar nicht so schlecht geht, wie er anzunehmen scheint.

Hier also fällt einem wieder einmal das Wort von den Propheten ein, die in Schafskleidern zu uns kommen. Es gehört einmal zur jüdischen Politik, sich als durchaus harmlos und bei Gegensätzen mit anderen Völkern als verfolgte Unschuld zu gebärden, im übrigen aber restlos die eigenen höchst geheimen und subtilen Ziele im Auge zu behalten.

Unter dieser Einschränkung aber bietet das Buch von Hermann Cohen wegen seiner sonstigen Wissenschaftlichkeit oft bessere Anleitung zur Erkenntnis der Wahrheit als die Bücher der durchschnittlichen christlichen Professoren, die über das Alte Testament schreiben oder lesen, weil auch diese selbst heute sich noch immer nicht von den Rückständen einer früheren Betrachtung zu lösen vermögen. Wir sind also hier in der glücklichen Lage, einem jüdischen Gelehrten mit der Empfindung folgen zu können, daß er die Geschichte seines eigenen Volkes doch selber wohl am besten kennt.

3. Die jüdischen Quellen nach ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge.

Aus zahlreichen Äußerungen von Hermann Cohen geht hervor, daß er das sog. fünfte Buch Moses, das Deuteronomium, für das Buch hält, welches zur Entstehung des eigentlichen Judentums als maßgebend und grundlegend anzusehen ist. Denn hier sind die „Satzungen und Rechte" zusammengestellt, welche fortan für das Judentum zu gelten hatten; hier aber auch die Grundsätze deutlich ausgesprochen, welche die bis dahin nur noch angebahnte Exklusivität des jüdischen Volkes fortan verewigen sollten.

Dies Buch ist nun offenbar entstanden auf babylonischem Boden, also in der Zeit, wo nach Verlust der staatlichen Selb-

ständigkeit das Judentum notgedrungen dazu übergehen muß, um seine Eigenart zu retten, fortan eine bloße religiöse Gemeinde zu werden. Der erste, der als geistiger Vater dieses Werkes in Betracht käme, könnte also der Prophet Hesekiel sein, der von Hermann Cohen „der nationale Politiker im tiefsten, wenngleich versteckten Geiste des Deuteronomiums" (S. 298) genannt wird. Es ist damit nicht gesagt, daß er geradezu als Verfasser dieses Werkes anzusehen ist; nur stammt es aus dem Kreise der von ihm angeregten und von seinem Geiste erfüllten Prophetenschulen, die in Babylonien allmählich zu „Akademien von Schriftgelehrten" (Hermann Cohen) sich gestalteten. Daher bringt (offenbar zum erstenmal) der „Schriftgelehrte" Esra (vgl. 7, 14) das Buch nach dem Lande Juda mit, und ebenso paßt dazu die Angabe Nehem. 8, 3 als wohl glaubhaft, daß er es vor der Versammlung der nach Juda zurückgekehrten Volksgenossen von früh morgens bis zum Mittage, also in 6 Stunden, vorgelesen habe.

Es ist nun seit Wellhausen ziemlich allgemein die Meinung der alttestamentlichen Theologen geworden, daß dies Deuteronomium mit dem bereits im Jahre 622 angeblich aufgefundenen Gesetzbuch, das plötzlich in einer Geldkiste des Tempels zum Vorschein kam, identisch ist. Man liest diese Geschichte im 2. Buch der Könige Kap. 22. Schon aus dieser Geschichte, wenn sie wahr wäre, müßte jeder, der einigermaßen die Grundsätze der jüdischen Geschichtsschreibung kennt, nichts anderes als ein schlaues Ränkespiel des Priesters Hilkia, des Schreibers Saphan und der Prophetin Hulda und daneben die grenzenlose Dummheit des Königs Josias herauslesen, der dieses Ränkespiel nicht einmal durchschaut. Aber die Geschichte trägt zu deutlich den Stempel der freien Erfindung an sich, als daß man sie so unbesehen hinnehmen könnte. Selbst Delitzsch tut dies, und es zeigt sich bei ihm wie bei Wellhausen noch immer die arglose und vertrauensselige Auffassung, mit der wir noch immer den jüdischen Angaben gegenübertreten. Man muß diese nicht nur einmal, sondern mehrmals durchsieben, um den wirklichen Tatsachen auf den Grund zu kommen. Denn die retrofiktive Methode ist auch hier wieder angewandt, d. h. um dem erst auf babylonischem Boden etwa um das Jahr 600—500 entstandenen Deuteronomium die Patina eines höheren Alters und damit größeres Ansehen vor dem Volk zu verleihen, wurde es nicht nur auf Moses d. h. auf eine um 600 Jahre in der Vergangenheit liegende Zeit zurückgetragen und so verfaßt, als ob Moses das alles mit eigenem Munde selber geredet und mit eigener Hand geschrieben habe, sondern es wurde auch später noch bei Abfassung oder Umarbeitung des

Königsbuches diese Geschichte von der Auffindung des Deuteronomiums in der alten Geldkiste einfach hineingeschwindelt.

Wenn man bei Hermann Cohen auf S. 88 wieder zwischen den Zeilen zu lesen versteht, so macht er selbst auf den merkwürdigen Widerspruch aufmerksam, der die Darstellung des Deuteronomiums durchzieht. Auf der einen Seite läßt es Moses reden (4, 15): „Ihr selbst habt es gesehen an dem Tage, da ihr am Horeb standet", und auf der andern Seite betonen die Verfasser ganz naiv (5, 3): „Nicht mit euren Vätern hat der Ewige diesen Bund geschlossen, sondern mit uns, die wir diese hier sind heute allesamt am Leben" d. h. mit dem gegenwärtigen Geschlecht der Juden seit Beginn der babylonischen Gefangenschaft.

Es gehört daher eigentlich nicht viel Verstand dazu, um herauszufinden, daß die jüdischen Angaben über angebliche Verfasser nicht so ganz zuverlässig sind. Selbst ein Talmudjude, Ibn Daud, hat nach Hermann Cohen (S. 431) soviel „methodische Einsicht als Historiker" gehabt, daß er mit dem modernen Argument der Bibelkritik, der Auffindung des Gesetzbuches hat operieren können, während zahlreiche Kreise der christlichen Kirche, jüdischer noch als die Juden selbst, diese Bibelkritik als ein frevelhaftes Attentat auf das „Heilige Gottesbuch", das Alte Testament, ablehnen.

Nachdem mit dem Deuteronomium die Grundlage gegeben war, war es für die jüdische Literatenzunft in Babylonien eine Kleinigkeit, auf dem erfolgreichen Wege der retrofiktiven Methode die angebliche Gesetzgebung des Moses noch weiter auszubauen und mit einer ganzen Menge priesterlicher und ritueller Vorschriften das Leben ihres Volkes zu regeln. Die Kritik unterscheidet bei diesen Zusammenarbeitungen die sog. „Zehn Gebote", das „Bundesbuch" und den „Priesterkodex". Es kommt aber nicht viel darauf an, wie und wo man unterscheidet, denn die ca. 60 Kapitel des 2.—4. Mosebuches sind vollkommen eingewickelt in dieselbe Fiktion des Deuteronomiums, als habe das alles schon zur Zeit des Wüstenzuges vor Eindringen der Juden in Palästina bestanden.

Jetzt versteht man denn auch, daß die sogen. Agrargesetze in diesen Büchern, was Hermann Cohen S. 178 freilich ablehnt, reine Utopien gewesen sind. Die in Babylonien lebenden Schriftsteller wollten damit eben ihre Volksgenossen gewinnen. Man kann daher auch nur lächeln über die Kritiklosigkeit eines sonst so verdienten Mannes wie Adolf Damaschke, wenn er in seinem Buche „Die Bodenreform" (9. Aufl. 1913) der Verhimmelung der jüdischen Versuche nicht weniger als 27 gedruckte Seiten widmet.

Dagegen macht Hermann Cohen wiederum auf eine sehr wichtige

Tatsache aufmerksam. Das ist die, daß die meisten der vor der babylonischen Gefangenschaft lebenden Propheten noch gegen das ganze Opferwesen und die gottesdienstlichen Gebräuche der Juden geeifert haben, offenbar weil sie von daher eine Gefahr für das Judentum witterten. Hesekiel aber und seine Nachfolger müssen nun notgedrungen, um das Volk eben als Gemeinde noch vor der Auflösung zu bewahren, zurückgreifen auf eine massivere Art der religiösen Betätigung, wobei sie voraussichtlich stark von der babylonischen Umgebung beeinflußt worden sind. Auf diese Weise erscheint der ganze priesterliche und rituelle Neubau des Judentums, wie er sich in dem 2.—4. Buch Moses vorfindet, als ein starker Rückfall in das sonst so verpönte Heidentum, und es hilft auch alle gewaltsame Isolierung der Juden, wie sie dann später namentlich von den Schriftgelehrten bis herab zu den Pharisäern versucht wurde, nichts gegen die unvermeidliche Erkenntnis, daß dies exklusive Judentum mit seinen Gesetzesvorschriften doch im Grunde auch nur eine Art von Heidentum ist.

Am spätesten ist dann das sog. 1. Buch Mose zu den ebengenannten Büchern hinzugefügt worden. Es ist anzusehen als die letzte durchaus folgerichtige Anwendung der retrofiktiven Methode, nämlich als der Versuch, dem Judentum einen Stammbaum womöglich bis zur Schöpfung hinauf zu geben. Daher muß auch der Schöpfer bereits den jüdischen Sabbat feiern. Eine ganze Fülle von babylonischen Sagen von den ersten Menschen, dem Paradies, dem Sündenfall (Herm. Cohen erklärt die beiden letzten S. 292 für griechischen, bzw. S. 26 für persischen Ursprungs), dem Turmbau zu Babel, der Sündflut und Noah ist hier unter jüdischen Gesichtspunkten verarbeitet. Endlich haben alte Sagen aus dem Lande Kanaan, die meistens an geographische Stätten (Brunnen und Quellen, Steine und Denkmäler) anknüpften, genügenden Stoff dargeboten, um in wilder Phantasie auch die nötigen Romane über angebliche Stammväter der Juden vor Moses zurechtzudichten, wobei aber die Tendenz wieder bemerkenswert ist, den Zusammenhang mit Babylonien (Ur in Chaldäa) festzulegen.

Nachdem Moses auf diese Weise aus einem blassen Schatten sagenhafter Erinnerung zu einer festumrissenen konkreten Gestalt geworden war, galt es nun noch im Sinne des in Babylonien gefestigten Judentums, auch die übrigen geschichtlichen Überlieferungen zu bearbeiten. Zunächst entstand das Buch Josua. Es atmet genau denselben Geist wie das Deuteronomium und der Priesterkodex. Wie wenig es wirkliche Geschichte bietet, werde ich weiter unten zu zeigen haben. Anders steht es mit den Nachrichten über sog. Richter und

Könige. Hier liegen unzweifelhaft historische Notizen, chronikartige Berichte, Geschlechtsregister u. dgl. vor, welche von den Propheten geführt und von den Juden mit nach Babylon genommen waren. Die Bücher aber, die wir heute als Buch der Richter, Bücher Samuelis und der Könige sowie der Chronik im Alten Testament vorfinden, sind alle als tendenziöse Bearbeitungen der vom Geiste des Deuteronomiums fanatisierten Schriftgelehrten anzusehen. Es werden nämlich eine ganze Reihe von heute verloren gegangenen Werken genannt, aus denen nach eigener Angabe diese Schriftgelehrten ihre Kenntnis der früheren Vorgänge geschöpft haben. Es seien hier beispielsweise genannt: ein Buch des Redlichen (Josua 10, 14 und 2. Sam. 1, 18); eine Geschichte Salomos (1. Kön. 11,41); desgl. Davids (1. Chron. 28, 24); eine Zeitgeschichte der Könige von Israel (1. Kön. 14, 19); ein Buch der Könige von Juda und Israel (2. Chron. 16, 11); eine Geschichte Jehus (2. Chron. 20, 34); desgl. Usias (2. Chron. 26, 22); Geschichten von Nathan, Abia und Jedo (2. Chron. 9, 29); Geschichten von Schemaja und Iddo (2. Chron. 12, 15). Auch das Buch der Kriege Jahus (4. Mose 21, 14) gehört in diese Reihe. Warum sind nicht alle diese Bücher statt der heutigen in den Kanon der Juden gekommen? Die Annahme ergibt sich von selbst, daß es im Interesse der Schriftgelehrten lag, diese Quellen möglichst bald verschwinden zu lassen, nachdem sie sie eben in ihrem Sinne zurechtgestutzt hatten. Denn die neue Form, die sie diesen Nachrichten gaben, brachte eben die tendenziöse Betrachtung des Deuteronomiums zum Ausdruck und gab der retrofiktiven Methode Gelegenheit, sich auch auf diesem Gebiete zu betätigen. Daher erscheinen auch hier Romane über Samuel, Saul, David und Salomo. Wir können an einer Stelle noch nachweisen, wie diese Geschichten entstanden sind. 2. Sam. 21, 19 erwähnt z. B. den Goliath, der von einem gewissen Elhanan erschlagen sei. Nun wurde dieses Vorkommnis zunächst auf David übertragen und dann aus der Mücke ein Elephant gemacht, d. h. die ganze Legende von David und Goliath ausgemalt. Man kann geradezu sagen: je anschaulicher und lebenswahrer diese Geschichten sind, desto weniger enthalten sie wirkliche Geschichte. Im Buche der Chronika feiert dann diese tendenziöse Geschichtsmacherei geradezu die wildesten Orgien. Alles wird unter dem Gesichtspunkte behandelt, inwiefern sich die israelitischen Könige die Bevormundung der jüdischen Propheten haben gefallen lassen oder nicht. Im ersten Fall werden sie als gut und fromm geschildert, im letzten Fall als gottlos und unfähig, so daß man vom Standpunkt der jüdischen Beurteilung der Schriftgelehrten ziemlich genau auf das gerade Gegenteil schließen kann. Dies geht soweit, daß die Angaben über

die Zahl der von den Königen besoldeten Krieger auch nach derselben Betrachtung sich richten müssen.

Gerade in bezug auf die Zahlenangaben der jüdischen Geschichtsquellen kann man überhaupt die ergötzlichsten Beobachtungen machen. Der englische Schriftsteller Saladin hat ausgerechnet nach den Angaben über den Auszug der Juden aus Ägypten, daß sie 120 km in einer Stunde hätten marschieren und daß die Mütter sämtlich je 68 Kinder gehabt haben müßten (S. 62). Ähnlich unterzieht auch Delitzsch den Umzug um die Stadt Jericho einer vernichtenden Kritik, indem er ausrechnet, daß die Kolonne der Juden etwa 90 mal länger gewesen sein müsse als der ganze Weg um die Stadt. Es geht eben vor allem die jüdische Prahlsucht so sehr leicht durch und scheut sich nicht vor den gröbsten Übertreibungen. So wird Salomos Reichtum vor allem in den glühendsten Farben geschildert, und es ist in den Augen der betr. Erzähler nur ein hohes Lob, daß diesem König 600 Weiber und 300 Kebsweiber beigelegt werden. Die jüdischen Ahnen bekommen alle eine Lebenslänge von fabelhafter Höhe, Methusalem gar von 969 Jahren. Andererseits muß der Galgen, an dem der böse Haman, der Todfeind der Juden, gehenkt wird, 50 Ellen hoch sein, damit die jüdische Rachsucht doch nur auf ihre Rechnung kommt.

Was sonst von der jüdischen Literatur noch zu nennen ist, sind eigentlich nur noch die Psalmen. Sie haben selbstverständlich mit David oder Salomo oder gar Moses nicht das geringste zu tun, sondern sind erst in den letzten Jahrhunderten nach der babylonischen Gefangenschaft entstanden, wie selbst Hermann Cohen zugibt (S. 250): nach babylonischem Vorbild. Sie spiegeln gleichfalls den Fanatismus des Deuteronomiums wieder, etwa mit dem bekannten Ps. 2 „Warum toben die Völker" oder dem 14. Verse des 59. Psalms: „Tilge sie im Grimm, tilge sie hinweg, daß sie erfahren, daß Gott in Jakob herrscht, bis an die Enden der Erde!" Wenn man bedenkt, ein wie armseliges Volk die Juden damals unter fremder Herrschaft gewesen sind, so wird man zugeben müssen, daß Großmannssucht und Eigendünkel, aber auch Haß und Rachsucht kaum weiter haben getrieben werden können.

4. Die wirkliche Geschichte der Juden.

Diese beginnt mit dem versprengten semitischen Nomadenhaufen, der ursprünglich in der Nähe des Berges Sinai seinen wechselnden Wohnsitz gehabt haben mag.

Da aber seit Bestehen des alten sumerischen Reiches in Mesopotamien Karawanenzüge den Handel nach Ägypten vermittelten,

so nahmen auch diese Nomaden bald an dem gewinnbringenden Tauschhandel teil und kamen auf diese Weise zuerst in kleineren Trupps, dann mit dem Rest des Stammes nach dem alten Kulturlande der Pharaonen.

Denn es war schon damals so: wo auch nur ein Jude den Fuß in der Tür hat, da hat man bald die ganze Gesellschaft und kann sie dann schwer wieder loswerden.

In Ägypten entwickelte sich allmählich bei ihnen eine angeborene Begabung zu Handelsgeschäften, und so kamen sie allmählich vorwärts.

Trotzdem blieben sie für die Ägypter die verachtete und unreine Kaste der Fremdlinge, was auf ihren Charakter nicht gut einwirkte. Hinzu kam aber, daß sie auch selbst alle üblen Eigenschaften von Emporkömmlingen zeigten und schließlich die Eingeborenen selbst durch rücksichtslose Ausbeutung um deren Eigentum brachten. So sehr auch die Geschichte von Joseph als ein vollkommenes Phantasiegemälde anzusehen ist, so mag sie doch in einigen Zügen insofern das Richtige treffen, daß sie uns von einem ausgedehnten Kornwucher der Juden Kunde gibt.

Schließlich riß den Ägyptern die Geduld, und es kam unter heftigem Sträuben der Juden zu einer gewaltsamen Austreibung der letzteren, wobei diese nicht verfehlten, sich die Kostbarkeiten ihrer Gastgeber noch möglichst anzueignen. Man war aber trotzdem in Ägypten froh, daß man die lästigen Blutsauger los war.

Nun waren die Juden wieder auf das kärgliche Nomadenleben von vormals angewiesen in einer Wüste, wo es wenig zu holen gab. Ganz von selbst richteten sie daher ihre begehrlichen Blicke auf das in hoher Kultur stehende Land der Kananiter.

Aber da kam nun ein geistiges Moment hinzu, um sie aus einer bloßen Horde zu einem Volkshaufen zu machen, und das war ihre Religion.

Vor dem Einmarsch nach Ägypten hatten sie gewiß nur die allerdürftigsten Vorstellungen in dieser Beziehung gehabt. Aber nun erwuchs aus ihrer Mitte ein bedeutender Mann, der schon bei der Vertreibung aus Ägypten ein gewisses Übergewicht über sie erlangt hatte. Moses erkannte, daß diese Haufen nur zusammenzuhalten waren auf dem Wege eines besonderen Gottesglaubens, und so wählte er als Stammesgott den alten Gewittergott Jahu vom Sinai, an den bei den Juden noch eine Erinnerung aus fernen Zeiten vorhanden war.

Der bekannte Nationalökonom Silvio Gesell hat eine sehr amüsante kleine Schrift herausgegeben unter dem Titel: Kannte

Moses das Pulver? (Physiokratischer Verlag, Großlichterfelde W). Darin werden die Feuererscheinungen jener Zeit durch klug angewandte Explosivmittel erklärt. Solch ein Schlauberger war Moses sicher nicht; im Gegenteil zeigen sich die damaligen Gottesvorstellungen, die er seinen Landsleuten beibrachte, als recht dürftig und roh. Während umwohnende Völker längst schon ihre Tempel hatten, mußten sich die Juden, um der Nähe ihres Stammesgottes Jahu gewiß zu sein, kümmerlich behelfen mit einem fahrbaren Kasten, in dem vermutlich, wie bei den Mohammedanern noch heute in der Kaaba, ein Meteorstein war. Die späteren jüdischen Schriftsteller haben daraus die bekannten steinernen Gesetztafeln gemacht, die von Jahu mit eigener Hand beschrieben sein sollten.

Moses steht auch nach Hermann Cohen (S. 30) „in tiefem Dunkel", so daß erst die Propheten „den Schleier des Mythus von ihm abheben" müssen. Was heißt das anderes, als daß sie die retrosiktive Methode auf ihn anwenden mußten, um einigermaßen diese Gestalt ihrem Volke anschaulich zu machen und ihn zugleich zu einer kolossalen Höhe emporzuschrauben?

Der sog. „Dekalog", die zehn Gebote, ist jedenfalls nicht von Moses, denn er setzt mit der Anweisung: „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Haus" die Verhältnisse einer seßhaften Bevölkerung voraus.

Der neue Gott mußte nun auch ein Land haben. Aber wie nun das heißbegehrte Kanaan gewinnen?

Es ist völlig ausgeschlossen, daß die Juden, dies waffenlose, hasenfüßige Volk von unterdrückten Parias dies aus eigener Kraft hätten tun können.

Aber da wird uns nun (Delitzsch S. 41) durch die Tontafeln, die erst vor wenigen Jahren in El-Amarna gefunden sind, unzweideutig bezeugt, daß damals die im Süden des Landes wohnenden Amoriter, die unter ägyptischer Oberhoheit standen, arg von einem tapferen Räubervolk aus der Wüste bedrängt worden sind, das unter dem Namen der „Habiri" oder „Ibri" erscheint. Im Gefolge dieser „Hebräer", welche die eigentlichen Eroberer waren, schlichen sich denn nun auch die Juden ins Land, genau so wie bei den späteren Römerzügen immer Scharen von jüdischen Händlern sich einfanden, um die an Ort und Stelle gefangenen Feinde sofort als Sklaven weiter zu verkaufen.

So kamen die Juden auf dieselbe Weise in das Land wie einst nach Ägypten und zogen ihre Volksgenossen bald nach sich, gerade wie bei uns heute die polnischen und galizischen Juden eindringen, und hatten nun wieder etwa 400 Jahre Zeit, um sich völlig einzu-

nisten und durch Handel und Grundstücksspekulationen sich das Eigentum der früheren Bewohner anzueignen.

Natürlich vermischten sie sich stark mit den Hebräern und Kananitern. Die ersteren gingen bald in ihnen auf, so daß die Juden ihren Namen annahmen. Den Kananitern aber gegenüber fühlten sie sich noch lange als ein besonderes Volk, wenn es ihnen auch gelang, sie besonders im Süden des Landes unter ihre Füße zu bekommen. Im Norden des Landes war das schwerer, weshalb denn auch später ein besonderes Reich Israel neben dem eigentlichen Reiche der Juden auftaucht. Noch zu Zeiten Jesu war die Bezeichnung „Samariter" ein Schimpfname im Munde der Juden (Joh. 8, 48). Trotzdem haben die Juden auch den Namen „Israel" sich angeeignet. Die plumpe Erzählung von dem schlauen Jakob, der den Landesgott besiegt, soll offenbar diesen Namensraub beschönigen, wie überhaupt die Romane über die sog. Erzväter der Juden im Grunde nur das schlechte Gewissen der Juden verhüllen sollen, sofern sie selber sehr gut wußten, daß das Land nur auf unrechtmäßige Weise von ihnen allmählich erschlichen war.

Noch Hesekiel hat ihnen Kap. 16, 1—3 zugerufen: „Dein Vater war ein Amoriter, und deine Mutter eine Chittiterin."

Auch Delitzsch hat unwiderleglich klargestellt, daß von einer Abschlachtung der Ureinwohner, wie sie das Buch Josua beschreibt, gar keine Rede gewesen ist, da die Kananiter noch bis zur Rückkunft der Juden von Babylon im Lande weiter gelebt hätten. Erst Esra und Nehemia setzen aus dem Geiste des Deuteronomiums das Verbot von Mischehen durch.

Folglich war die angebliche Eroberung des Landes nichts als eine Renommage, um den Juden den Nimbus der Heldenhaftigkeit zu verleihen. In Wahrheit ging es ganz anders zu, so, wie schon Wellhausen richtig geahnt hat: Die Juden haben sich den Kananitern „aufgepfropft". Das Buch der Richter weiß das auch ganz genau. Von Kap. 1, 28 an heißt es in immer neuen Wendungen: „Die Bewohner wurden den Juden fronpflichtig."

Sind also Heldentaten bei der Einnahme des Landes vorgekommen, so kommen sie auf die Rechnung der Hebräer und nicht der Juden. Es ist anzunehmen, daß auch die später hervorragenden Feldherren und Könige weniger aus jüdischem, als aus hebräischem und kananitischem Blute entsprossen waren.

Nun aber trat bei dieser Vermischung eine große Gefahr für die Juden ein, nämlich die, daß sie selber zu Kananitern wurden. Anders ausgedrückt: daß die zahlreichen einheimischen Götter, die überall angebetet wurden, die Überhand bekamen über den importierten Gott Jahu, der erst bodenständig werden mußte.

Dieser Gefahr wußten die bereits erwähnten geistigen Führer des Judentums, die sog. Propheten, mit einem wilden Draufgängertum zu begegnen.

Ursprünglich ist dieser Stand eine reine Nachahmung von dem, was auch in anderen Völkern vorhanden war. Denn wie jedes feste Heiligtum eine Gemeinschaft von festangestellten Kultusbeamten verlangte, so gab es offenbar auch von alters her überall einen Stand von Sehern, Wahrsagern oder auch Wahrsagerinnen (Debora, Hulda), bei denen das abergläubische Volk sich Rat holte. Der Unterschied zwischen Priestern und solchen Propheten ist oft fließend wie bei den „Baalspfaffen". Auch Samuel, der spätere Seher und Richter, ist zunächst angestellt bei dem jüdischen Gebäude, das als die erste kümmerliche Nachahmung heidnischer Tempel anzusehen ist. Aber während die späteren jüdischen Priester sich fremden Kulten, namentlich wo ein König dieselben begünstigte, nicht selten entgegenkommend zeigten, verkörperte sich in den Propheten sehr bald der von Menschenhaß und Hochmut erfüllte Geist des Judentums, den letzteres schon aus Ägypten mitgebracht hatte. Ganze Prophetenschulen wurden Pflanzstätten des Fanatismus. In dem rasenden Elias, der vor Abschlachtung seiner Konkurrenten nicht zurückscheut, erreicht dieser glühende Eifer für Jahu seinen Höhepunkt. Und die naturgemäße Entwickelung war weiter, daß, als die Juden, wieder in Nachahmung der Einrichtungen der anderen Völker, Könige haben wollen, die Propheten sich fühlen als die geborenen Antipoden und zugleich Aufpasser derselben. Dieser Konflikt zwischen Königtum und Prophetentum durchzieht die ganze spätere jüdische Geschichte von Samuel bis zu Hesekiel, und zwar zum Verderben des jüdischen Staates. Selbst vor Aufforderung zu Königsmord scheuen diese unheimlichen Hetzer und Wühler nicht zurück, die geborenen Revolutionshelden, wo etwas ihrer Herrschsucht widerstrebt. Mit Recht hebt daher Delitzsch (S. 84) die Tatsache hervor, daß der Staat Juda wie Israel als die verlottertsten Staatswesen bezeichnet werden können, die jemals auf Erden existierten.

In diesem Sinne sind also die Propheten Politiker gewesen, oder wie Hermann Cohen von Esra einmal sagt: Religionspolitiker, d. h. sie haben fortwährend Geistliches und Weltliches miteinander vermischt. Dies nennt man eine „Theokratie", und auf diesem unhaltbaren Geleise haben sich dann auch ihre sämtlichen Nachfolger weiterbewegt, die babylonischen Schriftgelehrten sowohl wie die Psalmisten, die verknöcherten Buchstabengelehrten zu Jesu Zeiten wie die späteren Rabbiner aller Jahrhunderte, ja auch Hermann Cohen gehört durchaus auf dieselbe Linie.

Nun erkennt Delitzsch freilich daneben gern an, daß sie auch als „Sittenprediger“ diese ihre Politik mit gewissen moralischen Einwirkungen verbunden haben, die dem inneren Leben des Volkes zugute kamen. Wir können aber nicht daran zweifeln, daß genau dasselbe auch von den „heidnischen“ Propheten gegolten hat. Denn ein Mensch, der herrschen will, weiß sehr gut, daß sein Einfluß am größten ist, wenn er zugleich Macht gewinnt über die Gewissen. Wie viele römische Päpste, allen voran der berüchtigte Gregor VII., der gerade wie ein richtiger jüdischer Prophet der Staatsgewalt widerstrebte und zugleich seinen Priestern um angeblicher Sittlichkeit willen die Ehe verbot, sind streng-moralische Persönlichkeiten gewesen. Der Oberkirchenrat Kliefoth, der als der schlimmste Hierarch auftrat, hatte schon als Kandidat am mecklenburgischen Hofe solches Ansehen, daß man bei seinem Auftauchen mit schlüpfrigen Geschichten verstummte. Und die Heilsarmee, dies bestaunenswerte Instrument der englischen Weltunterwerfung, findet wegen ihrer guten Taten selbst bei den größten Gegnern der Religion noch immer Wohlwollen. Das sagt also sehr wenig, daß die Propheten auch Sittenprediger gewesen sind. Entscheidend ist die Frage, ob sie denn auch daneben die niederen Instinkte ihrer Rasse bekämpft haben, mit denen letztere stets sich anderen Menschen überlegen fühlte. Hier aber versagen die Propheten gänzlich. Im Gegenteil peitschen sie gerade die schlummernden Leidenschaften auf und entfachen sie zu wilder Glut. Es scheint also das Verhängnis jeder „Theokratie“ zu sein, daß die Politik im Entscheidungsfalle stets mit der Religion durchgeht.

Nun kommt nämlich noch ein ganz dunkler Punkt in der wirklichen Geschichte der Juden, der gewöhnlich nicht beachtet wird, weil die jüdischen Quellen durchaus kein Interesse daran haben, ihn besonders bekannt zu machen. Im Jahre 722 wurde das Reich Israel d. h. der nördliche Teil von Palästina von dem assyrischen König Sargon unterworfen und die dort vorhandenen Juden nach Assyrien verpflanzt. Merkwürdigerweise folgte aber darauf sehr bald der Untergang von Assur. Denn wer vom Juden ißt, der stirbt daran. Wenn man von der Tatsache ausgeht, daß der Prophet Jesaja einen wütenden Kampf gegen die Götter von Assur eröffnete und der gleichzeitige König Hiskias bereits mit dem babylonischen Unterkönig Merodach-Baladan verbündet war, so ist nur ein kleiner Schritt zu der Annahme, daß die in Vers 9 des 1. Kap. im 2. Buch Mose bezeugte Erkenntnis der Juden, daß sie sich leicht zu den Feinden schlagen können, schon damals ihnen aufgegangen sei. Genug, das Reich Assur ging unter, nachdem es

die Juden in sich aufgenommen hatte, und dasselbe Schicksal traf bald darauf Babylonien, nachdem es im Jahre 588 den Rest der Juden aus dem Südreich, und das waren die schlimmsten, abermals in sich aufgenommen hatte. Der unbekannte Verfasser von Jesaja 40—66 weiß aber schon sehr deutlich von einer in Aussicht stehenden Rückkunft der Juden in die Heimat zu reden und begrüßt auffallenderweise bereits den persischen Herrscher Cyrus als den von Jahu gesandten Retter. Daraus läßt sich schließen, daß die von Cyrus tatsächlich nach der Einnahme Babels den Juden gewährte Freiheit die Anerkennung gewesen ist für gewisse wertvolle, auch ihm gegenüber wieder geleistete Dienste, deren Opfer das von den Juden grimmig gehaßte (Ps. 137, 8) Babylon war. Diese Zusammenbrüche großer Weltreiche sind fast wie ein Vorspiel von dem, was wir heute erlebt haben. Rußland zusammengebrochen, Deutschland zusammengebrochen, — nun kommt nächstens Frankreich, dann England, dann Nordamerika an die Reihe. Überall aber spielen die Juden auch heute noch dieselbe unheimliche Rolle, wie ein kritischer Beobachter sie schon damals bei dem Untergang von Assur und Babel herausfinden kann.

Auch dem König Cyrus ist aber doch nicht gelungen, die Juden wieder loszuwerden, obgleich er sich redliche Mühe gab. Denn von der durch ihn gewährten Erlaubnis, in die Heimat zurückkehren zu dürfen, machte nur ein kleiner Teil der Juden Gebrauch. Die allermeisten blieben in Mesopotamien und Persien, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der dortige große Gewinn (20%!) sie lockte. Freilich blieben sie seitdem immer im Verkehr und Zusammenhang mit dem neu erblühten Jerusalem. Antiochus der Große wußte sie nach Antiochien am Orontes zu ziehen. In Alexandrien entstand allmählich ein ganzes Judenviertel. Schließlich saßen sie als Bankiers in allen bedeutenden Städten des römischen Reiches. Für ihren sich ewig gleich bleibenden Fanatismus sind das Buch Esther, das Buch Daniel und die Bücher der Makkabäer das deutlichste Zeugnis.

5. Das Judentum in Selbstphotographie.

In einer Besprechung der „großen Täuschung" von Prof. Delitzsch (Kieler Ztg. Nr. 239 Bl. 2) macht Prof. Sellin seinem Gegner zum Vorwurf, daß er den Bericht über die Abschlachtung von 75800 Persern, wie das Buch Esther ihn gibt, als bare Münze genommen und nicht vielmehr ihn als „Roman" aufgefaßt habe. In diesem Punkte mag Prof. Sellin Recht haben. Aber dann erlaube man auch uns, das alles, was oben als erdichtet und als Produkt phan-

tastischer Ausmalung bezeichnet ist, mit demselben Ausdruck zu benennen. Die ganze jüdische Literatur ist dann voll von Romanen, die aber doch für uns immerhin den großen Wert behalten, daß wir an ihnen die psychologische Anlage der Juden und den eigentlichen Untergrund ihrer Anschauungen, Gedanken und Ziele erkennen können. Unter diesem Gesichtspunkt ist ein fleißiges Studium ihrer Schriften nur dringend anzuempfehlen, damit sie doch nicht ewig ein „wanderndes Geheimnis" für uns bleiben.

Besonders ergiebig sind in dieser Beziehung zunächst die Romane der „Erzväter". Überaus anstößig für unser sittliches Gefühl ist schon, was 1. Mose 12, 10—20 von Abraham erzählt wird. Dieser „Vater des Glaubens", mit dessen Samen nach Kap. 22, 18 sich segnen sollen alle Völker der Erde, schämt sich nicht, seine eigne Gattin für seine Schwester auszugeben, damit es ihm selber „wohlgehe". Er bekommt denn auch von dem ahnungslosen Pharao, der die Sarai zum Weibe nimmt, alle möglichen guten Dinge geschenkt. Gleichzeitig aber tritt nun als „stiller Teilhaber" (Lagarde) Jahu in Funktion, und straft den Pharao wegen seiner Versündigung mit großen Plagen. Trotzdem entläßt Pharao Abraham mit Sarai auf sehr noble Weise. Der eigentliche Missetäter aber zieht hohnlachend mit seinem Raube davon.

Diese Geschichte ist selbstverständlich niemals passiert. Aber sie ist doch für das sittliche Empfinden der Juden bezeichnend. Sie hat ihnen auch so gefallen, daß sie noch zweimal, einmal bei Abraham und einmal bei Isaak, wiederholt wird.

Abraham zeigt sich dann weiter (Kap. 16) als besonders nobler Ehemann, damit, daß er seine Gattin Hagar, die von Sarai ihm „an den Busen gelegt" war, auf Verlangen der letzteren wieder verstößt. Die Tendenz dieses „Romans" ist aber klar: es sollen die Ismaeliten als minderwertig gegenüber den Juden dargestellt werden.

Mit 19, 30—38 stoßen wir auf eine der unsaubersten Geschichten, die in der ganzen Weltliteratur wohl nicht ihresgleichen hat. Der fromme Lot, eben aus dem Sündenpfuhl von Sodom errettet, tut sich im Rausch mit den eigenen Töchtern zusammen und schwängert sie. Die Tendenz dieses Romans, der alle Schundromane der Welt an Schweinerei übertrifft, ist wieder sehr klar: es soll den Moabitern und Ammonitern ein Schimpf angehängt werden, in dem das von Haß erfüllte Herz des Juden die reinste Befriedigung findet.

Ganz ebenso empörend sind die groben Mittel, mit denen das Recht auf Oberherrschaft der Juden über die in Wahrheit viel höher stehenden Kananiter veranschaulicht wird (9, 20—27). Auch der fromme Noah betrinkt sich, sein Sohn Ham freut sich über die

aufgedeckte Blöße des Vaters und erntet zur Strafe den Fluch desselben, der aber nun hauptsächlich auf den ganz unschuldigen Kanaan fällt. Diese Schmutzgeschichte zeigt in Wirklichkeit nichts als das böse Gewissen der Juden, von denen es Nehem. 9, 25 heißt: sie aßen und wurden satt und fett und ließen es sich wohl sein durch Jahus große Güte (d. h. auf Kosten der Ausgebeuteten und Unterdrückten).

Über Jakob brauche ich hier kaum etwas zu sagen. Sein Charakter ist so eindeutig und durchsichtig, daß er als durchtriebener Spitzbube und Betrüger vor uns steht, vor dem nicht einmal seine nächsten Angehörigen, Bruder, Vater und Schwiegervater neben dessen Familie sicher sind. Freilich Rebekka hilft weidlich mit, und auch Laban führt Jakob wieder hinter das Licht, worauf er wieder von Rahel um seine Götzen betrogen wird — kurz eine ganze Familie von Gaunern. Alles aber wird vom jüdischen Standpunkt aus mit höchstem Wohlgefallen erzählt, keineswegs, um das Böse darzustellen, wie es ist. Diese völlig eingetragene Auffassung scheitert schon daran, daß es ja Jakob so unentwegt gut geht, daß er zuletzt sogar das Emporkommen seines Sohnes Joseph und damit seiner ganzen Familie erlebt. Indem aber die Juden sich noch heute nach dieser Lieblingsfigur „Israeliten" benennen, beweisen sie, daß in diesem „Roman" sie ihr eigenstes Wesen personifiziert finden.

Mit der Geschichte Josephs stoßen wir auf ein neues vielgebrauchtes Motiv des jüdischen Strebertums, nämlich den brennenden Wunsch, in die Nähe von Fürstlichkeiten zu kommen, weil das einerseits ihrer Eitelkeit schmeichelt, andrerseits ihnen die verlockende Aussicht bietet, womöglich aus sicherem Versteck ein ganzes Land ausbeuten zu können. Das Romanhafte ist hier besonders deutlich. Gab es wirklich einen solchen Mann, dessen Gebeine sogar mitgeführt werden konnten, so war er vermutlich ein großer Kornwucherer. Die spätere jüdische Phantasie hat ihn dann an den Hof versetzt. Auch Abraham muß mit Melchisedek und Pharao auf Dutzfuß stehen, Moses eine Art von Prinz sein, und selbst Nehemia, Mardochai und Daniel werden in der jüdischen Phantasie mit Hofämtern betraut. Noch heute kennen die Juden keinen größeren Ehrgeiz, als, wenn es nicht möglich ist, an Fürsten sich heranzumachen, so doch wenigstens in höhere Stellungen sich einzudrängen.

Bei den Richtern und Königen treten uns nun zum erstenmal wirklich geschichtliche Züge und Tatsachen entgegen. Das schließt aber nicht aus, daß auch hier Romane eingeschoben sind, die die Sachlage in jüdischem Sinne verändern. Wem gefällt z. B. nicht eine Gestalt wie Saul viel besser als der in Wahrheit hinterlistige

und heimtückische David. Der Roman von David und Goliath bedeutet offenbar, daß der Jude, der „im Namen Jahus“ kommt, mit der kleinen Schleuder, d. h. seiner Schlauheit, auch jeder größeren Nation überlegen ist. Der Goliath mutet uns fast an, wie wenn er auch „Michel“ heißen könnte. Den wahren Charakter Davids und seiner sauberen Umgebung schildert 1. Kön. 1 u. 2 gewiß treffend.

In der Gestalt Salomos hat sich vor allem das höchste und innerlichste Streben des Juden, nämlich seine eingefleischte Sucht nach Reichtum Ausdruck gegeben. Ganz maßlos sind hier die Schilderungen von Kleinodien und Schätzen, an denen sich das jüdische Empfinden förmlich berauscht. Es ist das ein Motiv, das auch schon in dem fabelhaften Herdenreichtum der Erzväter sich ankündigt, dann den Nerv des sog. vierten Gebotes bildet („auf daß es dir wohlgehe“) und endlich in den Zukunftsverheißungen der jüdischen Propheten als Lockmittel der „Religionspolitik“ ständig wiederkehrt. Auch das Buch Hiob gipfelt in dem Gedanken, daß der Jude schließlich doch alles, was er etwa verloren hat, in um so reichlicherer Fülle von seinem Gott Jahu ersetzt bekommt. Derselbe Gedanke durchzieht das vielgenannte Kapitel 53 im zweiten Teil des Jesaja. Theologischer Unverstand hat hierin eine „Weissagung“ auf den leidenden Heiland finden wollen, und in christlichen Kirchen wird (leider!) noch heute nicht selten dies Kapitel am Karfreitag verlesen. Welch ein Unfug! Nach Hermann Cohen ist dieser Knecht Jahus das in Babylonien verachtete und vielleicht auch mißhandelte Judenvolk selbst. Aber wie es im Anfang heißt: „Siehe, glücklich wird mein Knecht sein, emporsteigen und sich erheben“, so heißt es auch wieder am Schluß: „Darum geb' ich ihm Anteil unter Mächtigen, und mit Helden soll er Beute teilen.“ Und man lese nur etwa von demselben Verfasser aus dem 49. Kap. Vers 23: „Könige sollen Deine Wärter sein, vor Dir niederfallen und den Staub Deiner Füße lecken“ und dann wieder in dem 60. Kapitel, wie alle Kamele und Schiffe den Juden Silber und Gold bringen sollen, dann wird man erkennen, wie dieser angeblich höchste und reinste jüdische Prophet sich in keiner Weise über das materialistische Denken seiner Volksgenossen erhebt.

Aber diese Geldgier hat ja noch etwas Kindliches und Naives an sich. Anders aber steht es mit dem furchtbaren Haß der Juden gegen andere Völker, der ihre sämtlichen Schriften vom Deuteronomium bis zum letzten Buch der Makkabäer durchzieht. Dieser Haß hat an sich etwas Teuflisches, wenn er sich in ungeschminkten Kundgebungen der Rachsucht und Mordlust ergeht. Die Vorschrift

7*

5. Mose 7, 16: „Du sollst alle Völker fressen, welche Jahu, Dein Gott, Dir gibt, und sollst sie nicht verschonen" ist gleichsam das Leitmotiv der angeblichen Nächstenliebe des Judentums. Bei dem Rachekrieg gegen Midian (4. Mose 31, 17) sollen auch die Weiber getötet werden, und die Feindseligkeit der Amalekiter ist noch nach Jahrhunderten ein Anlaß dazu, daß sogar alles Vieh mit niedergemetzelt werden soll (1. Sam. 15, 3). Hiernach hätte kein Volk der Geschichte, nicht einmal die Horden des Tamerlan und Dschingiskan derartig in Blut gewatet wie das der Juden. Tatsächlich sollen sie auch einmal auf Cypern 240000 Einwohner nach diesem Rezept abgeschlachtet haben. Aber das ist doch wohl eine Ausnahme. Im allgemeinen darf gesagt werden, daß diese Ergüsse der Mordlust und Rachsucht reine Theorie geblieben sind. Delitzsch hat nachgewiesen, daß die schauerlichen „Verbannungen" gegenüber den Kananitern nichts als Phantasiegebilde der späteren Schriftsteller sind, genau wie die giftigen Aufhetzereien des Deuteronomiums und die bluttriefenden Verheißungen der späteren Propheten, und Sellin behandelt sogar das Buch Esther wie einen Roman. Unter diesen Umständen möchte man ja beinahe auch die 450 geköpften Baalspfaffen des Elias für eine dreiste Erfindung halten. Es bleibt aber doch immerhin der Vorwurf an dem Judentum haften, daß der Wunsch der Vater dieser Gedanken gewesen ist, und daß, wenn auch nicht immer buchstäblich so ausgeführt, diese Phantasiegebilde der Mordlust und Rachsucht doch sicher auf die entsprechende Gesinnung schließen lassen. Im übrigen lassen die furchtbaren Menschenschlächtereien der heutigen jüdischen Machthaber z. B. in Rußland auch den Schluß zu, daß diese Gesinnung gegebenenfalls auch in die Tat umgesetzt wurde.

Und nun kommt das Allerschlimmste in der Selbstphotographie des Judentums. Das ist sein eigner Gott Jahu, in welchem das Judentum sich gleichsam selbst personifiziert hat. Denn „wie Einer ist, so ist sein Gott" (Goethe). In dieser Gestalt des Jahu hat sich der jüdische Nationalgeist am verhängnisvollsten selber charakterisiert. Selbst Hermann Cohen betont (S. 400), daß sich der jüdische Monotheismus aus einem ursprünglichen Polytheismus „hindurchgerungen" habe. Aber selbst die Herübernahme der alten kananäischen Götternamen, El, Elohim, El-Schaddaj, El-Eljon, die auf Vorstellungen hindeuten, welche zum Teil viel erhabener waren als die niedrigen Vorstellungen der Juden, hat nicht hindern können, daß diese Eigenart polytheistischer Minderwertigkeit Jahu noch immer anhaftet. Es ist sehr ergötzlich, bei Hermann Cohen S. 93ff. zu lesen, wie er sich einerseits Mühe gibt, die

absolute Geistigkeit seines Gottes bei der Offenbarung auf dem Sinai festzuhalten und doch ihre Tatsächlichkeit herauszustellen. So stellt er einmal Betrachtungen darüber an, daß die „Rückseite" Jahus, die Moses sieht, nicht notwendig der „Rücken" zu sein braucht. Ja, aber was soll dann die „Stimme", die alle Juden, also doch in jüdischer Sprache, gehört haben; was die „Hand" Jahus, die zweimal in Steintafeln Gebote eingräbt? Was die Berichte von dem im Garten Eden spazierenden und für gewöhnlich im Wolkenhimmel thronenden Gott?! Erst der Aufenthalt in Babylonien hat den Juden einen höheren Gottesglauben gegeben, weil sie hier wieder viel weitergreifende Vorstellungen kennen lernten. Das Entscheidende ist aber doch dies, daß sie nie ihren Jahuglauben aufgaben, sondern einfach ihn mit diesen weitergreifenden Vorstellungen wie mit geborgten Kleidern behängten. Es nahmen die Römer in weiser Toleranz die fremden Religionen der unterworfenen Völker willfährig auf; es errichteten die Athener dem „unbekannten Gott" einen besonderen Altar; es verehrten unsere germanischen Vorfahren „das Unerforschliche" in der Gestalt ihrer Götter; aber der Jude kann einmal nie loskommen von seinem Sondergott, der mit wütender Eifersucht seine Konkurrenten verfolgt. Jesaja II. erklärt darum die Götter der anderen Völker einfach als „Nichtse", indem er Jahu dreist an ihre Stelle setzt. Schon ein Gott, der allgemein gedacht werden soll, und dabei ein Volk sich erwählt, mit dessen Schicksalen er selber auf Tod und Leben sich gleichsetzt, ist ein Widerspruch in sich selbst. Vollends aber muß die Art, wie dieser Jahu selbst immer seine Auserwählten zu ihren Schandtaten geradezu anstiftet, bei Abraham als stiller Teilhaber wirkt, bei Jakob im Hintergrunde mitbetrügt, und zu allen Äußerungen der Rachsucht und Mordlust die Juden ermuntert, seine Propheten mit solchen Verbrechen beauftragt und dabei selbst mit den niedrigsten Beweggründen, unerhörten Flüchen und materialistischen Lohnversprechungen arbeitet, abstoßend wirken. — Ein solcher Gott kann auf jeden denkenden Menschen nur den Eindruck eines ganz rückständigen Stammesgötzen machen, wie ja das Judentum mit seinen atavistischen Vorschriften und Gebräuchen im Grunde nur ein Rest stehengebliebenen Heidentums ist. (Vgl. auch Th. Fritsch, der in seinem Buche „Der falsche Gott" [Hammer-Verlag, Leipzig] dasselbe treffend nachgewiesen hat).

VI. Das Judentum als Weltgefahr.

1. Die Einheitlichkeit des Judentums.

Gegenüber den Feststellungen des vorhergehenden Abschnittes liegt es nahe, die Frage zu tun, ob man das heutige Judentum verantwortlich machen darf für Grundsätze, Anschauungen und Gebräuche, welche vor 2500 Jahren bei seinen Vorfahren heimisch gewesen sind. Es würde das allerdings ganz falsch sein, wenn die heutigen Juden geschlossen jeden geistigen Zusammenhang mit diesen Ideen und Sitten von sich wiesen. Eine sorgfältige Prüfung ihres gegenwärtigen Verhaltens ergibt aber, daß sie das keineswegs tun, vielmehr untereinander wie auch nach rückwärts mit der Vergangenheit ihrer Väter sich auf das Innigste verbunden wissen.

Am 26. Dezember 1907 versammelte sich zum erstenmal in Berlin die „Freie Vereinigung für die Interessen des orthodoxen Judentums" mit zahlreichen Teilnehmern aus ganz Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz. Dr. Breuer aus Frankfurt a. M. hob in seiner Begrüßungsrede hervor, daß es „in den Reihen des orthodoxen Judentums keinen Zwiespalt" gebe, bezeichnete es als Aufgabe, alle Kräfte der gesetzestreuen Judenheit zu sammeln, und schloß mit einem Hoch auf den Kaiser. Dann folgten Begrüßungen, u. a. von dem Bunde jüdischer Akademiker, der sich auch aus „gesetzestreuen" Studierenden zusammensetzt. Kaufmann Rosenheim aus Frankfurt a. M. berichtete dann über die Tätigkeit der Vereinigung. Sie sei bemüht gewesen, die Gemeinden in den kleinen Städten und auf dem Lande zu unterstützen, um sie in den Stand zu setzen, an den überlieferten Einrichtungen des gesetzestreuen Judentums festzuhalten, sowie die Ausbildung gesetzestreuer Rabbiner, Lehrer und Schächter zu fördern. Ferner habe sie petitioniert an das Abgeordnetenhaus zwecks Erhaltung und Förderung jüdischer Volksschulen, sowie an Lokalbehörden um die Erlaubnis, am Sonntag arbeiten zu dürfen (d. h. die Juden sollen ihren Sabbat halten, aber die Christen am Sonntag ihnen zu Dienste sein). Ferner sei sie tätig gewesen für die rituelle Beköstigung jüdischer Soldaten und Gefangener. — Dozent Dr. Wohlgemut (Berlin) sprach dann über

„Das Wesen des gesetzestreuen Judentums". Heute noch wie vor Jahrtausenden sei das Wesen dieses Judentums in der Thora, der schriftlichen und mündlichen Lehre und in der Betätigung dieses Gesetzes im Leben zu suchen. — Rabbiner Dr. Bamberger (Hanau) sprach über „Gebetbuch und Tradition". Das Gebet sei das Mittel, dem Betenden „die Lebensanschauungen und die Pflichten des Judentums in ihrer Ursprünglichkeit vor Augen zu halten. Das Gebetbuch verbinde mit der Vergangenheit verflossener Jahrtausende und mit der Zukunft, in der nach göttlicher Verheißung Messias aus dem Stamme David kommen werde. (Stürmischer Beifall.) Kaufmann Loeb aus Frankfurt a. M. sprach dann noch über Gegenwartsaufgaben. (Nach dem „Reichsboten" Nr. 304).

Man beachte in diesem Bericht neben seinen vielen interessanten Einzelheiten besonders auch die Angabe über das Schächten. Man versteht nicht, wie diese grausame und barbarische Tierquälerei trotz aller Aufklärung unsrer Zeit und aller Tierschutzvereine noch immer sich bei den Juden halten kann. Eine Mitteilung aus Bunzlau (Reichsb. Nr. 75, 1907) löst uns dies Rätsel. Nach ihr hatte die dortige Polizei durch Ortsstatut vom 1. November 1906 das Schlachten im Schlachthause nach jüdischem Ritus aufgehoben. Die jüdische Gemeinde wandte sich nach wiederholten Beschwerden schließlich an den Minister, und dieser verfügte Aufhebung des Verbots durch den Regierungspräsidenten. So ist es in unzähligen Fällen gegangen. Mitfühlende Menschen sind entrüstet über die orientalische Mißhandlung des armen Viehes; aber die Juden kennen ja selber sehr gut ihre Beziehungen zu hohen Herrschaften, mit Hilfe welcher sie alles, heute natürlich erst recht alles erreichen können.

Nach der Jüdischen Enzyklopädie, Artikel „Purim" (Bd. 10 S. 276), wird in Amsterdam ein Stein, auf dem der Name Hamans geschrieben steht, gesteinigt; in Rußland und Polen schlägt man diesen bösen Feind, das Sinnbild aller heutigen Gegner des Judentums, mit Hämmern tot; einige Juden schreiben seinen Namen unter die Fußsohlen und stampfen dann auf den Fußboden; andrerseits ist „zu Purim alles erlaubt"; nach dem Talmud soll ein Jude dann so lange trinken, bis er die Worte „Verflucht sei Haman!" und „Gesegnet sei Marchochai!" nicht mehr unterscheiden kann (S. 277). — Man sieht, daß Shakespeare seinen Shylock richtig gezeichnet hat, besser als der vom Judentum angesteckte Lessing seinen Nathan.

Unsere leider oft so weltfremden theologischen Professoren (vgl. Prof. Schian im Fall Kappstein S. 54) sind immer so sehr darauf aus, die jüdischen Propheten als ganz besondere religiöse Leuchten

hervorzuheben und von dem sonst so dunklen Hintergrunde des Judentums abzusondern. Dr. Eschelbacher veröffentlichte dagegen eine Schrift schon im Jahre 1907 (bei Fock, Leipzig) „Das Judentum im Urteil der modernen protestantischen Theologie", wonach er als Jude das Verfahren der betreffenden Professoren als ihm „sehr sympathisch" erklärte, aber doch betonte: Die Propheten dürften durchaus nicht abgelöst werden von ihrem Volk. Wer hat nun Recht? — Der Jude, der mit seinem Judentum genau Bescheid weiß, oder die evangelischen Professoren, die trotzdem die jüdischen Propheten verhimmeln? Man begreift aber sofort, welch eine Gefahr unter diesen Umständen die jüdische Praxis für den Bestand des Christentums bedeuten würde, wenn es sich bewahrheiten sollte, wovon bereits die Rede ist, daß nämlich in Deutschland eine jüdische Verordnung im Werden ist, nach welcher jüdische Theologiestudierende eine Zeitlang Zuhörer bei einem Professor der evangelischen Theologie gewesen sein müßten, um später als Rabbiner angestellt werden zu können. Vielleicht würden dann unsere Professoren über den Zuwachs an Kollegienbesuchern sehr glücklich sein; der Zweck solchen Kollegienbesuches könnte aber doch nur der sein, den jüdischen Studenten die nötigen Waffen zu liefern, um nach Art der getauften Juden Börne und Heine das Christentum nur um so gründlicher zu bekämpfen.

Aber der sicherste Zeuge für die Solidarität des alten und modernen Judentums ist wieder Hermann Cohen. Auf dem Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt hatte er bereits (am 10. August 1910 in Berlin) triumphierend gesagt: Die Frage, die man in christlichen Kreisen jetzt manchmal aufwerfe „Sind wir noch Christen?" könne in jüdischen Kreisen überhaupt nicht aufkommen in dem Sinne, als ob sie je fragen könnten „Sind wir noch Juden?" Damit wollte er sagen: Euer Christentum löst sich (dank der jüdischen zielbewußten Gegenarbeit!) unaufhaltsam auf, aber unser Judentum bekommt immermehr Geschlossenheit und Siegesbewußtsein. In der „Religion der Vernunft" wird die Einheitlichkeit des Judentums mehr wissenschaftlich ausgedrückt. Die Schriftgelehrten der babylonischen Gefangenschaft und der späteren Zeit erscheinen ihm als „die Urkraft des Nationalgeistes" (S. 31). „Wo der Talmud gelehrt wird, da ist auch die Thora lebendig" (S. 33). „Die Nationalität muß die notwendige Grundlage bleiben für die Forterhaltung der jüdischen Religion" (S. 428). „Der Sabbat und die Feste, insbesondere die messianischen Feste des Neujahrs und Versöhnungstages haben noch heute ihre Geltung" (S. 423). Und besonders interessant ist bei Cohen, wie er nachweist (S. 89),

daß das Judentum keine „Übermenschen" dulde, weshalb denn auch die Schriftgelehrten, die das Leben des Moses zusammendichten, ihn vor dem Einzug in Kanaan sterben lassen, sowie auch den Volksglauben an einen kommenden „Davidssohn" allmählich zu beseitigen suchen durch die Vorstellung eines Messias, der eben nichts anderes ist als das Volk selbst. Kurz und gut: Das Judentum steht und fällt mit der Thora, darin sind sich alle Juden vollkommen einig.

Gewiß sind auch im heutigen Judentum manchmal Gegensätze vorhanden. Martin Buber z. B. kämpfte als Zionist in gewissem Sinne gegen Cohens Standpunkt und dieser wieder gegen ihn. Aber Buber erkannte doch an: „Beide Parteien glühen für unsern religiösen Fortbestand." — Ferner kann es vorkommen, daß die Geldgier jüdischer Geldfürsten manchmal den Interessen ihres eignen Volkstums zuwiderläuft. So erzählt der englische Diplomat Andrew White (Diplomatenleben S. 138) von einem solchen Erlebnis mit Lord Rothschild in London, der 1892 sich über die Judenverfolgungen in Rußland beklagte und dann 1905 doch eine Anleihe für Rußland vermittelte, die letzteres in den Stand setzte, gegen die dortigen Juden vorzugehen, wobei White mit den Worten schließt: „Keine Maßnahme in der ganzen Welt konnte so antisemitisch sein wie diese." Aber solche Fälle sind offenbare Ausnahmen. Denn im allgemeinen weiß sich jeder Jude in der ganzen Welt durch die Thora zusammengekittet mit seinem Volke.

In dieser Beziehung ist nun auch das „Israelitische Familienblatt" höchst lehrreich. Wir nehmen z. B. eine Vierteljahrsfolge desselben (Nr. 14—26) aus dem Jahre 1920 zur Hand und benutzen es in dieser Frage als unfehlbaren Antwortgeber. Am 18. April 1920 feierte die jüdische Reformgemeinde in Berlin den Tag ihres 75 jährigen Bestandes. Dabei betonte der Prediger Dr. Jelski in seiner Festrede als Wesen und Aufgabe dieser Reformgemeinde die „Vereinigung von Deutschtum und Judentum". Diese Gemeinde hat daher auch beim Gottesdienst deutsche Sprache eingeführt, feiert statt des Sabbats den Sonntag und sucht unter Ausschluß des Ethnischen d. h. des speziell Jüdischvolksmäßigen nur das Ethische zur Geltung zu bringen. Solche Reformbestrebungen, die es auch in anderen Ländern gibt, sind gewiß ehrlich vermeint. Aber sie haben im Grunde doch nur die Wirkung einer Art von Mimikry, unter welcher auch das freiere Judentum sein eigentliches Wesen ungehindert behält und fortführt. Es geht damit ähnlich wie mit den zahlreich von Juden angenommenen deutschen Namen, hinter denen sie so oft die von der unsrigen abweichende Gesinnung verstecken.

Das „Israelitische Familienblatt" rechnet diese Art von Juden genau so gut mit zu seiner Rasse wie die rechtgläubigen Juden. In der genannten Predigt wird auch das Wort von Moses Mendelssohn angeführt: „Jetzt schickt Euch in die Sitten und die Verfassung des Landes, in welches Ihr versetzt seid, aber haltet auch standhaft an der Religion Eurer Väter!" Daher wird auch einmal gewarnt vor der Assimilation, die aus dem Judentum herausführe. Der deutsche Nationalist sei vor hundert Jahren als Freigeist noch immer ein Deutscher geblieben; dagegen habe der jüdische Nationalist den Boden unter den Füßen verloren und sei in der Umgebung aufgegangen. Aus diesem Grunde hätten die geistigen Führer des Judentums sich wieder auf den nationalen Boden zurückgefunden. Nun wissen wir genau, was das heißt: an der jüdischen Religion festhalten. Es heißt eben am jüdischen Volkstum festhalten, welches mit jener steht und fällt. Von dem zionistisch-gesinnten Assistenten Dr. Peiser in Göttingen wurde am 15. Mai 1920 bei einer Versammlung, in welcher der Gegensatz gegen das Judentum zur Sprache kam, zugegeben: „Die Juden sind keine Glaubensgemeinschaft, sondern eine Rasse, ein Staat im Staate." Von dem jüdisch-polnischen Bildhauer Henrik Glicenstein wird gesagt: er habe sich als Jude in jeder innersten Fiber gefühlt d. h. „als ein Wesen, das kaum weniger als ein Sklave verachtet und von dem menschlichen Verkehr ausgeschlossen ist, weil es der Liebling Gottes ist" (Nr. 23). Solche Worte könnten ja fast einen Stein erbarmen. Es liegt ganz gewiß eine tiefe Tragik in der ganzen Geschichte des Judenvolkes, das sich „in Ägypten geknechtet, in Babylon geknebelt, in Rom als eine Beute der wilden Tiere, in Spanien als Raub der Scheiterhaufen, und bis auf den heutigen Tag verfolgt und gehetzt, physisch und moralisch gedrückt und gepeinigt" vorkommt (Nr. 14); aber sollte der Grund zu diesem beklagenswerten Zustand nicht einfach daran liegen, daß es noch immer beansprucht, das „auserwählte" Volk unter allen anderen Völkern der Erde zu sein, sich selber berauscht an seinen angeblichen und in Wahrheit gar nicht vorhandenen Vorzügen und, wie schon Fichte angedeutet hat, lieber im Starrsinn die Köpfe verliert als die falschen Ideen, die darin stecken? — Solange das aber noch der Fall ist, macht es wenig aus, ob ein Jude freisinnig oder rückschrittlich ist. Gewiß, die Juden sind in manchen Dingen oft stark fortschrittlich. In der Reformsynagoge zu London wurde kürzlich Lilli Montagu, die „Schwester des englischen Ministers für indische Angelegenheiten" (also so ganz unterdrückt und verfolgt sind die Juden doch nicht überall!) als erste weibliche Predigerin gewählt (Nr. 15). Bekannt

ist, wie auch bei uns in Deutschland in die Frauenbewegung gerade besonders die jüdischen Damen sich drängen. Aber man wittert unwillkürlich bei ihnen Hintergedanken zur Förderung jüdischer Interessen. Und letztere laufen naturgemäß immer wieder hinaus auf das Bestreben des jüdischen Nationalismus, sich überall breitzumachen und die alten angeblich religiösen Rechte durchzusetzen, die unausbleiblich zu einer Beeinträchtigung der übrigen Menschheit führen müssen. In diesem Konflikt bewegt sich daher auch das freieste Judentum noch heute: fortwährend Sonderrechte für sich selbst zu beanspruchen, und doch dabei zu verlangen, daß andere Völker gegen dieses dreiste Verlangen sich vollkommen blind stellen sollen. Daraus ergeben sich solche Widersprüche wie der, daß in Nr. 15 bitterlich geklagt wird über das Aufhören der alten jüdischen Konfessionsschule in Frankfurt a. M. und ihre Verwandlung in eine Simultanschule, während man sich in Nr. 18 entrüstet über die Goethe-Schule zu Wilmersdorf, deren Direktor A-Klassen für evangelische und katholische, dagegen B-Klassen für jüdische Schüler eingerichtet haben soll. Es sind offenbar die alten jüdischen Ideen, die blind machen.

Zu diesen alten Ideen führen aber unausbleiblich Forderungen wie die von dem Rabbiner Dr. Dienemann in Nr. 14, daß jedes Geschlecht in Israel noch heute sich fühlen müsse, als wäre es selbst aus Ägypten ausgezogen. „Gehe als Jude immer zurück an die Quelle, mit der das jüdische Wesen unverfälscht und ursprünglich aus dem Gestein der Geschichte brach.“ Überhaupt ist es ganz auffällig, wieviel Wesens von diesem sog. Auszug aus Ägypten gemacht wird, der doch wahrlich wenig ruhmvoll für die Juden war. Aber ihre Eitelkeit bringt es fertig, darin ein „Abstreifen der Sklavenschaft“ (Nr. 21) zu sehen, und es in Parallele zu stellen mit dem 9. November 1918, wobei man sich jüdischerseits nur wundert, daß man in Berlin nur langweilige Gesichter gesehen habe, anstatt daß das deutsche Volk in lauten Jubel ausgebrochen sei. An diesem lauten Jubel des deutschen Volkes würde es sicher nicht fehlen, wenn die Juden bei uns wie damals bei den Ägyptern ausziehen wollten. Aber dieser Gedanke kommt dem heutigen Judentum gar nicht in den Sinn. Statt dessen bespiegelt es sich selbst an seiner „unverfälschten“ Geschichte und Wesensart. Wie das Passahfest, so wird aber alljährlich auch das Purim („Schlag Haman tot!“) unter Verlesung des Buches Esther gefeiert, so werden auch gelegentlich „Makkabäerfeiern“, z. B. am 20. Dezember 1919 in Leipzig, veranstaltet, und dabei jedesmal der religiöse Fanatismus und Nationalismus des Judentums großgezogen. Neben den Rabbinern wirken aber

auch in diesem Sinne die jüdischen Lehrer, die gewöhnlich auch zugleich Kantoren, Vorbeter und Schächter sind. In ihnen steckt offenbar ein starker Rückhalt für die Zähigkeit des Judentums im Festhalten veralteter Ideen und Sitten. Was letztere betrifft, so gibt es nach dem „Isr. Familienblatt" auch „Zentralen für rituelle Speisen", „koschere" Pensionen und Hotels; ja, religiöse Vorschriften, die genau an die Haarspalterei der Pharisäer zu Jesu Zeit erinnern, verbieten den galizischen Juden am Sabbat, vor lauter Frömmigkeit sogar ihre Ausweispapiere bei sich zu tragen (Nr. 15). Also steht offenbar noch das Wesen des Talmud in voller Blüte, und wenn auch im einzelnen als Satzung nicht mehr beachtet von den freisinnigen Juden, so erheben sie ihn als religiöses Lehrbuch mit derselben Begeisterung wie ihre gesetzestreuen Volksgenossen. Im übrigen pflegt sich aber auch der freisinnigste Jude mit dem 60. Lebensjahr in einen gesetzestreuen zu verwandeln, der nun um so buchstabenmäßig strenger wird, je radikaler und scheinbar vorurteilsfreier er früher war.

Also das Judentum bleibt, wie es ist. Es hat sich in seinem Wesen in 3000 Jahren nicht geändert. Wie sollte das bei seinem Rassecharakter und seiner ausgesprochen exklusiven Erziehung im Sinne der Thora auch möglich sein?!

2. Der jüdische Kapitalismus.

Diese Erscheinung bedeutet die erste Weltgefahr, die den anderen Völkern von seiten des Judentums droht.

Sie liegt heute besonders klar zutage, obgleich der jüdische Kapitalismus eigentlich uralt ist. Er erwächst ganz von selbst aus den niedrigen Instinkten des Juden, nach welchem ihm die Veranlagung einmal anhängt, das Geld oder, wie Jesus sagt, den Mammon höher als alles andere zu achten. Delitzsch macht darauf aufmerksam, daß schon im Jahre 538 die meisten Juden in Babylonien es vorzogen, von der ihnen durch Cyrus gewährten Erlaubnis der Rückkehr in die Heimat nicht Gebrauch zu machen. Warum nicht? — Der rasche und leichte Gelderwerb hielt sie zurück (üblicher Zinsfuß 20%!). Von dieser Zeit an datiert das pekuniäre Übergewicht der Juden über andere Völker. Auch im römischen Reiche hatten sie bald in allen Großstädten rund um das Mittelmeer her die hauptsächlichen Geldquellen in ihren Händen. Das stolze Rom wußte sehr wohl, was es tat, als es in Jerusalem eine höchst gefährliche Konkurrentin im Streben nach Weltherrschaft entdeckte und daher durch Titus es vernichtete. Es war das aber doch nur ein Mittel,

die Juden von jetzt an noch mehr in alle römischen Länder zu bringen. Man kann sicher annehmen, daß alle die unter römischer Herrschaft gesammelten Kleinodien und Kunstschätze, Kostbarkeiten und Goldstücke nach und nach in den Taschen der Juden verschwunden sind (Werner Sombart: Der moderne Kapitalismus, Leipzig 1902, Bd. 1 S. 270). So traten sie beim Zusammenbruch des römischen Reiches schon von vornherein ein in das Mittelalter mit einem Rekord in Geldsachen, gegen den kein andres Volk aufkommen konnte. Das Westgotenreich ging in Spanien unter durch sie. In Frankreich war fast der ganze Besitz des französischen Adels im 13. Jahrhundert den Juden verpfändet. Ebenso hatte in England die jüdische Niederlassung begonnen, wie ein Schwamm das ganze dortige Volksvermögen aufzusaugen, so daß die Engländer sich entschlossen, von 1290—1657 sämtliche Juden aus dem Lande zu entfernen, eine Maßregel, die dem Erstarken des englischen Volkstums sicher zugute gekommen ist. Seit dieser Zeit freilich ist England auch um so mehr dem Einfluß des Judentums verfallen, aus dem einfachen Grunde, weil es auf dem Wege des Handels die größten Reichtümer erwarb. In Deutschland waren schon im Mittelalter z. B. die Bürgermeister von Köln vielfach übergetretene jüdische Großkapitalisten. Man lese auch nur etwa bei Luther, wie die damaligen Juden als große Herren mit 12 Pferden durch das Land ritten und in Prag wie Hispanien ihre Nester hatten. Zur Zeit Friedrich des Großen ist auch in Berlin ihr Reichtum ganz auffällig, und zur Zeit Napoleons, der sie klug zu benutzen wußte, entsteht mit einem Schlage das Haus Rothschild, dessen Vermögen heute auf 60 Milliarden geschätzt wird. Die englische Wirtschaft steht völlig unter dem Einfluß des jüdischen Großkapitals. Nach Sombart waren schon vor 1904 von 63 englischen Riesenbanken 33 in jüdischen Händen. Nach dem Statistiker Rost bildeten vor dem Kriege den Stock des Berliner Bankwesens 280 jüdische Firmen. 1913 betrug der Reingewinn der Berliner Großbanken durchschnittlich 11%, derjenige der Wiener Großbanken durchschnittlich 13,74%, ungerechnet die hohen Abschreibungen und die Gehälter der eigentlichen Profitinhaber, von denen Hunderte ein Jahreseinkommen von 300000 Mark bis über eine Million haben. Ruhland schätzt die jährlichen Gründergewinne der Banken Deutschlands von 1902—1906 auf je 550 Millionen Mark. Die größeren Banken haben aber außerdem das Bestreben, die kleineren aufzusaugen und damit immer mehr das Kapital in jüdischen Händen zu konzentrieren. In den Aufsichtsräten sitzen überwiegend jüdische Geldfürsten oder von denselben abhängige Personen. Z. B. hat die Reichsbank unter 15

Aufsichtsratsmitgliedern allein 11 Juden. Nach Franz Eulenburg verfügten schon 1903 die damaligen 6 Berliner Großbanken über 750 Aufsichtsratsstellen anderer großer Aktiengesellschaften. Je mehr der jüdische Spekulant der Monopolinhaber des Handels wird, kann er die Preise setzen, wie er will. Je mehr es ihm gelingt, alle Werte eines Landes zu mobilisieren, strömt auch das Volksvermögen ihm zu. Deswegen ist die Börse seine besondere Domäne. Durch künstliche Machenschaften bei dem Steigen und Fallen der Papiere kann er mühelos ungeheure Verdienste einheimsen.

Schon aus diesem Grunde versteht man, weswegen Isaak Markussohn am 3. März 1917 in der „Times“ erklärte: „Der Krieg ist ein riesenhaftes Geschäftsunternehmen, und das Schönste ist die Geschäftsorganisation.“ Ruhige und geordnete Verhältnisse werden, wie schon Goethe gesagt hat, den jüdischen Schachergeist weniger aufkommen lassen als unruhiger Wechsel durch Krieg und Revolution in der Völkerwelt. Jeder Staatsbankerott kann immer nur dem jüdischen Kapital zustatten kommen. Je mehr Deutschland z. B. gegenwärtig Schulden macht, desto mehr wächst auch das nicht produzierende Zinskapital, das in den Händen der Juden bleibt, und für das die Glieder des deutschen Volkes arbeiten müssen. Berechtigt war auch die mannigfache Klage über das Verhalten der Juden während des Krieges. Beim Hamstern waren sie die wildesten Preistreiber; durch geschicktes Spazierenfahren der Waren wußten sie beständige Zwischengewinne zu erzielen; in den Kriegsgesellschaften hatten sie fast überall die maßgebenden Stellen inne; das Personal der „Z. E. G.“ bestand zu 86% aus jüdischen Angestellten.

Unter diesen Umständen kann man als sicher annehmen, daß der letzte Weltkrieg mit einem Schlage die Juden ihrem höchsten Ziele erheblich näher gebracht hat, nämlich, wie schon Jesaja 60, 9—11 es ihnen vor die Augen malt, alle Schätze der Welt zu besitzen. Soweit es an den Juden liegt, wird es daher auch in der Völkerwelt nicht ruhig werden, ehe dies Ziel erreicht ist. Bereits schauen die Juden nach China, um mit Hilfe der englischen Politik auch dies Riesenland auszuwuchern. Und wie nach Aussage des französischen Juden Crémieux die „Revolution der Stern Judas“ ist, so sind auch die russischen Bolschewisten nur die Werkzeuge des jüdischen Mammonsgeistes. Der Goldstrom der Welt fließt immer mehr diesem zu. Auf dem Judenkongreß in Lemberg 1912 rief ein jung-jüdischer Rabbiner triumphierend aus: „Israel wird von Tag zu Tage mächtiger. Das Gold, vor dem sich die Menschheit beugt, ist fast vollständig in unseren Händen, und das Gold ist die Zukunft Israels.“ Es ist im Grunde die Geschichte von David und Goliath.

Die Mehrzahl der Menschheit, die zunächst wie ein Riese erscheint, ahnt nichts von der gefährlichen Schleuder des kleinen und schlauen Juden David, der schließlich damit doch den Sieg gewinnt.

Bei dem jüdischen Kapitalismus kommt aber nicht etwa nur die auffallende Anzahl seiner Millionäre und Milliardäre in Betracht, sondern auch der durchgehende höhere Wohlstand des jüdischen Mittelstandes. Auf der Oberstufe des Sophiengymnasiums in Berlin befanden sich im Frühjahr 1920 unter 122 Schülern 100 jüdische. Das „Isr. Fam.-Bl." erklärt dies durch den stärkeren Bildungsdrang der letzteren. Die rechte Erklärung ist aber einfach der weitaus größere Wohlstand der Juden. Nach Herbert Eulenberg beträgt der Prozentsatz des jüdischen Theaterpublikums in Berlin 40, in anderen Städten 25%. Und man nehme auch nur etwa die Besucher unserer Seebäder, unserer vornehmen Hotels und Restaurants, die Fahrgäste der Autos in größeren Städten, überall wird der Jude sich Genüsse verschaffen können, die dem Durchschnitt unsres deutschen Volkes seit langem versagt sind. Sehr lehrreich sind auch die zahlreichen Heiratsanzeigen im „Isr. Familienbl.", wo jüdische Töchter und Schwestern in der Regel mit ganz erstaunlich reicher Mitgift seitenweise ausgeboten werden. Auf diese Weise bildet sich in jedem Volke eine höchst einflußreiche Oberschicht, welche durch ihre reichen Mittel von vornherein allen anderen Ständen überlegen ist.

3. Der jüdische Internationalismus.

Dies einflußreiche Wirken der Juden in den einzelnen Völkern ist nun um so gefährlicher, als es sich zu einem Weltring zusammenschließt.

Gewiß hat das Zusammenhalten der Juden auch seine anerkennenswerte Seite. Niemand wird es ihnen verargen, wenn sie in ihrem Kreise eine ausgedehnte Wohltätigkeit üben (sie haben ja auch die Mittel dazu!). Daneben wird das Lob des jüdischen Familienlebens in der Regel stark übertrieben. Man lese nur einmal, wie z. B. Lassalle seine Schwester gehaßt hat, oder mit welchen Ausdrücken Heine über seine Verwandten redet, sobald diese ihm nicht genug Geld geben. Auch sind die Familiengeschichten der sog. jüdischen Erzväter bekanntlich viel eher Dokumente von Neid und Streit als von Familienzusammenhang und Verwandtenliebe. Dagegen aber fühlt sich zweifellos das Judenvolk auf Grund eines ausgeprägten Rassen-Egoismus wie *eine* große Familie den anderen Völkern gegenüber, als ein Fremdvolk, was mit Hilfe einer Art von Gegenseitigkeitsversicherung unter allen Umständen in erster Linie für seine *eigenen* Interessen einzutreten hat.

Bezeichnend dafür ist, was Chamberlain über den jüdischen Gelehrten Guhrauer erzählt. Demselben war die Herausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Knebel anvertraut worden. Guhrauer fand hier nun in einem Briefe von Goethe den Satz: „Es bedarf nur eines Betteljuden, um einen Gott am Kreuze zu verhöhnen" und — strich ihn, wie Chamberlain später entdeckte. Man kann hieraus schließen, was für unser deutsches Geistesleben herauskommen würde, wenn das Wort von Moritz Goldstein im „Kunstwart" wirklich zuträfe: „Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und Fähigkeit dazu abspricht." Daß die Juden eine solche geistige Beherrschung in unserm wie in allen anderen Völkern erstreben, ist gewiß nicht fraglich; daß sie aber ausschließlich dem jüdischen Interesse dienen würde, ist noch weniger zweifelhaft. In dieser Beziehung arbeiten die Juden genau so wie die Jesuiten. Wie für diese jedes Mittel geheiligt wird, wenn nur der höchste Zweck, nämlich der Vorteil der Kirche erreicht wird, so steht auch bei dem Juden das Interesse seines Volkstums über jeder anderen menschlichen geschweige moralischen Erwägung. Förderung des Judentums um jeden Preis ist ihm eben die höchste Moral, und diese hängt unmittelbar wieder mit seiner Religion zusammen.

Daher ist es auch nicht in letztem Grunde das gemeinsame Blut, das die Juden so zusammenbindet, als vielmehr der gemeinsame geistige und religiöse Besitz, die von Jugend auf geübte und dadurch in Fleisch und Blut übergegangene Abrichtung und Erziehung im Sinne von Thora und Talmud. Denn die Juden sind so wenig wie andere Rassen reines Blutes und einheitlicher Abstammung. Sie sind ein Mischvolk, das aber allen mit ihnen verschmolzenen Volksteilen jüdischen Geist beizubringen verstanden hat. Z. B. wurden die Ostjuden von Hermann Popert noch kürzlich im „Vortrupp" für „finnische" Abkömmlinge erklärt; trotzdem hat das deutsche Judentum und namentlich die verjudete deutsche Regierung sich beeilt, in einer Zeit, wo die deutschen Volksgenossen in allen Städten an einer entsetzlichen Wohnungsnot litten, die polnischen und galizischen Juden zu Tausenden in Deutschland aufzunehmen, weil eben das jüdische Interesse (zum Schaden des deutschen!) das verlangte. Der Grund ist, daß die fabelhaften Zukunftsaussichten der Juden dem auserwählten Volke offenbar nur als Gesamtheit gelten, weshalb denn auch schon jüdische Fanatiker wie Esra und Nehemia mit äußerster Rücksichtslosigkeit dafür eintraten, daß der „heilige Same" nicht durch Mischheiraten mit anderen Völkern „gemein" gemacht werde. Die Erwartung einer künftigen Weltherrschaft ist dem Juden

wie eine sichere Kapitalanlage, die er um keinen Preis aus den Händen gibt. Darum ist es auch in seinen Augen die größte Versündigung und Dummheit, wenn der gutmütige Esau auf seine jüdischen Vorrechte verzichtet, während der schlaue und gerissene Spitzbube Jakob ihm als das größte Ideal seines Volkes gilt. So erklärt sich auch, daß der Jude durchaus keine Proselyten mehr macht. Er hat es wohl einmal getan, als es galt, die Bevölkerungsziffer des eigenen Volkes in der Konkurrenz mit den umwohnenden Nationen durch neues Menschenmaterial möglichst zu vergrößern, aber im Prinzip seiner Religion liegt es nicht. Diese will wohl alle anderen Menschen ausbeuten und unterwerfen, aber den Genuß dieser Weltherrschaft will der Jude ausschließlich sich selber vorbehalten.

Nun versteht man sofort, warum nach den Worten von Dr. Johannes Müller „immer die ganze Judenschaft aufspringt, wenn irgend einmal einem auf die Hühneraugen getreten wird" (vgl. die vom Verbande der jüdischen Jugendvereine Deutschlands veranstaltete Aussprache am 25. November 1919 zu Berlin). Ob es sich um die Dreyfus-Sache handelte, die doch eigentlich nur die französischen Juden anging, oder um den Beilis-Prozeß in Rußland, oder um irgendeinen jüdischen Verbrecher in Wien oder London, immer erklärte sich die gesamte jüdische Presse Europas von vornherein für solidarisch mit derartigen Leuten, weil sie eben Juden sind, und sucht sofort das Interesse von ganz Europa im Sinne einer Unschuldserklärung für die Betreffenden zu beeinflussen. Man kann daraus schließen, wie bedenklich es steht hinsichtlich der Vorurteilslosigkeit von jüdischen Richtern und Rechtsanwälten, und wie gefährlich es ist, gerade solchen Elementen die Rechtspflege anzuvertrauen. Der Jude wird immer für den Juden eintreten; das ist ihm oberstes moralisches und religiöses Gesetz. Der Talmud hat zahlreiche Stellen, aus denen sich ergibt, daß es dem Juden erlaubt ist, den Christen als Feind seines Volkes zu betrügen. Der jüdische Philosoph Philo erklärte einzig seine Volksgenossen als „Menschen im wahren Sinne des Wortes." Daher werden auch im Danielbuch die heidnischen Weltreiche mit Tieren und das jüdische Weltreich mit einem „Menschensohn" versinnbildlicht. Nach dem etwas später geschriebenen IV. Buch Esra sind sogar die nichtjüdischen Völker vor Gott „wie ein Speichel" geachtet. Bei einer solchen wahnsinnigen Selbstüberhebung und Verachtung anderer Völker ist es ja selbstverständlich, daß der Jude mit dem Juden klettenartig zusammenhängt, der jüdische Handel sich in allen Ländern gegenseitig in die Hände arbeitet, das jüdische Börsenwesen immer über die besten

Nachrichten und Beziehungen verfügt, und geheime Fäden ausschließlich zum Vorteil des Judentums durch alle Länder laufen. Für solche Leute mußte die Weltfreimaurerei geradezu das verlockendste Mittel sein, um unter der Maske eines allgemeinen Weltbürgertums seine Hände überall und nirgends zu haben und im Geheimen die jüdischen Weltinteressen zu vertreten.

Aber auch hiervon abgesehen, ist das überall wurzellose Judentum schon von vornherein auf die Internationale gerichtet. Man stelle sich nur einmal das Haus Rothschild vor. Es hat seine Niederlassungen in London, Paris, Frankfurt, Wien und Petersburg. Welch eine allgemeine Weltkenntnis wächst ihm schon auf diesem Wege zu, die es gegenseitig sich austauscht. Ist es nun denkbar, daß es irgendwo sich mit dem Fühlen eines fremden Volkes eins wissen kann? — Der Jude kann nie Franzose, Deutscher, Engländer, Russe usw. werden, er wird immer nur Jude bleiben. Ein Staat im Staate, wird das Judentum von vornherein alles Internationale wie Völkerbund, Pazifismus, Proletarierbewegung u. dgl. bis herab zum Esperanto befördern, und dagegen in jeder Regung eines gesunden Nationalismus seinen natürlichen Feind sehen. Dies geht soweit, daß es auch im Zionismus, der aus nationalen Gründen von einem Teile der Juden vertreten wird, eine Verirrung von den wahren Zielen des jüdischen Geistes sieht, man kann wohl sagen: mit Recht, denn was sollen die Juden in Palästina anfangen, wenn sie kein Gastvolk mehr zur Unterlage haben, das sie aussaugen können? „Das Vaterland der Juden sind die übrigen Juden," so sagte schon mit Recht Schopenhauer. Und weil sie selbst wie ein Öltropfen im Völkermeer nur obenauf zu schwimmen beanspruchen, der beliebig hin und hergeschoben werden kann, so ist es durchaus verständlich, daß sie von der Festlegung auf ein bestimmtes Land nichts wissen wollen. Die Kehrseite davon ist dann freilich, daß sie auch anderen Völkern ihr Vaterland zu verleiden und überall den Patriotismus zu untergraben suchen, in dem richtigen Empfinden, daß auf sie selber das Wort zutrifft: „Kein Mensch gedeihet ohne Vaterland."

Hiernach ist es zu ermessen, was das Wort von Walter Rathenau bedeutet: „Dreihundert Männer, die sich alle gegenseitig kennen, bestimmen zur Zeit die Geschicke Europas." Man kann aber auch sagen: der ganzen Welt.

4. Die jüdische Politik.

Es wäre höchst auffällig, wenn unter diesen Umständen das Judentum seine eben geschilderten Vorteile des Kapitalismus und

Internationalismus nicht auch noch weiter ausnutzte zu einer unmittelbaren Einwirkung auf die Geschicke der Völker auf dem Wege einer geschickt betriebenen jüdischen Politik.

Ihren Ausgang nimmt letztere von England aus. Schon das ganze alttestamentliche Gepräge des englischen Puritanismus mußte das Judentum anlocken. Es kam aber hinzu, daß der englische Handel seit Cromwell allmählich den Vorrang erwarb. Die Freigeisterei der englischen Deisten und die Gründung der Freimaurerlogen bahnte ihnen dann bald die Wege. Hinter den französischen Enzyklopädisten, die sämtlich (nach Dr. Friedrich Wichtl) Mitglieder der Loge waren, spielten von London und Paris aus ihre verborgenen Einflüsse. Glücksritter wie der Jude Balsamo, der als Graf Cagliostro an den südeuropäischen Höfen seine Rolle spielte, waren zweifellos die Vermittler solcher geheimen Einflüsse. Sofort lassen sich diese auch gleichzeitig in Deutschland beobachten. Lessing, der bekanntlich stark durch seinen jüdischen Umgang beeinflußt ist, schrieb schon 1749 sein Lustspiel „Die Juden", 1778 seine Gespräche über die Freimaurer, 1779 seinen „Nathan". Der Landgraf Carl, der als Statthalter des dänischen Königs in Schleswig residierte und eine bedeutende Stellung in der Leitung der deutschen Freimaurerei einnahm, hatte auch an seinem Hofe einen portugiesischen Juden, der als „Graf Saint Germain" unter dem Deckmantel alchymistischer Künste ihn stark beeinflußte. Die französische Revolution ist nicht ohne die jüdische Mitwirkung zustande gekommen. Ja, das bekannte Wort von Goethe bei der Kanonade von Valmy (18.—22. Sept. 1792): „Von hier und heute geht eine neue Episode der Weltgeschichte aus" ist insofern noch besonders bedeutsam, als es bezeichnend ist für die Wendung der Dinge, die, seit 1717 durch die Einflüsse des Londoner Freimaurerordens vorbereitet, jetzt mit einem Schlage zutage trat, denn auch hinter den Entschlüssen des Herzogs von Braunschweig spielten diese geheimnisvollen Direktiven (Auf Vorposten 1918, Heft 9/10 S. 528 ff.). Die jahrzehntelangen Unruhen und Umwälzungen zur Zeit der Napoleonischen Kriege begünstigten dann ganz ungemein das Emporkommen der Juden. Damals, infolge der Schlacht bei Waterloo, konnte der schlaue Amschel Rothschild mit einem Schlage durch ein geschicktes Manöver sein Riesenvermögen erwerben. So ging es vielen seiner Stammesbrüder in allen europäischen Ländern. Auch die Säkularisation der Kirchengüter brachte namentlich in Bayern ihnen enorme Gewinne, weil niemand anders das nötige Bargeld besaß, um kostbare Monstranzen und Kelche, Kruzifixe und Kirchengewänder, Klöster und Grundstücke anzukaufen und weiter zu verschachern als die Juden. Seitdem saßen

sie überall fest im Sattel, und es taucht daher fortan das Schlagwort von der „Emanzipation“ der Juden auf, von dem Richard Wagner einmal treffend bemerkt: ehemals habe man sich eingesetzt für eine Emanzipation für die Juden; heute sei nichts wünschenswerter als eine Emanzipation von den Juden. Es war schon ein Jahr vor dem Ausbruch der Revolutionen, die 1848 in fast allen europäischen Ländern auffallend gleichzeitig ausbrachen, als Benjamin d'Israeli schrieb: „Sie werden in Europa keine große geistige Bewegung finden, an der die Juden nicht ihren großen Anteil hätten. Die mächtige Revolution, die sich in diesem Augenblick vorbereitet, entwickelt sich völlig unter den Auspizien der Juden.“ Als englischer Premierminister verfehlte dieser Mann dann natürlich auch nicht, auf dem Berliner Kongreß 1878 den Rumänen die Emanzipation der Juden aufzuzwingen, obgleich das zum offensichtlichen Verderb dieses Volkes war.

Jedenfalls aber wurde ganz von selbst aus dieser politischen Befreiung der Juden im weiteren Verlaufe des vorigen Jahrhunderts eine immer deutlicher fühlbare Herrschaft auf allen Gebieten. Aus der Mitherrschaft wurde allmählich eine Vorherrschaft. Am 19. Sept. 1879 hielt in Berlin Hofprediger Stoecker seinen bekannten Vortrag, in dem er von dem Judentum nur „ein klein wenig mehr Bescheidenheit“ verlangte. Er hatte dafür zeitlebens wie so mancher andere damalige Vorkämpfer für Befreiung von dem Übergewicht des Judentums von dessen Seite die rasendsten Angriffe auszuhalten. Aber das Übergewicht des jüdischen Einflusses ging weiter. Die letzte Entwickelung der Dinge hat gezeigt, daß aus der Vorherrschaft der Juden schon eine Alleinherrschaft zu werden droht. Die Weltgeschichte wird von Ideen gemacht, und das Leben der Völker wird nicht zur Ruhe kommen, ehe die Idee der jüdischen Weltherrschaft verwirklicht oder endgültig niedergeworfen sein wird, was natürlich nur geschehen kann durch etwas Besseres, was an die Stelle gesetzt wird.

Der jüdische Satan zeigt noch heute seinen Anhängern die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Die Menschheit wird ihn nur überwinden können, wenn sie entschlossen sich auf die Seite des Heilandes stellt, der allein die Werke des Teufels zerstört.

Insofern kann man den letzten Weltkrieg durchaus als einen Religionskrieg bezeichnen. Zwei Weltanschauungen rangen miteinander: der Mammonsgeist und die Weltgier mit dem Idealismus und dem Weltüberwindungsgeist. Auf der einen Seite das Geld, auf der anderen Seite Gott. Man weiß leider zur Genüge, daß vorläufig das Geld gesiegt hat.

Insofern geht die Schuld an diesem traurigen Ausgang zurück in letztem Grunde auf den allgemeinen Religionsniederbruch der christlichen Völker. Wäre hier der Christusglaube lebendig gewesen, dann hätte es zu der entsetzlichen Niederlage des deutschen Volkes nicht kommen können. Nur wo Fäulnis schon vorhanden ist, gedeihen die Parasiten und Wucherpflanzen. Aber, wie Wilhelm Meister in seiner deutschen Abrechnung „Judas Schuldbuch" (Deutscher Volksverlag, München) und Dr. Walter Liek in seiner Flugschrift „Der Anteil des Judentums am Zusammenbruche Deutschlands" (Lehmann, München) schlagend nachgewiesen haben, so ist der Weltkrieg und die damit verbundene Weltrevolution sicher zum größten Teile auf die Pläne und Machenschaften des Judentums zurückzuführen.

Es gelang dem jüdischen Einfluß zunächst, Deutschland und England, diese beiden germanischen Völker, auseinanderzubringen, überall wie ein Spaltpilz zu wirken und Deutschland zu isolieren. Denn, wie schon das englische Bank- und Handelswesen in Händen der Juden war, wie Neuyork mit seinen 1¼ Million Juden, 720 Synagogen und 46 jüdischen Zeitungen schon längst als eine Hochburg des Judentums galt, so war das Angelsachsentum in der glücklichen Lage, von dem Judentum als Stoßmacht gegen das europäische Festland erkoren zu sein. Herunter sollte vor allem Rußland, und diese Aufgabe war dem waffenstarken Deutschland zugedacht. Als aber Deutschland nun nach der Vollendung dieses Werkes den Sieg auch der Westmächte in Frage stellte, da setzte jene mit allen Mitteln im Ausland und Inland betriebene Hetze ein, welche das deutsche Volk an sich selbst irre machte und es schließlich den Feinden auslieferte. Dabei sind nachweislich in der ganzen Welt die jüdischen Einflüsse in erster Linie wirksam gewesen. Die russische Revolution war ganz und gar das Werk der jüdischen Bolschewisten. Schon am 29. Februar 1904 wandte sich Fürst Bülow gegen das Treiben der „Mandelstamm und Silberfarb", d. h. der jüdischen Bolschewisten in Rußland, die in Massen nach Deutschland zu dringen versuchten, weswegen ihm das „Berl. Tagebl." die Rache dieser Leute ankündigte. Tatsächlich erschienen denn auch seitdem in russischen Blättern deutschfeindliche Aufsätze besonders gegen Preußen. Der Sturz des deutschen Kaisertums war der Schlußpunkt einer geschickten Unterminierung der deutschen Volksmeinung mit Hilfe der Presse, die zu etwa zwei Dritteln (325 gegen 115 nach Th. Fritsch jr.) in Händen der Juden ist, und der seit Marx und Lassalle jüdisch beeinflußten Sozialdemokratie, die von dem Judentum immer als Werkzeug seiner Pläne und Schutztruppe seiner Ansprüche ange-

sehen worden ist. In Amerika hatte seit 1853 der an der Revolution von 1848 beteiligte Abraham Jacobi als Deutschenhasser und Kriegshetzer in jüdischem Interesse gewirkt, der am 10. Juli 1919 starb. Wilson, dieser heuchlerische Pazifist und Kriegsverlängerer, war der erklärte Liebling der jüdischen Politiker, weil die „Anerkennung der Juden in allen Ländern" einer seiner Programmpunkte war. Und gerade so wie bei dem König Eduard VII. von England, der einen jüdischen Leibarzt hatte und in Brighton gern auf dem Landgut seines jüdischen Freundes Sassoon einkehrte, sind auch bei Wilson leicht die jüdischen Hintermänner nachzuweisen. Nach der Tägl. Rundschau vom 5. April 1918 hat auch der deutsche Jude Witkowski, genannt Maximilian Harden, ihm durch Lobesartikel in der amerikanischen Presse bedeutende Dienste geleistet.

So kam es, daß am 9. November 1918 überall in den neuen Regierungskörpern in den deutschen Staaten Juden oder Halbjuden an führenden Stellen auftauchten und auch in den Arbeiter- und Soldatenräten das große Wort führten. Seit 1915 hatten sie auf den Umsturz hingearbeitet: nun kamen sie als die eigentlichen Sieger des Weltkrieges an die Spitze. Das Israelitische Familienblatt feierte noch beim Passahfest 1920 diesen Triumph als ein „Abstreifen der Sklavenschaft" wie einst in Ägyptenland und wunderte sich nur, daß die Berliner damals keinen Jubel gezeigt hätten. Aber der Jubel war eben nur auf der Seite der Juden. Sie hatten erreicht, was sie wollten.

Im Jahre 1902 veröffentlichte der russische Gelehrte Nilus die Berichte von Geheimsitzungen, die bei Gelegenheit einer Zusammenkunft von Zionisten in Basel in dem Jahre 1897 dort stattgefunden hatten. Diese Berichte waren durch Bestechung eines Juden in die Hände der russischen Regierung gekommen. Sie sind 1919 in 1. Aufl. im Verlag „Auf Vorposten" zu Charlottenburg in deutscher Sprache erschienen unter dem Titel „Die Geheimnisse der Weisen von Zion" und dadurch höchst merkwürdig, daß sie im voraus schon die politischen Pläne des Judentums enthüllen, die dann mit dem späteren Gang der Ereignisse im Weltkriege ganz auffällig übereinstimmen. Sogar die englische „Times" ist von der Übereinstimmung so frappiert, daß sie kürzlich in einem besonderen Artikel über die englische Ausgabe dieses Werkes die Frage aufwirft: „Sind wir durch Einsetzen unsrer ganzen Kraft einer pax germanica entronnen, um nur in eine pax judaica hineinzustürzen?" —

Ebenso schrieb der amerikanische Großindustrielle Ford kürzlich in einer Zusendung an Richard Kunze: „Der Weltkrieg war die letzte Anstrengung des internationalen Juden, eine finanzielle Ernte

in Europa zu erhaschen. Er war schon bereit, seine Hochburg von London und Berlin nach Neuyork und Washington zu verlegen. Aber zuerst wollte er sein Gold hinübersenden, denn bei ihm sind Gold und Seele eins." (Deutsches Wochenbl. Nr. 37, 1920).

Es ist sehr gut, wenn auch andere Völker allmählich aufwachen und der jüdischen Politik durch allseitige Gegenwirkungen begegnen. Denn es handelt sich hier um einen Kulturkampf für die ganze Menschheit.

5. Die Zersetzung der Gastvölker durch die jüdischen Einflüsse.

Es ist das unstreitig die übelste Wirkung des Judentums, weil sie die Völker entsittlicht, zermürbt, seelisch vergiftet und in jeder Weise innerlich herunterbringt.

Typisch ist dafür das Lebenswerk des Juden Georg Brandes in Dänemark, wie es von Dr. Simonsen (Moderner Geist in Dänemark, Leipzig, Hammer-Verlag 1914) geschildert wird. Darnach hat dieser Mann, der Sohn eines wohlhabenden Seidenhändlers, schon in seiner Jugend von auffallender Strebsamkeit, verschlagen sich an jede Geistesgröße herangemacht, unterstützt von Presse, Autoritäten und Kirchenmännern, weil er sich überall als begabten und hoffnungsvollen jungen Dänen zu geben verstand. So kam er mit einem Stipendium nach Paris, hielt später in Kopenhagen Vorlesungen und entwickelte sich zum Kritiker auf allen Gebieten, dem das vertrauensselige dänische Volk getreulich nachbetete, was er sagte. Kaum aber saß er fest im Sattel, so wandte sich seine ätzende Kritik gegen alles, was irgendwie nach Autorität und Volksgesundheit aussah, Ehe, Familie, Gottesglauben, Kirche, Staat, Volkstum, und machte sich weidlich über die Dänen lustig. Trotzdem bekam er schließlich vom dänischen Reichstag eine lebenslängliche Pension und vom König das Kommandeurkreuz und eine Verdienstmedaille, denn er war ja eine „europäische Berühmtheit".

Solche jüdischen Streber haben wir ja in Deutschland und größeren Kulturländern zu Hunderten, wenngleich es ihnen auch nicht in demselben Grade gelingt, ein ganzes Volk wie das unschuldige dänische zu düpieren. Bei uns ist ein noch üblerer Typus der strebsame Dichter Heine, der frühzeitig schon sich an Goethe heranmacht, später der Vorkämpfer für Frivolität und Zynismus wird und als der heruntergekommene Lebemann mit seinem Gift gegen Deutschland und seinem bösen Maul gegen jedermann zu Paris endet. Sein geistiges Erbe hat aber doch die deutsche Sozialdemokratie getreulich übernommen und sieht ehrfurchtsvoll zu ihm auf wie einst

die Gläubigen zu ihrem „Kirchenvater". Und die jüdischen Mitarbeiter der sozialdemokratischen Blätter haben es verstanden, diesen Heineschen Geist in Form von höhnischer Kirchenfeindschaft und bissigem Spott über die christliche Religion den zahlreichen Anhängern der Sozialdemokratie einzuimpfen, so daß ein ganzer Teil unsres Volkes um jede Religion gekommen ist. Sie wußten genau, daß, wenn erst diese tiefsten Gemütswerte zerstört sind, die wurzellos gewordenen Menschenmassen dem jüdischen Einfluß verfielen. Daher tritt auch noch heute die Sozialdemokratie geschlossen für das Judentum ein, denn sie hat ihm ihre Seele verkauft.

Auch in der Presse des Bürgertums hat der jüdische Literat sich eingenistet. Unter den Schlagwörtern der Toleranz, der Gleichberechtigung und des Liberalismus verfolgt er unentwegt seine jüdischen Ziele und segelt dabei immer gern unter falscher Flagge. Blätter wie das „Berliner Tageblatt" und die „Frankfurter Zeitung" haben noch immer in Deutschland eine führende Stellung und die größte Abonnentenzahl. Und die Firma Rudolf Mosse hat durch ihr Annoncenbureau auch die kleineren Lokalblätter sämtlicher Provinzen an der Hand, so daß sie nicht wagen, irgend etwas Nachteiliges über die Juden zu schreiben. Die Theaterkritiken, die Feuilletons werden mit Vorliebe den jüdischen Schriftstellern überlassen, weil niemand so prickelnd, so witzig, so zweideutig und zugleich so oberflächlich zu schreiben versteht wie sie. Der frühere Berliner Vertreter der „Times" — ein Jude — rief vor einigen Jahren in einem Buche über Deutschland triumphierend aus: „Es gibt keine deutsche Literatur mehr, sondern nur noch eine jüdische Literatur in deutscher Sprache!" Die Universitäten, die zum großen Teile von jüdischen Dozenten besetzt sind, beugen sich mehr und mehr dem beherrschenden jüdischen Geiste. In Heidelberg, dessen eine Fakultät an Rudolf Mosse den Doktortitel verlieh, wurde dem Privatdozenten Dr. Ruge, als er am 22. November 1919 bei Gelegenheit einer Studentenversammlung auf dem Ludwigsplatz über den zersetzenden jüdischen Einfluß redete und zur Abschüttelung des jüdischen Joches aufrief, vom badischen Ministerium die Erlaubnis zu Vorlesungen entzogen. Die Theater in den Großstädten sind fast alle in jüdischen Händen und daher imstande, durch zweideutige und sittlich bedenkliche Stücke die Begriffe und Grundsätze zu verwirren. Im Kinowesen spielt die Firma Ornstein eine führende Rolle. Es ist das der beste Weg, allabendlich unser Volk in den Bann einer perversen Phantasie und eines unsittlichen Denkens zu ziehen, alles Hohe und Heilige lächerlich zu machen und zu Ehebruch, Leichtfertigkeit und Verbrechen zu erziehen. Wie Dr. Magnus Hirschfeld seit Jahren den gleich-

geschlechtlichen Verkehr zu befördern gesucht hat, stinkt förmlich zum Himmel. Ein Dr. Goldstein hatte im Frühjahr 1920 die Frechheit, gegen einen Berliner Pfarrer Beleidigungsklage zu erheben, weil derselbe Stellung genommen hatte gegen einen Vortrag, in dem Dr. Goldstein für die Freigabe des Rechtes auf Unterbrechung der Schwangerschaft (also für Abtreibung der Leibesfrucht) eingetreten war mit der Begründung, daß die Übervölkerung Deutschlands den Militarismus veranlaßt habe, dagegen durch Einschränkung der Geburten das Wohlgefallen der alliierten Feinde erworben werde. Das „Isr. Familienbl." erklärt freilich mit Emphase seinen Gegensatz zu diesen Anschauungen und betont die Wertschätzung der Fruchtbarkeit in dem eignen jüdischen Volke; aber man sucht vergebens nach einer Geltendmachung solcher Grundsätze auch den nichtjüdischen Gastgebern gegenüber. Denn so liegt die Sache: auf seinem eigenen Gebiet weiß das Judentum sehr wohl die Reinheit des Familienlebens zu schätzen; aber im übrigen hat es nichts dagegen, wenn das Familienleben und die Volksgesundheit der „Gojim" durch unsittliche Anzeigen in den jüdischen Zeitungen und die höchst gemeinen jüdischen Witzblätter systematisch verdorben wird. Das bringt Geld in die jüdischen Taschen und beschleunigt den Untergang und die Widerstandslosigkeit der nichtjüdischen Völker. Daher werden schamlose Abbildungen und dreiste Zoten überall, namentlich auf den Bahnhöfen, wie gleichfalls in den Barbierstuben und den Restaurants dargeboten. Die Dirne gilt als Ideal; die Ehe wird verspottet. Jüdische Mädchenhändler versorgen auch die Bordelle mit dem nötigen Material. Gummiartikel und Vorbeugungsmittel verhüten die Empfängnis. Widerliche Schmutzkarten aus jüdischen Firmen werden auf den Straßen feilgeboten. — Hand in Hand damit geht eine zielbewußte Bekämpfung alles dessen, was irgendwie nach Heimatsliebe, Patriotismus und Stärkung des Volkstums aussieht. Als im Laufe des Jahres 1920 ein „Verband nationalgesinnter Soldaten" sich auftat, verdächtigte das „Isr. Familienbl." diesen sofort als eine „Organisation zur Heereszersetzung". Die Juden haben eben ein ganz besonders feines Gefühl dafür, daß ihr Volk nur hochkommen kann, wenn andere Völker zugrunde gehen.

Am 21. Januar 1913 hielt Adolf Bartels in Berlin einen starkbesuchten Vortrag über „den deutschen Verfall", in dem er u. a. die prophetischen Worte ausrief: „Höre es, deutsches Volk, man stiehlt Dir die Seele!"

Was wir nun als erstes Opfer jüdischer Falschheit und Herrschsucht im Weltkriege tatsächlich erfahren haben, das steht sicher auch anderen Völkern bevor.

Lagarde nannte einmal die „Alliance israélite“ eine internationale Verschwörung zum Besten der jüdischen Weltherrschaft. Heute hat der 1842 von 12 aus Deutschland eingewanderten Juden gegründete amerikanische Geheimbund „B'ne B'rith“ (Söhne des Bundes) diese Vereinigung längst überflügelt. Hier werden die geheimen Pläne zur Welteroberung ausgebrütet, hier kommt auch das jüdische Siegesbewußtsein vermutlich am stärksten auf seine Rechnung. Schon vor dem Kriege erging sich Dr. Moritz Kohn in folgenden Betrachtungen: „Wir brauchen nicht mehr in mittelalterlicher Ghettodemut zu verschweigen, daß wir die Herrschaft, die uns verheißen ward, längst besitzen. Ohne uns kann kein Potentat der Welt heute das Geringste unternehmen, denn wir beherrschen den Geldmarkt. Kein Wort, das wir nicht wollen, kommt in die Öffentlichkeit, denn wir beherrschen die Presse. Kein Gedanke, der uns nicht beliebt, kommt in den Denkkreis der Gebildeten, denn wir beherrschen die Bücher — — — —. Der jüdische Geist hat die Welt erobert“ (W. Meister S. 154). Und mag auch in diesen Worten eine starke Übertreibung liegen, so ist doch nicht daran zu zweifeln, daß, was Prof. Dr. Mandelstam am 28. August 1898 auf dem jüdischen Kongreß in Basel ausrief: „Wir Juden weisen das Aufgehen in die übrigen Nationalitäten mit aller Energie zurück und halten unsere *historischen Hoffnungen* fest!“ —, ganz unzweifelhaft das zum Ausdruck bringt, was jeder Jude im Grunde seines Herzens mit *heißer Inbrunst* erstrebt und ersehnt.

Und das ist eben die ungeheure *Weltgefahr*, die von seiten des Judentums der übrigen Menschheit droht.

Sie beruht hauptsächlich auf zwei Aussprüchen des furchtbaren Deuteronomiums, die daher wie ein doppeltes Leitmotiv das ganze Alte Testament durchziehen.

Der erste steht 5. Mose 6, 10 und 11 und enthält die Zusicherung an die Juden, daß Jahu ihnen *Städte* geben wird, die *sie nicht gebaut, Häuser*, die *sie nicht gefüllt, Brunnen*, die *sie nicht ausgehauen, Weinberge* und *Ölberge*, die *sie nicht gepflanzt* haben, — bedeutet also ein ausgesprochenes *Parasitenideal*, wonach die Juden überall sich einnisten und an sich bringen dürfen, was andere Menschen erarbeitet haben.

Der zweite lautet noch kürzer 5. Mose 7, 16: *Du wirst alle Völker fressen*, die *Jahu*, Dein Gott, Dir *geben* wird. Damit ist der Untergang aller anderen Völker in Aussicht gestellt, offenbar um den Lieblingen Jahus das *Monopol* des Alleinbesitzes und ungestörten Weltgenusses für alle Zeiten zu sichern.

VII. Die Verdeutschung des Christentums.

1. Die völlige Ausscheidung des Alten Testaments.

Es ist eins der treffendsten Worte unsres deutschen Denkers und Volksmanns Joh. Gottlieb Fichte, welches er über die Juden gesagt hat: „Ihnen Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich wenigstens kein Mittel als das, in einer Nacht ihnen allen die Köpfe abzuschneiden und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine jüdische Idee sei."

Man beachte hier, daß Fichte als das Entscheidende zur Beurteilung des Judentums dessen Ideengehalt angibt.

Hat aber unsre Untersuchung auf S. 57 Recht gehabt, so sind als die treibenden Kräfte der Weltgeschichte eben auch hauptsächlich die Ideen anzusehen, welche die Menschen in ihren Köpfen haben. Also auch bei den Juden ist im letzten Grunde nicht ihre Rasse entscheidend, die Blutsgemeinschaft, sondern wie auch Hermann Cohen von seinem Volke feststellt, die Lehre, die gemeinsame intelektuelle Erziehung. Man kann das schon am Judentum in seinem ersten Auftauchen beobachten. Die Geschichte des Auszuges aus Ägypten erwähnt nämlich 2. Mose 12, 38 ausdrücklich: es seien mit den Juden auch viele Nichtjuden, Fremde (Luther übersetzt treffend: Pöbelvolk) mitgezogen. Ist nun auch, wie wir auf S. 86 ff. gesehen haben, diese Geschichte erst später so zusammengeschrieben worden, so spricht sich doch darin die dem Juden nie verlorengegangene Erinnerung aus, daß seine Rasse nicht rein ist. Ebenso weist Delitzsch (S. 10) mit Recht hin auf das Negerweib, was selbst Moses nach 4. Mose 12, 1 genommen haben soll. Auch in dieser Bemerkung spricht sich vermutlich noch zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft das Bewußtsein der Juden aus, darüber, daß ihre Rasse stark von negerhaftem Blute durchsetzt ist. Was sie aber trotzdem zu einem so bewußten Volke zusammenschweißte, war die Lehre des Moses. Vielleicht erklärt sich der ganze Hochmut des Jahu-Glaubens einfach daraus, daß Moses etwas von der Kultur der Ägypter aufgeschnappt hatte und seinen Volksgenossen nun auf

dem Wege der geistigen Beeinflussung das Gefühl einzuimpfen verstand, daß sie als ägyptische Auswürflinge doch noch immer etwas Besseres seien als die ungebildeten Nomadenstämme am Sinai. Ebenso hat dann später jahrhundertelang, wie wir oben gesehen haben, das Judenvolk sich mit den Kananitern vermischt, bis endlich in der babylonischen Gefangenschaft die geistigen Führer das Gesetz der Blutreinheit entdeckten, das dann mit äußerster Strenge von Esra und Nehemia angewandt wurde. Endlich aber erklärt der Halbjude Hermann Popert im „Vortrupp" (1919 Nr. 22) die Ostjuden für einen „finnisch-türkischen" Stamm; und gerade er ist nun darauf aus, den ungeheuren Einfluß der jüdischen Talmudisten auf diese auch von ihm abgelehnte, tiefstehende Menschenschicht nachzuweisen. Diese talmudistische Erziehung, die vom Morgen bis zum Abend in der Judenschule ausgeübt wird, entwickelt bei der Frühreife des Ostjuden die Denkkraft zu einem „schlummernden Vulkan" (S. 678), so daß der Jude Maimon erzählt, er habe mit 9 Jahren schon den Talmud mit seinen Kommentaren richtig fassen und sogar darüber disputieren können; sie bringt aber vor allem die jüdischen Begriffe, Ansprüche und Erwartungen derartig in die jüdischen Köpfe hinein, daß keine Macht der Erde sie wieder herausbringt. Man beachte, daß auch Hermann Cohen schon mit 3½ Jahren Hebräisch gelernt hat, und daß heute noch jeder jüdische Vater streng verpflichtet ist, seine Kinder längst vor Eintritt in die Schule im Judentum zu unterrichten. Moses Mendelssohn war, kaum 5 Jahre alt, dem Unterricht seines Vaters, der Lehrer in Dessau war, schon entwachsen (Hensel: Die Familie Mendelssohn, Berlin 1918 S. 4). Auf diese Weise gehen eben die Ideen des Judentums dem in rassischer Beziehung bunt zusammengewürfelten Volke tatsächlich in Fleisch und Blut über und machen eine kompakte Masse aus ihm. Und man könnte in diesem Sinne das Wort von Lagarde (Juden und Indogermanen, Göttingen 1887, S. 265) auch hier wieder anwenden, daß der „Geist die Rasse" überwindet; denn die jüdische Idee ist der eigentliche Feind der Menschheit und erst in zweiter Linie die von der Idee beeinflußte jüdische Rasse.

Aus diesem Grunde ist nun das Alte Testament als der hauptsächlichste Niederschlag und zugleich Quellort der jüdischen Ideen in erster Linie und mit aller Entschiedenheit zu bekämpfen. Gewiß gilt eine ähnliche Notwendigkeit auch gegenüber dem Talmud. Man weiß bisher noch gar nicht recht, was im Talmud steht. Es ist anzunehmen, daß schon die grundlegende, in Venedig erfolgte Ausgabe desselben die schlimmsten Stellen über die Christen und Christus fortgelassen hat. Aber was in heutigen Aus-

zügen und Übertragungen desselben in deutscher Sprache bereits erschienen ist, ist schon geeignet, auch den vertrauensseligsten Menschen stutzig zu machen. Jeder Staat hätte ein dringendes Interesse daran, durch einen streng wissenschaftlichen Ausschuß einmal den ganzen Talmud auf seine Ideen untersuchen und übersetzen zu lassen, so daß diese in jüdischer Geheimschrift geschriebene Bedrohung der Menschheit endlich einmal vor aller Welt Augen entlarvt wird. Indessen ist ja der Talmud, wie Eugen Dühring hier mit Recht sagt, nur als die „Glosse" des Alten Testaments anzusehen, und der eigentliche Rattenkönig der jüdischen Ideen steckt im Alten Testament, speziell in dem Buch des Fluches und des Hasses, dem Deuteronomium.

Wir können nun auf keine Weise die Juden hindern, diese Ideen in ihre Köpfe zu bekommen und auf diese Weise fortzupflanzen. Wir können nicht diese jüdische Literatur als einen Atavismus früherer heidnischer Anschauungen des Altertums vor 2500 Jahren ausrotten und von der Welt verschwinden lassen, was zweifelsohne für die Juden wie für uns das Allerbeste wäre; wir können auch nicht sämtlichen Juden, wie Fichte andeutet, in einer Nacht die Köpfe abschneiden und ihnen andere aufsetzen, in welchen keine jüdische Idee mehr ist; ja ich halte es sogar unter heutigen Verhältnissen für sehr schwierig, die Juden in ihren einmal erworbenen bürgerlichen Rechten zu beschränken, sie unter Ausländerrecht zu stellen oder eine „Schutzordnung" gegen die Juden im bürgerlichen Leben durchzuführen.

Wünschenswert ist aber doch immerhin, daß wir nicht gerade die jüdischen Ideen auf unsere eigenen Volksgenossen übertragen lassen und ruhig zusehen, wie die Juden alles tun, um sie auch dort zu verbreiten. So viel muß doch zu erreichen sein, daß jeder Deutsche die Gefährlichkeit und Rückständigkeit der jüdischen Ideen erkennt und ihnen nicht gerade in sein eigenes Denken Tür und Tor öffnet. Dahin strebt aber das Judentum mit aller Kraft und leider auch mit Erfolg. Die 70% aller führenden Blätter, allen voran das zur Vertretung jüdischer Interessen gegründete „Berliner Tageblatt", arbeiten im Dienste des Judentums. Natürlich nicht offen, sondern nach der bekannten Taktik der Juden, die darin besteht, unter falscher Flagge zu segeln, heimlich und äußerst diplomatisch. Man muß bei einem jüdischen Blatte wie bei Hermann Cohen immer zwischen den Zeilen lesen. Der gute Durchschnittsdeutsche, selbst der gebildete, merkt aber nicht, wie geschickt er beeinflußt und in die Richtung gebracht wird, wohin der Jude ihn haben will. Ich kenne einen Professor der Theologie, der

jahrelang immer nur die „Frankfurter Ztg." gelesen hat und, ohne es selber zu merken, ganz nun geworden ist wie sie. Denn was der Mensch geistig zu sich nimmt, das verwandelt sich, gerade wie beim leiblichen Essen, in sein Fleisch und Blut. Das ist die große Bedeutung der Presse, die die Juden richtig erkannt haben und nun schlau ausnutzen, um einen großen Teil des deutschen Volkes sich dienstbar zu machen. Auch jüdische Zeitschriften arbeiten in dieser Richtung. Ich zweifle gar nicht daran, daß auch Blätter wie der „Vortrupp" u. a. in diesem Einfangen des Deutschen für die Tendenzen des Judentums ihre Hauptaufgabe sehen. Ganz zutage liegt das ja bei der von Juden inspirierten sozialdemokratischen und kommunistischen Presse. Man kann geradezu annehmen: je radikaler diese Blätter sind, desto mehr Juden stecken auch dahinter; infolgedessen denn auch die jüdischen Ideen hier um so reichlicher und wirkungskräftiger zum Einfangen des deutschen Michels sind.

Auch hier muß von uns zielbewußt gearbeitet werden. Es muß unser Volk wirklich wieder ganz zu sich selbst kommen, seine Vertrauensseligkeit gegenüber dem listigen Fremdvolke verlieren, das uns so wenig angeht wie etwa die Zigeuner, und geschlossen gegen seine Verderber zusammenstehen. Daran ist mit Aufbietung aller Energie zu arbeiten und vor allen Dingen dahin zu streben, daß statt der jüdischen eine bewußt-deutsche Presse sich Bahn bricht.

Eins aber liegt uns am allernächsten. Wir müssen die jüdischen Ideen bei den Juden bekämpfen; wir sollen weiter dafür sorgen, daß sie von den Juden nicht obendrein auf uns übertragen werden durch das Bemühen der Juden selbst; aber die wichtigste Forderung ist die, daß wir Deutsche nicht selbst solche Gimpel sind, den Juden womöglich noch die ganze Arbeit der Verbreitung ihrer Ideen abzunehmen und sie uns selber aufzuladen. Dies wäre doch die Torheit des verblendeten Deutschen in höchstem Grade.

Dies ist aber der gegenwärtige Zustand. Schule und Kirche arbeiten miteinander Hand in Hand, um dem deutschen Volke von Jugend auf einzubleuen, daß die Juden (ausgerechnet die Juden!) Gottes auserwähltes Volk und seine Lieblinge sind. Um sie dreht sich die ganze Weltgeschichte. Die deutschen Kaiser kennt kaum ein Kind genau, aber die jüdischen Könige muß es womöglich mit allen ihren Familienverhältnissen kennen. Die eigenen Volkssagen sind ihm unbekannt, aber die fabelhaften Stammväter der Juden sind die ersten Gestalten, die ihm entgegentreten. Von

der alten germanischen Religion hat es kaum eine blasse Ahnung, aber die Romane rabbinischer Erfindungskunst werden ihm als höchste religiöse Weisheiten eingepflanzt. Ist es nicht ein Unfug sondergleichen?! — Man kann es wohl verstehen, daß ehrliche Deutsche knirschen unter diesem Joch und anfangen, es mit wilder Empörung abzuschütteln! Inzwischen aber geht die Verbreitung der jüdischen Ideen bei der ohnmächtig preisgegebenen deutschen Jugend weiter. Wir selber bauen damit den Juden den ihnen erwünschten Sockel zu ihrer Erhebung über alle Völker der Welt. Wir selber öffnen ihnen das Einfallstor in das Innere unsres Volkstums. Wir selber besorgen ihnen ihre Geschäfte, während der Jude sich in das Fäustchen lacht. Es wäre daher auch gar nicht zu verwundern, wenn demnächst in unseren Schulen nur noch das Alte Testament als Unterrichtsgegenstand belassen würde, während das Neue Testament spurlos verschwände, wie schon der bedeutende Schulmann Cauer (jüdischen Ursprungs!) im „Säemann" (Febr. 1919 S. 42) angedeutet hat.

Es ist aber schon eine Umkehrung aller Vernunft, daß wir Deutschen es nötig haben sollen, von dem Judenvolke die Grundlagen unsrer Religion und Sittlichkeit uns legen zu lassen. Man lese nur einmal, wie die von Dr. Jakob Fromer neu herausgegebene Lebensgeschichte von Salomon Maimon aus der Zeit von 1754—1800 die damaligen Ostjuden schildert, wobei wieder Hermann Popert, der Halbjude, Wert darauf legt, festzustellen, daß diese Art von Juden noch heute ebenso ist, d. h. also: überaus schmutzig und häßlich, Menschen in fettigen Kaftanen und mit exotischen Gesichtern, die „wie Gespenster aus längst verschollenen Zeiten herumspuken", dabei von einer geschlechtlichen Frühreife, angesichts deren dem Westeuropäer nahezu der Verstand stillsteht (Maimon war mit elf Jahren verheiratet), und dann noch außerdem „durchweg von Geschlechtskrankheiten verseucht" (Vortrupp Nr. 22, 1919).

Und demgegenüber nun unser hochstehendes deutsches Volk, solchem Parasitengesindel ausgeliefert und, was fast noch schlimmer ist, auch der immer wieder aufs neue fortgesetzten Verseuchung mit jüdischen Ideen.

Es ist jetzt ziemlich zweifellos festgestellt, besonders von dem verdienten Forscher Dr. Ludwig Wilser (Deutsche Vorzeit 2. Aufl. 1918, P. Hobbing, Steglitz), daß zunächst die altgermanische Kultur eine viel höhere gewesen ist, als man bis dahin angenommen hat. Die Urheimat der Indogermanen war nach Prof. Schrader in Breslau (Die Indogermanen, Quelle & Meyer, Leipzig 1911) das Gebiet vom Rhein bis zum Hindukusch, und es ist durchaus wahrschein-

lich, daß in diesen Gegenden die Buchstabenschrift erfunden und dann durch Wanderungen dieser Stämme nach dem Süden verbreitet ist. Gleichfalls hat Gobineau in seinem berühmten Werk „Von der Ungleichheit der Rassen" den Nachweis zu führen gesucht, daß alle Bewegung zu einer wirklichen Weltgeschichte von den Ariern ausgegangen ist. Jedenfalls waren die alten Germanen keine „eichelfressenden Halbmenschen", sondern hatten längst schon vor Christi Geburt eine hohe Kultur.

Tacitus bestätigt dann auch weiter ihren sittlichen Hochstand. „Niemand lacht dort über das Laster, und Verführen oder Sichverführenlassen heißt nicht Zeitgeist." — „Auch die Jungfrauen werden nicht frühzeitig verlobt; in ebenbürtiger Gesundheit gesellen sie sich dem Gatten, und von der Eltern Kraft legen die Kinder Zeugnis ab." — „Sie wahren streng die Schranken keuscher Sitte." — „Mehr vermögen dort gute Sitten als anderswo gute Gesetze." (Germanien, von Dr. L. Wilser, Steglitz 1917). Derselbe Gelehrte bringt in seiner „Deutschen Vorzeit" (S. 229) auch das Zeugnis des Bischofs Salvianus in Marseille aus der Mitte des 5. Jahrhunderts über die Sittenstrenge und brüderliche Liebe der bekehrten Goten und Vandalen, aus welchem unzweifelhaft hervorgeht, daß diese Germanen viel besser waren als die damaligen Römer. „Wenn jemand bei den Goten oder Vandalen ein ausschweifendes Leben führt, so ist es ein Römer. Soviel gilt bei jenen die Sittenreinheit und strenge Auffassung, daß sie nicht nur selbst keusch sind, sondern auch — ich sage etwas Neues, Unglaubliches, Unerhörtes — die Römer dazu gemacht haben. — — Schämt Euch, Ihr römischen Völker, schämt Euch Eures Lebenswandels, denn bei Euch sind allein die Städte von Lastern frei, wo die Barbaren herrschen." Und nun halte man demgegenüber das heutige Judentum, das mit seinen schlüpferigen Betrachtungen und unsittlichen Anzeigen in der Presse, mit seinen vergiftenden Darstellungen in den Kinos und Theatern, seinen Empfehlungen von Geburtsbeschränkung (Dr. Goldstein!) und gleichgeschlechtlichem Verkehr (Magnus Hirschfeld!), seinem internationalen Vertrieb von liederlichen Photographien und Mädchenhandel wahre Schlammfluten sittlichen Schmutzes über alle Völker der Welt bringt —: wahrlich! Der Gegensatz zwischen dem Anspruch der Juden, das auserwählte Volk Gottes zu sein, und der Wirklichkeit der Dinge wird dann so ungeheuerlich, daß uns Deutschen doch eigentlich Hören und Sehen vergehen müßte bei der Zumutung, von diesem Volke noch überhaupt etwas, geschweige denn Religion und Sittlichkeit, lernen zu sollen.

Deswegen kann die Forderung gar nicht anders lauten als: Heraus mit den jüdischen Ideen, und das heißt eben: mit

dem Alten Testament aus unserm Volke. Hier müssen wir im Prinzip ganz klar und in der Folgerung ganz unerbittlich sein. Das Alte Testament muß **völlig ausscheiden** aus dem Christentum wie auch aus dem Deutschtum.

2. Deutschtum und Christentum als Bundesgenossen.

Beide Größen sind zweifellos schon aufeinander angewiesen durch die gemeinsame Weltaufgabe, die ihnen gestellt ist.

Denn das Christentum würde sich doch selber aufgeben, wenn es den Kampf, den Jesus so herrlich begonnen hat, nicht auch weiterführte. Alles, was Jesus deutlich gesagt hat über die Juden als die Kinder des Teufels (Joh. 8, 44), was Paulus im 2. Thessalonicherbriefe (Kap. 2) in Aussicht stellt von dem Antichristen und dem Geheimnis der Bosheit, was Johannes an vielen Stellen schreibt von der Lüge und Finsternis, das findet seine Zusammenfassung in dem Worte 1. Joh. 3, 8, daß Christus erschienen sei, um alle diese „Teufelsmacht" zu zerstören.

Ebenso ist es auch die besondere Aufgabe des deutschen Volkes, diesem „reißenden Wolf" des Judentums das falsche „Schafskleid" endlich einmal abzureißen und diese „falschen Propheten" zu entlarven als das, was sie sind, nämlich als die Verführer und Verderber der Menschheit. Es hat eben auch das Deutschtum hier eine Weltaufgabe. Wenn also Dr. Hinzpeter dem deutschen Volk neben dem Verdienst, die Reformation eingeleitet zu haben, auch noch das weitere für die Zukunft in Aussicht stellt, die soziale Frage einmal zur Lösung zu bringen, so käme als dritte große Aufgabe auch noch die in Betracht, den anderen Völkern in der Aufrüttelung zum Kampf gegen das Judentum voranzugehen. Im übrigen kann nach der Ansicht der bedeutendsten Männer unseres Volkes die soziale Frage nur gelöst werden, wenn gleichzeitig die Judenfrage im deutschen Sinne gelöst wird. Auf diese Weise würde am deutschen Wesen noch wirklich einmal die Welt genesen. Vielleicht, daß das Judentum schon davon eine Ahnung hat, wo sein gefährlichster Gegner ihm für die Zukunft erwächst. Es würde von diesem Gesichtspunkt aus dann auch ein helles Licht fallen auf die Tatsache, daß gerade das deutsche Volk neben dem russischen, das ja wegen seiner Judenfeindschaft längst erkannt war, durch die geheimen Umtriebe des Judentums zertrümmert werden mußte. Denn der Jude vergißt nichts und ist in seiner Rache ebenso zäh wie furchtbar. Es hat auch dem Kaiser Wilhelm II. nichts ge-

holfen, daß er sich vor dem Kriege mit jüdischen Größen umgab; denn das konnte das Judentum doch nicht vergessen machen, daß er vor mehr als 30 Jahren einmal als Prinz eine Waldersee-Stöcker-Versammlung besucht hatte (vgl. Psalm 109!).

Aus diesem Grunde ballt sich auch der glühende Haß des Judentums gegen das Zeichen des Hakenkreuzes zusammen. Denn es ahnt auch hierin etwas von einem Erwachen der Menschheit. Tatsächlich ist dieses Zeichen eins der merkwürdigsten und geheimnisvollsten, vor allem der ältesten Sinnbilder in der Völkergeschichte. Von Europa, das als Ursprungsland anzusehen ist, gehen seine Fundstellen östlich bis Indien, China und Japan, westlich nach Alt-Amerika, südlich sogar nach Afrika. Seine uralte religiöse Bedeutung (als Symbol des Lichtes) steht fest, auch abgesehen davon, daß es auf altchristlichen Bildern und Inschriften z. B. in den römischen Katakomben sich findet. Heute wird es gefaßt als ein Bekenntnis der Zusammenfassung aller arischen Völker zum Kampf gegen die Finsternis. Diesem Kampfe kann die Kirche mit gutem Gewissen sich anschließen. Denn sie selbst hat wieder etwas gut zu machen, sofern auch sie durch jahrhundertelanges Mißverständnis ihrer Aufgabe dem Judentum Eingang verschafft und damit die Knechtung der besten Völker durch das asiatische Wüstenvolk mitverschuldet hat. Die unreinen Dämonen der Selbstsucht, des Haß- und Rachegeistes, der Herrsucht und der Ausbeutung haben beinahe schon ganz die Gewalt an sich gerissen. Da ist es wahrlich Zeit, daß auch die Kirche mit auf den Plan tritt, damit nicht die Menschheit einer völligen Vertierung unter Judas Vorherrschaft entgegengeht.

So können also Kirche und Deutschtum sich gegenseitig stützen und nützen. Die Kirche wird durch Übernahme dieser neuen Aufgabe fortan viel mehr als bisher eine kämpfende. Und das kann ihr nur gut sein. Denn ein Christentum, das nicht kämpft, ist ein Widerspruch in sich selbst. Es wird krankhaft und siecht allmählich dahin. Warum ist denn das Christentum heute so wenig eine Macht im öffentlichen Leben? — Weil man eine Milch- und Zuckerwasser-Religion daraus gemacht hat. Auf diesem Wege ist es ein Beruhigungsmittel für Kranke und Schwache geworden, für alte Damen und Spittelweiber. Aber man kehre zurück zu seinem ursprünglichen Charakter als Kampfesreligion, dann werden auch die Männer sofort wieder da sein. Jesus hatte Männer zu Jüngern und Anhängern, weil er wie keiner ein so leidenschaftlicher Kämpfer gewiß gegen alles Schlechte und Gemeine, aber dabei doch auch sehr bestimmt und konkret gegen die Schriftgelehrten, die Priester und die Wucherer war. Auf diese Weise bekommt also die Kirche

das Volk, aber sonst nicht. Eine Volkskirche ohne Volk ist die lächerlichste Einrichtung, die es geben kann. Möchten daher zunächst einmal alle Geistlichen beider Bekenntnisse sich entschlossen auf die Seite der deutschvölkischen Bewegung stellen. Dahin gehören sie unbedingt, und zwar sowohl um ihres Volkes wie auch um des Christentums willen.

Nach der „Kieler Ztg." vom 8. Januar traten zu Neujahr 1921 ohne weiteres 22000 Menschen in Kiel aus der Landeskirche, weil Hetzer und Wühler es verstanden hatten, ein falsches Gerücht über bevorstehende Kirchensteuern zu verbreiten. Immerhin, so wenig zuverlässig sind manche Kirchenglieder, daß sie auch das Dümmste sich vorreden lassen. Vielleicht kommt einmal die Zeit für die Kirche, wo die deutschvölkischen Elemente die einzigen sind, die gegenüber den Stürmen der Zeit ihr Schutz und Halt bieten können. Daher sollte die Kirche schon jetzt sich dieser Bewegung anschließen, damit religiöse und volkliche Gemeinschaft sich finden.

Auf der andern Seite würde aber auch das Deutschtum durch solchen Zuwachs gestärkt werden. Denn wie nach Adolf Bartels „Religion die schönste Blüte des Volkstums" ist, so bekommt auch das Volkstum eine schier unüberwindliche Kraft durch eine religiöse Grundlage und Durchdringung. Das beweist ja am besten der heutige Fortbestand des Judentums. Man kann gewiß daran zweifeln, ob das Judentum eine Religion zu nennen ist. Denn, wie Kant einmal richtig sagt: „Da ohne Glauben an ein künftiges Leben gar keine Religion gedacht werden kann, so enthält das Judentum als solches, in seiner Reinigkeit genommen, gar keinen Religionsglauben", — so könnte man das Judentum mit Recht nur als „Versicherung auf Gegenseitigkeit zur Ausbeutung der Menschheit unter religiösem Deckmantel" benennen. Aber dabei ist doch klar, daß ohne diesen religiösen Überguß und Einschuß das Judentum sofort auseinanderfallen würde. Kommt also statt dessen eine wahre und aufrichtige Frömmigkeit in eine Volksbewegung hinein, so kann letztere nur an Tiefe und Stoßkraft gewinnen.

Um nur eins zu sagen: Welch ein Gewinn würde sich für die deutschvölkische Bewegung ergeben, wenn es gelänge, die etwa 30000 evangelischen und katholischen Geistlichen in Deutschland mit Verständnis für ihre Ideale zu erfüllen und womöglich durch einen geschlossenen Übertritt zu ihr ihren Mitgliederbestand mit einem Schlage zu verstärken!

Denn diese Kirchendiener kommen ja nicht nur durchweg aus den besten und gesündesten, dazu auch in der Regel reinblütigen und vaterländisch-gesinnten Schichten unsres Volkes, sondern haben außerdem auch noch immer einen weitreichenden Einfluß auf viele Kreise. Es

mag dabei der katholische Geistliche durch unmittelbare Autorität namentlich auf dem Wege des Beichtstuhls seine Gemeindeangehörigen noch mehr in der Hand haben, als das bei dem evangelischen Geistlichen vielfach der Fall ist; indessen wird dieser Umstand andrerseits auch reichlich wieder aufgewogen durch die bessere geistige Ausbildung des letzteren und seine Verheiratung, die mittelbar wieder wirkt auf seine leiblichen Nachkommen und einen größeren Verwandtenkreis, als ihn der katholische Geistliche haben kann.

Die Ausscheidung des Alten Testaments wird dann aber auch weiter zur Folge haben, daß sofort die Anteilnahme am eigenen Volkstum sich besser als früher entwickeln kann. Schon die Tatsache, daß dann die ganze Geschichte und der Ideenkreis des Judenvolkes in unserm Denken völlig ausfällt, ermöglicht es, die so entstandene Lücke durch Forschung und Freude an der eigenen Vergangenheit auszufüllen. In dieser Beziehung ist es höchst bedeutsam, wenn D. Traub (Eis. Bl. 22, S. 343) davon erzählt, wie selbst „liberale" Geistliche längst vor dem Kriege ihm mit Entrüstung von dem alten deutschen Götterglauben gesagt hätten, diese ganze versunkene Welt sei nicht der Mühe wert, daß man sich an sie erinnere. Traub selber aber bezeugt jetzt: „In der Fremde hatte ich Muße. — — Ich holte mir Simrock und Edda und Uhland her und las in den Urkunden germanischer Göttergeschichten. Ich schämte mich, wie wenig ich davon weiß." — Unser ganzes Volk sollte die gleiche Scham empfinden. Aber Buße tun sollten vor allem Kirche und Schule, daß sie dem deutschen Volke diese herrlichen Dinge bisher vorenthalten und statt dessen es mit Judengeschichten gefüttert haben. In Dänemark ist durch den Einfluß des Kirchenmannes Grundtwig auch das alte Sagen- und Glaubensgut der nordischen Vorzeit wieder ungemein lebendig geworden. Das hat dem dänischen Kirchentum keineswegs geschadet, sondern genützt, und das lebendigere Kirchenleben ist wieder der Belebung und Kräftigung des Volkstums zu statten gekommen. Geht es also in Dänemark, warum sollte dasselbe in Deutschland nicht gleicherweise möglich sein?!

Bei einem Gemeindeabend während des Krieges sollte einmal u. a. auch das Lied „Ich hab' mich ergeben" gesungen werden. Natürlich nach gedruckter Vorlage. Denn der Deutsche ist ja noch längst nicht so weit, daß er seine schönsten Lieder auswendig singt. Bei der Drucklegung aber mußte nun der Vers ausgelassen werden, in dem Deutschland das „Hermannsland" genannt wird. Grund: Die Teilnehmer an dem Gemeindeabend würden diesen Ausdruck „nicht verstehen". Wenn die Kenntnis selbst über die wichtigsten

Ereignisse unsrer alten Geschichte so gering ist, dann läßt sich daraus schließen, wie viel geringer noch diejenige sein muß über das, was unsere Vorväter dachten und glaubten.

Es wird nachgerade Zeit, daß Volkstum und Kirche sich hier die Hand reichen, um als Bundesgenossen im rechten Sinne zu wirken.

3. Das Christentum in völkischer Ausprägung.

„Das Christentum wird unsemitischer von Jahrhundert zu Jahrhundert."

Graf Hermann Keyserling spricht diese Behauptung aus in seinem „Reisetagebuch eines Philosophen" (3. Aufl. Bd. I, S. 249) und zwar in Anlaß einer Beobachtung, die er auf seiner Weltreise in Indien gemacht hat. Er stellt nämlich fest, daß der Mohammedanismus daselbst infolge der dortigen Blut- und Rassenanlage immer „mystischer" wird, woraus er dann auch für das Christentum die genannte Folgerung zieht.

Auf das Urteil dieses Mannes ist deswegen besonders viel zu geben, nicht nur, weil er mehr von der Welt gesehen hat als ein andrer, sondern auch, weil er offenbar eine ausgesprochene Fähigkeit hat, fremde Religionen ohne Voreingenommenheit auf sich wirken zu lassen und gleichsam mit einer proteusartigen Anpassung sich in dieselben einzufühlen.

Wenden wir diesen Satz nun an auf unser deutsches Christentum, so besagt er gleichfalls, daß letzteres nur zu sich selbst kommen kann, indem es entjudet wird.

Keyserling mag darin Recht haben, daß er auch für diesen unausbleiblichen Vorgang Jahrhunderte in Aussicht nimmt. Auch ich glaube keineswegs, daß er mit einem Schlage erfolgen kann. Dennoch aber wird unendlich viel ankommen auf die Art, wie man diese Verdeutschung des Christentums angreift.

Nach dem ersten Abschnitt dieses Buches, der von dem „Weltheiland" handelt, wird wohl niemand mich in Verdacht haben können, als wollte ich im Sinne eines jüdischen Chauvinismus das Christentum ausschließlich oder auch nur vorzugsweise für Deutschland beanspruchen, wie die Juden sich als das einzig auserwählte Volk betrachten.

Ausdrücklich sei indessen auch hier noch einmal hervorgehoben, daß ich mich zu dem altchristlichen Grundsatz voll und ganz bekenne, der als angebliches Herrenwort Matth. 28, 19 geschrieben steht und sicher auch der Meinung Jesu entspricht: „Machet alle Völker zu meinen Jüngern." Denn das ganze Verhalten Jesu zeitlebens

gegen Nichtjuden wie den römischen Offizier (Matth. 8, 5—13), das kananäische Weib (Matth. 15, 21—28), die Samariterin (Joh. 4) und die das Fest besuchenden Griechen (Joh. 12, 20—26; diese Schriftstelle hatte Prof. Curtius auf seinem Schreibtisch beständig vor sich stehen); ferner Gleichnisse wie das vom großen Abendmahl, dem barmherzigen Samariter, dem Pharisäer und Zöllner, den Arbeitern im Weinberg, den bösen Weingärtnern u. a., das alles weist genau in dieselbe Richtung, wie sie sich ausspricht auch in dem Worte Joh. 10, 16 von den Schafen aus anderm Stalle und der einen Herde unter einem Hirten. Vor allem aber liegt das auch im Prinzip der christlichen Religion selbst, wo alles auf die Erlösung der einzelnen Menschenseele gestellt ist, eine Menschheitsreligion sein zu wollen im Gegensatz gegen die Engherzigkeit besonders des jüdischen Standpunktes.

Harnack hat in seiner „Mission" (1. Aufl. S. 45) auf die Tatsache hingewiesen, daß die Religion Jesu auf semitischem Boden überhaupt keine Wurzel hat fassen können, und daraus geschlossen, daß in ihr etwas liegen müsse, was dem freieren griechischen Geiste verwandt sei. Dies ist zweifellos richtig, ja man kann getrost noch weiter feststellen, daß das Christentum als höchste Religion auch nur aus der höchsten Menschenrasse, nämlich der arischen, hervorgehen konnte; aber warum soll es denn nicht dabei auch anderen Rassen und Völkern seine geistigen Werte weitermitteilen können, vorausgesetzt, daß dies in der richtigen Form geschieht?

Natürlich muß dabei der Grundgehalt des Christentums rein bleiben, wenn letzteres in völkischer Ausprägung sich fortpflanzen soll. Nach einem bekannten Gleichnisse Jesu (Matth. 13, 32) gleicht das senfkornartig erwachsende Christentum zuletzt einem Baum, unter dessen Zweigen die verschiedensten Vögel wohnen dürfen. Das bedeutet, daß die eine völkische Ausprägung des Christentums ebenso berechtigt ist wie die andere. Erst dadurch kommt jene nicht mechanische, sondern organische Einheit der einen Herde unter dem einen Hirten zustande, welche nach dem Gesichtspunkt der Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit als das Ideal der christlichen Gemeinschaft hingestellt wird.

Es ist also dieser Grundsatz weit entfernt von jenem öden und abstrakten Internationalismus, der unter Verwischung der Arten die Menschheit als einen großen Brei ansieht und sie in ein Völkerchaos verwandeln möchte. Das Weltbürgertum Goethes und Schillers (bei letzterem seit Napoleon weniger), das als Niederschlag eines falsch verstandenen Humanismus die Gedanken verwirrte und gerade uns Deutschen in der letzten Zeit soviel Unheil

brachte, hat keinen Rückhalt am Christentum. Dies stimmt vielmehr zu der viel reicheren Anschauung Herders und der Romantik, wonach jedes Volk, gerade wie der einzelne Mensch, seine Eigenart zu entwickeln nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet ist. Neuerdings hat der schwedische Gelehrte Rudolf Kjellén den sog. Nationalismus (Der Staat als Lebensform, Hirzel-Leipzig 1917) auf seinen Wert untersucht und ist gleicherweise zu dem Ergebnis gekommen, daß er durchaus etwas Berechtigtes ist. Darnach ist ein Volk, wie ein Korallenriff, ein Baum, ein Bienenschwarm, etwas Gewordenes und Gewachsenes, während der bloße internationale Mensch den Eindruck eines blätterlosen Zaunpfahls macht. Walter Liek sagt sehr richtig, daß Geburt und Rasse nur den Boden zum Nationalgefühl abgeben können, während es erweckt werden muß durch die Erziehung, wir würden sagen, durch die Ideen. Jedenfalls aber geht der Weg zur Menschheit erst durch die Nationen hindurch. Was also die Rassenforschung und Völkerkunde erst auf langen Umwegen entdeckt hat, das hat Jesus mit religiösem Seherblick schon vor 19 Jahrhunderten angedeutet.

Nun ziehen wir aber auch unerbittlich die Folgerungen dieses Grundsatzes. Ist das richtig, daß jedes Volk das Recht hat, die ihm angemessene Form des Christentums zu verlangen, so hat auch ein Volk nicht das Recht, die von ihm angeeignete Form des Christentums als Norm für andere Völker hinzustellen. Diese unglaubliche Vergewaltigung ist aber durch den Mißverstand und das Ungeschick der ersten Christenheit leider dennoch eingetreten, sofern das Judenchristentum als Normalform auch für weitere völkische Ausprägungen der Religion Jesu hingestellt worden ist. In diesem Sinne sagt Kant einmal treffend, daß nach dem Verfahren der christlichen Kirche man noch heute „glauben sollte, ein jeder Christ müßte ein Jude sein, dessen Messias gekommen ist". Dieser verhängnisvolle Fehler, ein Judenchristentum an Stelle des Christentums zu setzen, hat nicht nur das Wesen des letzteren auf Jahrhunderte hinaus, ja man kann sagen: bis zur Stunde verfälscht und getrübt, sondern auch zweifelsohne die Verbreitung des Christentums in der Völkerwelt ganz erheblich erschwert und gehindert. Noch heute begeht die sog. Heidenmission den schweren Fehler, nicht das reine Christentum, sondern solches in der Form des Judenchristentums den fremden Völkern darzubieten d. h. in einer Form, wobei die unglücklichen Heiden sich nicht in eine, sondern zwei Religionen gleichzeitig einzuleben haben und zwar solche, die sich gegenseitig durchkreuzen! Daß unter solchen Umständen die Verbreitung des Christentums trotz aller scheinbaren Erfolge des vorigen Jahrhunderts nur sehr langsam vor sich gehen kann, liegt auf der Hand.

Nach diesem wird es nun wohl klar sein, was unter einem deutschen Christentum zu verstehen ist. Es ist die dem germanischen, insbesondere deutschem Volkstum entsprechende Ausprägung des Christentums in volksmäßiger Gestalt, wobei anderen Völkern selbstverständlich unbenommen sein soll, das Christentum wieder auf eine ihnen genehme Weise auszugestalten. So z. B. hat das russische, schwedische, dänische, englische Volk eine unter sich durchaus verschiedene Form von völkischem Christentum, wobei aber natürlich auch dort der allgemeine bisherige Fehler der kirchlichen Entwickelung (in England am meisten!) zu beobachten ist, daß dies Christentum mit Judentum durchsetzt, also aus seiner ersten Form des Judenchristentums, welches doch nur ein Durchgangspunkt war, noch nicht herausgekommen ist.

Für das deutsche Volk wäre es nun besonders erfreulich gewesen, wenn es das Christentum von vornherein ohne diesen trübenden Zusatz hätte empfangen können. Ansätze zu einer selbständigen völkischen Ausprägung waren im Arianismus vorhanden, der noch jahrhundertelang das besondere Bekenntnis der Goten, Vandalen und Langobarden blieb, bis er von dem sogen. katholischen Bekenntnis unterdrückt wurde. Den zweiten Schritt zur Verdeutschung des Christentums tat der germanische Geist nach den vorläufigen Wirkungen der mittelalterlichen Mystik (Eckehart, Tauler, Seuse) in Luther, von dessen heldenhaftem Kampfe auch die deutschen Katholiken unzweifelhafte Segnungen empfangen haben.

Den dritten Schritt müssen wir heute, durch Bismarck ein Volk geworden, im Interesse des Deutschtums wie des Christentums, selber tun.

Von dieser Erkenntnis aus, daß unser Volk sich selber helfen muß, ist nun ein Teil der Vertreter eines möglichst rassereinen Volkstums dazu übergegangen, mit dem Judentum auch das Christentum als angeblichen Fremdkörper aus unserm deutschen Volke auszuscheiden und statt dessen auf die ursprüngliche germanische Religion zurückzugreifen. Sie stehen also durchaus nicht auf irreligiösem Standpunkte, sondern suchen gerade nach einer dem volksmäßigen Empfinden angepaßten Form der Religion, wobei sie als den natürlichsten Weg den empfehlen, das wieder lebendig zu machen, was einmal wirklich aus der Seele unsrer Vorfahren kam. Dabei sollen selbstverständlich nicht die alten germanischen Götter angebetet werden, wenngleich Fahrenkrog mit Recht einmal sagt, Wodan sei als Name für den „Unnennbaren" noch immer besser als Jehovah, sondern es soll nur der Ideengehalt in neuer Form dem modernen Lebensbedürfnis nutzbar gemacht und der Deutsche auf diesem Wege

zur Frömmigkeit erzogen werden. Zwei Vereinigungen, die in Berlin 1911 entstandene „Deutschreligiöse oder deutschgläubige Gemeinschaft" und die „Germanische Glaubensgemeinschaft" in Barmen schlossen sich 1914 zu einer Art von Kartell zusammen, während der „Deutsche Orden" nicht gerade Austritt aus der Kirche verlangt. Zu Sontra in Hessen arbeitet vor allem Dr. Ernst Hunkel mit seiner Zeitschrift „Neues Leben" für deutsche Wiedergeburt. In Bremen lebt O. S. Reuter, der Verfasser der einstmals in dieser Beziehung bahnbrechenden Schrift: „Siegfried oder Christus". Sehr anregend haben auch die Forschungen Guido von List's hinsichtlich der alten Schätze germanischer Weisheit gewirkt.

So nahe man sich nun mit solchen Männern berühren kann auf rein völkischem Boden, so liegt doch ihren ganzen Bestrebungen, soweit sie vom Christentum abführen, eine Art von Konstruktionsfehler zugrunde.

Zunächst nämlich pflegen sie gewöhnlich darauf hinzuweisen, daß das Christentum zwangsweise, namentlich durch die Menschenschlächterei Karls des Großen an der Aller, bei uns Deutschen eingeführt worden sei. Das ist aber doch nur teilweise richtig.

Es haben nämlich schon in den ersten Jahrhunderten die Germanen, sei es als Soldaten im römischen Heer, sei es als Schutzbefohlene des römischen Staates, ganz freiwillig das Christentum angenommen, also offenbar, weil es ihnen besser gefiel. Man braucht nur an die Übersetzung des Bischofs Ulfila zu erinnern, um den Beweis dafür zu finden, wie innerlich die Lehre Christi von ihnen erfaßt wurde.

Es war aber auch in unserm Vaterlande so, wie Julius Bode (Vom Geisteserbe deutscher Heldenväter, Bremen 1920 S. 52) sagt: „Sobald den Vätern klar wurde, daß die Prediger und Anhänger, die die neue Religion brachten, mehr wußten, mehr konnten, leistungsfähiger waren als sie selbst, da war der Beweis erbracht, daß dieses Christentum die Tüchtigkeit und die Heldenhaftigkeit stärkt, darum trat man zu ihm über." Beweis dafür ist die Entstehung des „Heliand" schon etwa nur 50 Jahre nach dem Blutbad bei Verden.

Ferner hat sich, was ziemlich unbekannt sein dürfte, auch im germanischen Heidentum, ganz ähnlich wie einst bei den Griechen und Römern, schon vor dem Eindringen des Christentums, eine Art von Skepsis gebildet, welche gerade die Klügsten und Besten an dem alten Götterglauben zweifeln ließ. Den Nachweis dafür aus dem 10. Jahrhundert bringt Felix Dahn in seinen „Bausteinen" (1. Reihe S. 133 ff.). Darnach gab es in Skandinavien bis

zu den Faröer hin zahlreiche Fürsten und Helden, die sich als „godhlaus" (gottlos) bekannten, weil sie nicht mehr an Thor und Odin glaubten.

Endlich ist die wirkliche Kenntnis der alten germanischen Religion dadurch sehr erschwert, wo nicht unmöglich gemacht, daß die älteren Quellen (Cäsar und Tacitus) nur sehr wenig berichten, die nordischen Sagen aber, besonders die der Edda, in der uns vorliegenden Form bereits vom Christentum beeinflußt sind. Das schönste Wort über unsere Väter steht bei Tacitus („Germanien" von Wilser S. 9): „Wälder und Haine sind ihre Heiligtümer, und mit göttlichen Namen belegen sie jenes Geheimnis, das sie in gläubiger Verehrung ahnen." Im übrigen aber mag Oswald Spengler (Untergang des Abendlandes, Bd. I, S. 563 ff.) Recht haben mit seiner Behauptung: „Die Götterwelt von Walhall war den Stämmen der Völkerwanderung noch nicht bekannt, ist also nicht altgermanischen Ursprungs, sondern bildete sich erst im Bewußtsein der auf dem Boden des Abendlandes neuentstandenen Völker"; — „es gab keine allgemeinen germanischen Götter; jeder Stamm hatte seine eigenen Vorstellungen; erst die christliche Einwirkung gab Odin und Baldur (als Vater und Sohn) ihre Deutlichkeit"; — „die Gestalten der Edda reiften im Schatten des Christentums". Nimmt man hinzu, daß nicht Wodan, sondern Tiu (Zeus) ursprünglich als oberster Gott erscheint, so sieht man, wie schillernd und verschwommen diese Göttergestalten sind, und es wird darnach sehr wahrscheinlich, wie manche Gelehrte vermuten, daß der sogen. „Alfader" weder mit Wodan noch mit Tiu identisch gewesen, sondern vielmehr eine hinter allen 12 Göttern stehende Vorstellung von etwas Unfaßbarem ist, welche auch Tacitus als das „Unerforschliche" andeutet. Die Folgerung hieraus würde die sein, daß auch in vorchristlicher Zeit der Gottesglaube unserer Vorfahren viel tiefer und umfassender, um nicht zu sagen: monotheistischer gewesen ist, als man bisher geahnt hat, und jedenfalls das jüdische Heidentum mit seinem rohen und später in „Henotheismus" verwandelten Jahu-Glauben weit übertrifft.

Schon diese Tatsachen beweisen, wie schon die alten Germanen für die Jesus-Religion sozusagen vorausbestimmt waren durch Anlage und Denken. Es sind aber auch die christlichen Kirchen in der Regel auf den alten Opferstätten gebaut worden, ja das Wort „kirk" bedeutet nach Wilser „Kreis oder Ring", nämlich von den Steinsetzungen, wie wir sie auch im Umkreis der Hünengräber und Trojaburgen finden. Es sind also jedenfalls die Werte der vorchristlichen Frömmigkeit unmittelbar in die späteren Gotteshäuser

übergegangen. Kein Wunder denn, daß die spätere auf diesem Boden erwachsende Kultur eine derartige Verschmelzung christlich-germanischer Elemente zeigt, daß eine gewaltsame Auseinanderreißung der letzteren die größte Torheit wäre, die jemals aufkommen könnte. Von dem unbekannten Sänger des „Heliand", der den Heiland als leibhaftigen Sachsenherzog besingt, bis zu Luther, dem deutschesten Mann unseres Volkes, von Otfried bis zu Klopstock, denen beiden die Begeisterung für das Christentum zu einem Anlaß wird, dasselbe in einer bahnbrechenden neuen Versform zu besingen, von den Baumeistern der herrlichen gotischen Dome bis zu Bach und Beethoven mit ihren schwindelnden Tongebäuden, von den mittelalterlichen Mystikern bis zu den ungeheuren Denkern und Dichtern des 18. und 19. Jahrhunderts, mit denen der menschliche Geist nach Eugen Kühnemann eine Höhe der Kultur erreicht hat, wie sie nie zuvor da war und (vielleicht) auch nie wieder kommen wird, stehen alle diese Männer als Zeugen da für den innigsten Zusammenhang zwischen Christentum und Deutschtum. Beides hat sich gegenseitig nicht nur angeregt, befruchtet, ausgeglichen, sondern auch geradezu zur größtmöglichen Entfaltung seiner Kräfte und Geistesschätze gesteigert. Man denke nur einmal an Goethes Faust oder die Werke von Kant, Fichte, Schelling und Hegel, die alle im Grunde nur Variationen christlicher Probleme sind. Es ist wie bei einer guten Ehe, wo die eine Persönlichkeit nicht untergeht in der andern, sondern wo im Zusammenleben erst die wahre Eigenart der Gatten herauskommt und bereichert wird. Daher gilt von dieser Ehe zwischen Christentum und Deutschtum: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Erst die destruktiven (jüdischen) Tendenzen der letzten Jahrzehnte haben diese Verbindung zu stören und zu lockern gesucht. Darum sollten um so mehr alle guten Deutschen, vor allem die frommen, sie um so inniger gestalten. „An dieser Religion halten wir fest," so sagte auch Goethe. Er meinte damit die christliche und sagte zugleich ein scharfes Wort über die Juden. Ebenso wichtig ist die Bemerkung von Wilh. Schwaner, dem Herausgeber der „Germanenbibel": „Wo der Christ wieder ins Grab gelegt wird, da lebt auch Goethe nicht, da mag und will auch ich nicht sein" („Upland" Nr. 4, 1913). Man kann also wohl das kirchliche Christentum von seinen Schlacken reinigen, aber man kann es unmöglich aus unserm Volksleben wieder ausscheiden, denn das hieße ein Jahrtausend unsrer Geschichte wieder ausstreichen wollen.

Als am 31. Oktober vor Jahren die Erlöserkirche zu Jerusalem von Wilhelm II. bei ihrer Einweihung besucht wurde, bekannte

er öffentlich: „Was die germanischen Völker geworden sind, das sind sie geworden unter dem Panier des Kreuzes." Das ist ebenso richtig wie jenes Wort von Wilh. v. Polenz: „Von der Vorherrschaft der arischen Rasse sind drei Güter untrennbar: Einehe, Familie und Christentum."

4. Reformen in Schule, Kirche und Volksleben.

Eine wirkliche „Verdeutschung" unsres Christentums kann nur erreicht werden, wenn klar und zielbewußt, aber auch ebenso fest und anhaltend auf den in Frage kommenden Gebieten zugegriffen wird, um bessere Zustände als bisher zu schaffen.

Ich darf mich wohl hier beziehen auf meine zahlreichen in den letzten Jahren gehaltenen bzw. erschienenen Vorträge und Aufsätze, besonders „Deutschtum und Christentum" (Hamburg 1913), „Die deutsch-christliche Kirche" (Deutschvölkisches Jahrbuch 1920) und „Verdeutschung des Religionsunterrichtes" (Deutscher Volkswart 1919/20).

Beginnen wir mit dem zweifelsohne wichtigsten Gebiet, dem der Jugenderziehung, der Schule.

Hier ist nun zunächst die Forderung zu erheben, daß die religiöse Erziehung vor allem einheitlich gestaltet werden muß.

Eigentlich ist dies ganz einfach und selbstverständlich. Wenn unsere Kinder getauft werden, — und die Taufe ist eine durchaus in bisheriger Form festzuhaltende Sitte, die auch schon alten germanischen Gebräuchen entspricht, — dann gelten sie von diesem Augenblick an als Glieder der christlichen Kirche. Folglich ist man ihnen auch bis zur Konfirmation eine in gerader Linie verlaufende christliche Erziehung schuldig.

Letztere macht sich nun zunächst in dem christlichen Hause von selbst. Das Vorbild der Eltern, daneben eine Zucht im Geiste der Liebe, gibt die nötigen sittlichen Einwirkungen. Der Lichterbaum am Weihnachtsabend bringt die erste Beziehung zum Jesuskind und zum „Heiland". Fortan wird ein Kind Fragen stellen und bei richtiger Antwort der Eltern den Himmel offen sehen, nach kindlicher Phantasie voll von Engeln und Herrlichkeiten. Das Gebet mit der Mutter vor dem Einschlafen gibt weitere Vorstellungen von Gott. Nur sollte dies immer als ein keusches Geheimnis behandelt werden. Bilder aus dem Alten Testament dürfen nie gezeigt werden. Sie machen die Vorstellungen des Kindes platt und verderben sie für das ganze Leben. Ein Kind darf nie zu dem Irrtum erzogen werden, als sei das höchste Wesen jemals in einem Garten spazieren ge-

gangen, oder habe bei Abraham Kalbsbraten gegessen oder habe mit seinen Händen für Moses Steintafeln verfertigt. Das ist eben die niedrige jüdische Vorstellung von dem alten Mann, der über den Wolken sitzt und gelegentlich herabfährt. Die rechte häusliche Unterweisung wird vielmehr taktvoll aufsteigen von Jesus zu dem unsichtbaren „himmlischen Vater" des Neuen Testamentes, der das Gute im Herzen seiner Kinder wecken will. So kommen dem Kinde die rechten religiösen Begriffe von selbst.

Nun folgt der Eintritt in die Schule. Einem rechten Lehrer ist der Religionsunterricht das liebste Lehrfach. Gemüt, Wille, Verstand, Phantasie, — alles wird dadurch gleichmäßig bei dem Kinde ins rechte Geleise geleitet. Aber dann darf freilich auch die bisherige christliche Linie der Erziehung nicht auf einmal durch die unterchristlichen Vorstellungen einer heidnischen asiatischen Horde unterbrochen werden. Aus dem Lehrplan hat jeder alttestamentliche Stoff bis zum letzten Reste auszuscheiden. Hier ist gewöhnlich der Punkt, wo gewohnheitsliebende Pädagogen nicht gern ihren Zopf abschneiden. Selbst im „Christlichen Revolutionär" spricht z. B. Rektor A. Schneider in Elberfeld sich nur für eine teilweise vorgenommene Streichung der alttestamentlichen Geschichten aus (1921, Nr. 1). Aber das ist gerade das Verkehrte. Wir müssen loskommen vom „jüdischen Praß". Ganz, völlig! Es geht nicht anders. Auf der Unterstufe mögen statt dessen nach Herbartscher Pädagogik den Kindern deutsche Märchen erzählt werden. Der Religionsunterricht aber erfolge allein durch Berührung mit der Person Jesu in Form abgestufter biblischer Geschichten aus dem Neuen Testament. Dazu werde jede Stunde zum Teil eine recht frische Sangesübung. Wir haben so herrliche christliche Lieder und Gesänge, zu deren Übung bisher immer so wenig Platz war. Nun mache man endlich einmal die Kindergemüter heimisch in dieser Welt. Nebenher gehe die sorgfältige Einführung in das gottesdienstliche und kirchliche Leben der betreffenden Gemeinde. Gänge in das Gotteshaus und seine Umgebung, auf den Friedhof, zu den Erinnerungen aus früherer Geschichte mögen das Kind festwurzeln lassen in dem Heimatsboden, der nach den trefflichen, zunächst auf katholische Kinder berechneten Vorschlägen von O. Hübner-Siegburg (Heimatkundlicher Religionsunterricht, Habelschwerdt 1920) „der Mutterboden der religiösen Gefühle" ist. Hier spreche man auch die kirchlichen Feste, die Gebräuche, die kirchlichen Handlungen durch, scheue sich aber auch nicht, im Anschluß an Hünengräber und andere Reste der Vorzeit den Kindern Kenntnis und Achtung gegenüber dem alten Germanenglauben zu geben.

Man verschone aber dabei die Kinder mit jedem Katechismus, vor allem mit den höchst minderwertigen jüdischen zehn Geboten. Über tausend Jahre, etwa bis 1215, hat der kirchliche Unterricht ohne sie bestanden, dann schlich sich auf dem Wege der Beichtpraxis das Judentum auch auf diesem Gebiete ein. Sittliche Vorschriften knüpfe man an die Geschichte Jesu an oder an Gebete und christliche Sprüche. Vor allem schärfe man Wahrhaftigkeit und Liebe ein als Grundlage aller sonstigen christlichen Tugenden.

Auf der höheren Stufe treten dann Kirchengeschichte u. dgl. hinzu, in den höheren Schulen die Lesung unserer deutschen christlichen Denker.

So wird der Unterricht einheitlich, bodenständig, innerlich, und alles bleibt doch auf christlicher Grundlage.

Nun wird man vielleicht einen Einwand machen, nämlich den, daß doch wohl die schönen Psalmen und die sonstigen poetischen Abschnitte des Alten Testaments nicht zu entbehren sind. Es sei zugegeben, daß das Alte Testament das Neue oft an dichterischer Kraft und Geschlossenheit des Ausdrucks übertrifft. Aber das ist eine Sache für sich. Insofern gehört eben diese jüdische Literatur in die Weltliteratur hinein. Nur nicht in die deutsche Schule, geschweige in den christlichen Religionsunterricht. Wir lassen unsere Kinder auch nicht die poetischen Erzeugnisse der Inder oder Chinesen lernen. Als „Psalmen" sind außerdem leicht etwa die beiden Hohenlieder vom Glauben (Röm. 8, 31—39) und von der Liebe (1. Kor. 13) zu verwenden. Obendrein darf man nicht vergessen, daß „die lutherische Übersetzung durch ihren deutschen Geist nicht nur eine Übersetzung, sondern oft eine volle Umgestaltung der hebräischen Schriften ist" (Traub). Jedenfalls aber ist dieser Faden zu dünn, um daran das ganze Alte Testament zu halten. Gelegentlich finden, meist als Wohltätigkeitsabende veranstaltet, Zusammenkünfte statt, wo von Schauspielern (oft sind es auch jüdische!) zur Abwechslung auch einmal Abschnitte aus dem Alten Testament verlesen werden. Dann pflegen Urteilslose immer ganz entzückt zu sein. Aber das alles kann das Urteil über den religiösen Wert der jüdischen Literatur nicht ändern. Heine hat auch einzelne schöne Gedichte gemacht, und trotzdem war der ganze Kerl ein Lump. So spielen auch gleichsam Engel in den Baumzweigen des Alten Testaments, und trotzdem ist das Ganze bis in die Wurzel hinab wie ein Giftbaum. Sehet Euch vor vor den falschen Propheten! Unsere gegebenen „Psalmen" sind unsere viel schöneren deutschen evangelischen Lieder.

Merkwürdigerweise hat nun die Kirche es viel leichter, auf ein rein-christliches Geleise zu kommen, als die Schule und zwar des-

wegen, weil, wenigstens in der evangelischen Kirche, der einzelne Pastor und die einzelne Gemeinde größere Bewegungsfreiheit besitzen. Es braucht nur die richtige Erkenntnis in den Köpfen durchzudringen, dann macht sich die Sache ohne viel Umwälzungen von selbst.

Denn Gottlob! hat die christliche Kirche doch noch das Evangelium und den Christusdienst in den Mittelpunkt ihrer Verkündigung gestellt und das Alte Testament nur als Beigabe gehabt. Es ist sehr bezeichnend, daß die sog. Perikopen, d. h. die vorgeschriebenen Predigttexte, die angeblich schon in der Zeit Karls des Großen zusammengestellt worden sind, fast sämtlich aus den Evangelien und Episteln des Neuen Testaments stammen. Man kann das Alte Testament also einfach stillschweigend ausscheiden, ohne daß eine wahrhaft christlich erzogene Gemeinde irgend etwas entbehrt. Wenigstens ist das in der Predigt möglich. Rückständige Gemeindeglieder, die etwa sich beschweren würden, sind abzufertigen nach der Weise des ehemaligen Berliner Predigers Woltersdorff, der einmal auf eine Beschwerde, daß er nicht über den Teufel predige, die Antwort gab: er werde es tun, sobald er mit der Predigt von der Liebe Jesu zu Ende gekommen sei.

In der Regel aber wird leider der Fall viel häufiger sein, daß die Pastoren die Rückständigen sind, und daß deutschgesinnte Gemeindeglieder nur froh sind, wenn sie mit dem alten Judenbuche verschont werden. Bittere Klagen gehen mir fortwährend zu von seiten kirchlich-interessierter Laien aus allen Teilen Deutschlands, die an den alttestamentarischen Texten und Anschauungen ihrer Geistlichen sich stoßen. Eine mehr als 14—15 jährige Erfahrung im Amte hat mir gezeigt, daß man gänzlich ohne die jüdischen Zutaten auskommen kann, und daß das Gemeindeleben in keiner Weise darunter leidet.

Natürlich geht das Ausmerzen des Jüdischen, namentlich in der Liturgie, nicht mit einem Male. Eine allmähliche taktvolle Beseitigung wird es aber von selbst dahin bringen können, daß selbst solche Ausdrücke wie Hallelujah, Hosianna u. dgl. völlig vermieden werden. Selbst der sogen. aaronische Segen kann durch einen noch kräftiger klingenden evangelischen Segen ersetzt werden. Es sei dabei erwähnt, daß Prof. Franz Fiedler in Innsbruck bereits eine für jeden Sonntag und Festtag bestimmte völlig judenreine Agende mit lauter neutestamentlichen Sprüchen und Gebeten ausgearbeitet hat.

Derselbe schlägt auch die Bildung einer Vereinigung von Deutschchristen vor, die ganz in der Weise, wie Luther sie in

seiner „Deutschen Messe“ beschreibt für „diejenigen, so mit Ernst Christen wollen sein und das Evangelion mit Hand und Munde bekennen“, in besonderen häuslichen Zusammenkünften neben dem kirchlichen Gottesdienst ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen würden (Deutscher Volkswart 4, 1920).

Jedenfalls muß der Fortschritt in dieser Beziehung von den sogen. Laien kommen, dann werden auch die Geistlichen beider Bekenntnisse schon nachfolgen, in der evangelischen Kirche früher, in der katholischen Kirche später. Am längsten werden ja die Kirchenbehörden und Bischöfe widerstreben, bis sie endlich begreifen lernen, daß es auch so geht. Aber das wird noch viel schwere kirchliche Kämpfe kosten. Die Juden werden auch sich aufs äußerste anstrengen, die christliche Kirche für ihre Interessen wie bisher Pionierarbeit tun zu lassen, und die bekehrten Juden werden nach wie vor Feuer und Flamme für das Alte Testament sein.

Natürlich darf dann bei den kirchlichen Handlungen (Taufe, Trauung, Begräbnis, Konfirmation) nicht wieder niedergerissen werden, was der Gottesdienst rein neutestamentlich aufbaut. Ein Geistlicher, der nicht den Konfirmandenunterricht bzw. Kindergottesdienst rein christlich zu gestalten versteht oder aus Bequemlichkeit nach jüdischen Texten greift, zeigt entweder sein völliges Unvermögen, das Evangelium zu entwickeln oder sollte lieber Rabbiner in einer Synagoge werden.

Nicht so schnell erfolgt die Ausscheidung der jüdischen Bestandteile aus den Liedern unserer Gesangbücher. Indessen ist dieser Weg mit gutem Erfolge längst schon beschritten. Vor mir liegt z. B. das bekannte Bußlied Luthers „Aus tiefer Not schrei' ich zu Dir“. Bekanntlich ist es eine Umdichtung von Ps. 130. Nun, das war damals der beschränkte theologische Standpunkt der Zeit, welcher diese Methode der Umdichtung verschuldete. Lieber wäre einem gewiß das Lied, wenn Luther es frei aus christlich-deutschem Herzen herausgedichtet hätte. Daß er es hätte können, zeigt sich genugsam an dem herrlichen Trutzlied, unsrer eigentlichen deutschen Nationalhymne „Ein feste Burg ist unser Gott“, denn da verschwindet die gleichfalls jüdische Vorlage (Ps. 45) völlig hinter der mittelalterlichen Burg und dem deutschen Kampfesgefühl. In der Ausgabe unsres schleswig-holsteinischen Gesangbuches heißt nun in dem erwähnten Bußlied eine Zeile: „So tut der Fromme rechter Art“, während es bei Luther noch heißt: „So tu' Israel rechter Art.“ Es hat also offenbar die betr. Gesangbuchskommission einen sehr lichten Augenblick gehabt. Nach diesem Rezept läßt sich aber am Ende auch weiter Jüdisches ausmerzen. Wie schön würde z. B.

klingen: „Du Held aus Galiläerstamm“ statt: „Du Davids Sohn aus Jakobs Stamm“ in „Wie schön leucht't uns der Morgenstern“ oder „Dir, Dir, o Vater, will ich singen“ statt: „Dir, Dir, Jehova, will ich singen“, worüber Herm. Burte in „Wiltfeber“ sich so erbost.

Am schwierigsten wird es natürlich sein, innerhalb der Kirchen das Jüdische verschwinden zu lassen. Aber es braucht ja nicht mit Bilderstürmerei betrieben zu werden. Die Denkmalspflege erhält ja auch Bilder von Teufel und Hölle als Erinnerungen an frühere Zeiten. Es genügt, daß neue Kirchen rein christlich gebaut werden. Vielleicht, daß es auf diesem Wege zu einem wirklich eigenartigen Kirchenstil kommt, dessen Aufkommen auf evangelischem Gebiet zweifelsohne durch die halbjüdische, halbchristliche Zwittergestalt des Christentums hintenangehalten worden ist. Bis dahin ist jedenfalls die Hauptsache eine wahrhaft deutschchristliche Handhabung des Gottesdienstes und eine bewußt deutschchristliche Gemeinde. Wie würde das religiöse Leben dann aufblühen, wenn wir beides erst hätten!

Diese deutschchristliche Gemeinschaft durch das ganze Vaterland hin würde dann aber außerhalb der Kirchenmauern sich auch im sonstigen Volksleben zur kräftigen Geltung bringen und dasselbe in gesunder Weise beeinflussen.

Was Friedrich Lange unserm Volke einmal mit brennender Sehnsucht gewünscht hat, „eine große Vereinigung der ehrlich und mutig Deutschgesinnten, welche sich weder auf eine konservative, noch liberale, noch irgend welche politische oder kirchliche Schablone eingattern läßt, dafür aber alles bewilligt, was das Deutschtum nach innen und außen festigt“ (Reines Deutschtum, 4. Aufl. Berlin 1904), das haben wir heute. Das Deutsch-völkische Jahrbuch zählt über 70 deutsch-völkische Vereinigungen auf, die in diesem Sinne arbeiten, darunter den „Schutz- und Trutzbund“ mit jetzt wohl über 120000 Mitgliedern. Das ist wenigstens ein stattlicher und verheißungsvoller Anfang.

Drei Seiten weiter schreibt Lange: „Der recht verstandene Protestantismus bedeutet die Entwickelung der Autoritätsreligion im Einklange mit unserm germanischen Rassencharakter, Steigerung der Sittlichkeitsbegriffe vom Schein ins Sein, vom Äußeren in das Innerliche, vom Niedrigen ins Adlige, wozu wiederum der germanische Volkscharakter die größte natürliche Anlage hat.“

Das läßt uns hoffen auf ein weiteres Wachsen der deutschvölkischen Bewegung, sowie nur erst der deutsche Protestantismus

begriffen haben wird, daß er unbedingt auf die deutsch-völkische Seite gehört.

Die Kirche kann und darf sich nicht einer einzelnen politischen Partei anschließen und sich für deren Zwecke einfangen lassen; aber wenn die deutsch-völkischen Bestrebungen fortfahren, über allen politischen Parteien zu stehen, so kann auch der Protestantismus sich ihnen mit gutem Gewissen anschließen, denn er soll und darf zu seinem Volkstum stehen. „So jemand seine Hausgenossen nicht versorgt, der hat den Glauben verleugnet“ (1. Tim. 5, 8).

Daß es dabei ohne einen scharfen Gegensatz gegen das Judentum nicht abgeht, läßt sich nicht vermeiden. Denn noch immer gilt das 1887 geschriebene Wort von Lagarde, daß wir dessen Gegner sein müssen, „weil die unter uns wohnende Judenschaft Anschauungen, Gebräuche, Ansprüche vertritt, die in Zeiten nahe bei der Sündflut zurückreichen; weil sie in der christlichen Welt wie asiatische Heiden sind; weil sie jahrtausendelang nichts geleistet haben und trotzdem den Indogermanen, die alles erarbeitet haben, ins Gesicht schreien, daß sie das Lieblingsvolk Gottes sind“ (Juden und Indogermanen S. 330). Trotzdem aber sehen die deutsch-völkischen Verbände ihre Hauptaufgabe im positiven Aufbau des Volkslebens und zwar in Rechts-, Wirtschafts- und Staatsordnung. Das römische Recht ist als gefährlicher Hemmschuh erkannt; ein Zinsgegenbund will den bedrohlichen Kapitalismus an der Wurzel anfassen; eine starke Volkshochschulbewegung will, zum Teil in großzügiger Weise, den Geist der Jugend im Arndt-Stein-Fichteschen Sinne zu neuem nationalen Empfinden erwecken. Besonders wichtig ist auch die Bekämpfung des Judentums in seinem zielbewußten Vordringen zu den Lehrstühlen der Universitäten, zur Beherrschung der Presse, des Theaters und der Literatur, damit nicht das Wort von Moritz Goldstein zur Wahrheit werde: „Wir Juden verwalten den geistigen Besitz des deutschen Volkes“ oder gar das, was (nach Chamberlain) der frühere Berliner Vertreter der „Times“, gleichfalls ein Jude, triumphierend aussprach: „Es gibt keine deutsche Literatur mehr, sondern nur noch eine jüdische Literatur in deutscher Sprache.“ Ein starkes Interesse haben auch die deutsch-völkischen Verbände daran, daß, wie auch Delitzsch mit Recht vorschlägt, die bisherigen Professuren für alttestamentliche Theologie künftig der orientalischen Philologie oder der allgemeinen Religionsgeschichte zugewiesen werden. Endlich ist mit dem Sinn für deutsche Sprachreinigung und Namengebung besonders die Heimatliebe, der Ausgleich der berechtigten Standesinteressen und jede gesunde soziale Verbesserung (Bodenreform, Genossenschaftswesen, Siedelungsbestrebungen u. dgl.) zu fördern.

Noch eine schöne Aussicht für das Volksleben tut sich auf, das ist ein besseres gegenseitiges Verständnis und Zusammenarbeiten der beiden großen Bekenntnisse in Deutschland, des Katholizismus und Protestantismus. Denn sie haben beide den gemeinsamen Feind, das Judentum, das unentwegt sein letztes Ziel verfolgt, seinen Todfeind Christus noch einmal, aber dann endgültig, an das Kreuz zu bringen. Jede Kirche kann den Besitzstand der andern wahren, aber sie können sich innerlich viel näherkommen und zusammenschließen auf dem gemeinsamen Grunde, den doch jedes Bekenntnis anerkennt. Herrliche Worte redet darüber Max Bewer in seinem „Deutschen Christus". Er selber, der zu einem Geschlecht gehört, das nie seinen römisch-katholischen Glauben gewechselt hat, schlägt vor, es solle jeder, der es ernst mit dem christlichen Glauben und deutschen Volkstum meint, vom Katholizismus oder Protestantismus einfach zum — Christentum übertreten. Das bedeutet also, daß beide Bekenntnisse über ihre Trennungsunterschiede ohne weiteres hinwegkommen, wenn sie nur das gemeinsam Christliche betonen. Und das ist ja nichts anderes als Jesus Christus selbst. Zu Beginn der Fastenzeit 1919 erließ der Fürstbischof Adolf von Breslau einen „Hirtenbrief" an seine Diözesanen, der dadurch ganz besonders ansprach, daß von Anfang bis Ende eigentlich nur von Christus die Rede war. Fast jedes Wort hätte ein evangelischer Christ unterschreiben können. Und wie Ludwig Richter, der sächsische Zeichner und Maler, in allen seinen Bildern grunddeutsch und tiefchristlich ist, dabei aber, obgleich wesentlich evangelisch gerichtet, bis an sein Ende römisch-katholisch bleibt, so hat andererseits der Schriftsteller Peter Rosegger, obgleich in seinem Empfinden mehr Katholik, sich von Herzen gefreut, als er der armen evangelischen Gemeinde in Mürzzuschlag durch seinen in wenig Wochen 80000 Kronen erbringenden Aufruf die „Heilandskirche" bauen konnte. Das alles läßt doch hoffen, daß von dem beiderseitigen Grunde aus, der beide Kirchen trägt, mit der Zeit noch immer mehr Brücken geschlagen werden können, wenn sie gleicherweise sich immer wieder daran erinnern, daß in bezug auf den jüdischen Unterbau sie sich nichts vorzuwerfen haben, sondern darnach trachten müssen, von diesem jüdischen Unterbau möglichst abzukommen und auf gemeinsamer Grundlage sich gegenseitig darin zu helfen, daß der böse Feind unsres Volkes endlich unschädlich gemacht werde.

Wenn das Judentum, das überall gern als Spaltpilz wirkt und den einen Gegner gegen den andern auszuspielen versteht, dazu, wenn auch widerwillig, geholfen hätte, so hätte es wenigstens etwas Gutes geleistet.

VIII. Der Schlüssel zum Neuen Testament.

1. Die Notwendigkeit eines solchen.

Im Jahre 1829 erließ Schleiermacher an Professor Lücke in Göttingen zwei Sendschreiben, in welchen er sich ausführlich aussprach über die aus der Entwickelung der sonstigen Wissenschaften entstandenen Schwierigkeiten für die evangelische Theologie sowie deren ganze Stellung in der Zukunft. In diesen Sendschreiben, die 1908 von Prof. Mulert in den „Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus" (2. Quellenheft, Gießen) herausgegeben und gleichsam als das theologische Vermächtnis Schleiermachers an die Nachwelt anzusehen sind, sind zwei Äußerungen besonders bedeutsam.

Die erste bezieht sich auf die Ablehnung des Alten Testamentes als eines Unterbaues für das Christentum und lautet, etwas zusammengezogen, folgendermaßen: „Ich nun habe niemals zu meiner Frömmigkeit, weder um sie zu nähren, noch um sie zu verstehen, irgendeiner rationalen Theologie bedurft, aber ebensowenig auch der sinnlich theokratischen des Alten Testamentes — —. Wie viele unserer wohlgesinntesten Geistlichen auch zur Sprache des Alten Testamentes und zum Predigen aus dem Alten Testament zurückkehren: es wird sich doch auch auf diesem immer mehr bewähren, daß in Christo das Alte vergangen und alles neu worden. — — Wissen Sie schon, was der letzte Ausspruch sein wird über den Pentateuch und den Alttestamentischen Kanon überhaupt? Hoffen Sie, daß die bisherige Behandlung der Messianischen Weissagungen und nun gar der Vorbilder noch lange Zeit Glauben finden wird unter denen, in welchen sich eine gesunde und lebendige Anschauung geschichtlicher Dinge gebildet hat? — — Diese Überzeugung, daß das lebendige Christentum in seinem Fortgange gar keines Stützpunktes aus dem Judentum bedürfe, ist in mir so alt wie mein religiöses Bewußtsein überhaupt."

Die zweite Äußerung betrifft Schleiermachers Bedenken gegenüber den Wundern. Der am meisten bezeichnende Satz lautet hier: „Und unsere Neutestamentischen Wunder, denn von den Alttestamentischen will ich gar nicht reden, wie lange wird es noch währen,

so fallen sie aufs Neue, aber von würdigeren und weit besser begründeten Voraussetzungen aus, als früherhin zu den Zeiten der windigen Enzyklopädie, unter das Dilemma, daß entweder die ganze Geschichte, der sie angehören, sich muß gefallen lassen, als eine Fabel angesehen zu werden, von der sich gar nicht mehr auswickeln läßt, wieviel Geschichtliches ihr eigentlich zugrunde liegen mag, und dann erscheint das Christentum vor allem andern als nicht aus dem Wesen Gottes, sondern aus nichts geworden, oder, wenn sie wirklich als Tatsachen gelten sollen, werden wir zugeben müssen, daß, soferne sie wenigstens in der Natur geworden sind, auch Analogien dazu in der Natur gesucht werden."

Zu wirklichen Folgerungen in der Praxis der Kirche und Schule haben indessen diese hochwichtigen Äußerungen Schleiermachers so wenig geführt wie die gelegentlichen Bemerkungen von Kant. Die evangelischen Theologen haben sie bis vor kurzem völlig ignoriert, und die evangelische Kirche ist bei ihrer angeblichen Wiederbelebung im vorigen Jahrhundert wieder in den schützenden Hafen des Judentums eingesteuert, anstatt die natürliche Verbindung mit der Seele des eigenen Volkes zu suchen.

Dabei ist Schleiermacher als derjenige anzusehen, der durch Hervorhebung der Gemütswerte den sog. „Rationalismus" d. h. die allzugroße Betonung des Verstandesmäßigen in der Kirche überwunden hat. Auch Claus Harms in Kiel bekennt, durch ihn zur rechten Erkenntnis gebracht worden zu sein. Aber diese Erkenntnis schlug dann, zum Teil durch Einwirkungen der Romantik, zum Teil infolge der Macht der Gewohnheit, wieder in das Geleise des alten Protestantismus zurück, und so wurde die ganze Bibel wieder aufs Neue behandelt als das „irrtumslose und untrügliche Wort Gottes".

Gerade also wie zur Zeit Marcions die alte Kirche die Gelegenheit verpaßte, um von dem Alten Testament loszukommen, so wurde auch zur Zeit Schleiermachers die Entscheidung der Stunde zu einer gesunden Weiterentwickelung der Kirche nicht erkannt.

Es galt im vorigen Jahrhundert schließlich als das sicherste Kennzeichen der „Rechtgläubigkeit", von jeder geschichtlichen Betrachtung der Bibel am liebsten ganz abzusehen und die wissenschaftliche Kritik als bösen „Unglauben" zu verurteilen.

Zu welchen Verirrungen religiöser Beschränktheit das geführt hat, davon habe ich im vierten Abschnitt dieses Buches (S. 72) an der Psalmenauslegung des Hermannsburger Pastors Louis Harms ein deutliches Beispiel zu geben versucht.

Da nun der letztgenannte Harms auf praktischem Gebiete ein

tüchtiger Mann war, der mit seinem grobsinnlichen Judenchristentum nicht nur bei seiner Bauerngemeinde, sondern auch in weiteren Kreisen viel Erfolg hatte, so kam allmählich, gleichzeitig mit der aufs Neue erfolgten Erstarkung des Katholizismus, auch in der evangelischen Kirche die Meinung auf, daß nur der sogen. „alte Glaube" berechtigt und auch für Entfaltung kirchlicher Werke und Liebesarbeiten am wirksamsten sei. Auf diese Weise wurden fast alle Missionsanstalten, Diakonissenhäuser, Gründungen der Inneren Mission und Vereine der christlichen Wohltätigkeit, einschließlich der Judenmission, zu Burgen und Quellorten des wiedererwachten Judenchristentums.

Gleichzeitig setzte nach dem Vorbild der preußischen Agende eine eifrige liturgische Arbeit an den Gottesdienstordnungen der verschiedenen evangelischen Landeskirchen ein, die darauf ausging, die neuen Agenden besonders mit alttestamentlichen Sprüchen zu spicken. Dies war dann gewöhnlich zugleich die Art, wie Konsistorialräte und Generalsuperintendenten das Vertrauen der immer einflußreicher werdenden „Stillen im Lande" zu erwerben suchten.

Alle diese Leute, auch die letzteren, waren oft von warmem religiösen Interesse erfüllt, und doch war es ein fremder Geist, der allmählich in die Kirchen wieder einzog. Harnack klagte schon damals über „fortschreitende Katholisierung unserer protestantischen Landeskirchen", sofern sie sich selber als rechtlich-verfaßte Körperschaften ansahen, deren Grundgesetz das ein für allemal festgelegte Glaubensbekenntnis war.

Das war der Buchstabenglaube in noch gefährlicherer Gestalt als zur Zeit der Reformation, ein deutliches Anzeichen davon, daß das „Judaïn" diese Krankheitserscheinungen verursachte.

Da die Kirche damals noch unbedingt die Schule beherrschte, war es ein leichtes, den Religionsunterricht streng nach diesen Grundsätzen zu gestalten. Theologen als Schulräte sorgten dafür, daß alles genau nach dem vorgeschriebenen Schema ging. Als ein Lehrer in Flensburg einmal die jüdisch-babylonische Legende vom Sündenfall Adams und Evas als Sinnbild behandelte, war der anwesende Schulrat sehr aufgebracht darüber und erklärte den Kindern, die Schlange habe mit wirklichen menschlichen Worten (hebräisch?) geredet.

Heute ist die Schule von derartigen Beschränkungen frei geworden, aber die natürliche Folge der bisherigen Vergewaltigung des Religionsunterrichts ist es, daß weite Kreise unsres Volkes auf letzteren lieber ganz verzichten wollen, wodurch dieselben völlig religionslos zu werden drohen.

Wie Schleiermacher seinerzeit den Atheismus seiner Volksgenossen auf alttestamentliche Erziehung zurückführte, so gilt auch heute wieder, was Prof. Fiedler in Innsbruck schreibt: „Es dürfte kaum zu bezweifeln sein, daß Theologie und Kirche einen großen Teil der Schuld an dem Überwuchern des krassen Materialismus unserer Tage tragen."

Wieder einmal versperren wie zu Jesu und Luthers Zeiten die Schriftgelehrten und Priester den Weg zu wahrer Frömmigkeit, und das Volk muß sich selber helfen.

Hier kann nur die Losung sein: Rückkehr zu Jesus als der Grundlage und dem Quellpunkt eines lebendigen Christentums.

Die einzige religiöse Urkunde, die fortan in Betracht kommen kann, ist selbstverständlich daher auch nur das Neue Testament.

Aber hier stoßen wir nun auf eine gewisse Schwierigkeit. Denn das Neue Testament enthält ja auch Jüdisches. Wo soll man anfangen, um auch hier auszuscheiden oder festzuhalten? Was soll uns hier noch maßgebend sein, und was nicht?

Es war am 5. März 1919 zu Heide in Holstein, wo bei Gelegenheit einer angeregten Aussprache über die Grundlage des christlichen Glaubens in der neuen Zeit einer der Teilnehmer die Forderung erhob: es sei unbedingt notwendig, den heutigen Anhängern des Christentums einen Schlüssel zum Neuen Testament in die Hand zu geben, damit sie loskämen von dem Buchstabenglauben und doch sich im Neuen Testament zurechtfinden könnten.

Das Wort hat mich seitdem nie verlassen, und ich habe beständig über diese wichtige Frage nachgedacht, bis mir eines Tages die Erkenntnis kam, daß wir solchen Schlüssel ja längst schon besitzen.

Es ist das Wort von Paulus 2. Kor. 5, 16, wonach der Apostel unterscheidet zwischen einem Christus „nach dem Fleisch" und „nach dem Geist".

Der Christus „nach dem Fleisch" interessiert ihn nicht mehr. Er hat in einer früheren Entwickelungsstufe seines christlichen Glaubens wohl Wert gelegt auf diesen Christus. Mit anderen Worten: er hat gerade wie die anderen Jünger, die Jesu noch besonders nahe gestanden hatten, die irdisch-menschliche Erscheinung Jesu in ihrer geschichtlichen Beschränkung betont. Dann aber, als er zum Heidenapostel geworden ist, hat das an Interesse und Bedeutung für ihn verloren („ich kenne ihn jetzt nicht mehr"), sondern von nun an predigt er nur noch den Christus „nach dem Geist" d. h. dessen allgemein-menschliche, ewig-gültige, sozusagen: göttliche Bedeutung.

Man hat sich immer gewundert, daß Paulus so wenig vom

äußeren Leben Jesu erzählt. Nun, Paulus kennt die Angaben der anderen Jünger darüber sehr wohl. Er kennt sogar mehr, als wir in den heutigen Evangelien verzeichnet finden. Apostelgesch. 20, 35 bringt als ein Wort Jesu den Ausspruch: „Geben ist seliger als nehmen", den nur Paulus hier erwähnt. Aber der oben angeführte Grund läßt das alles in seinen Briefen zurücktreten.

Für uns liegt die Sache heute anders. Denn für uns ist auch der Christus „nach dem Fleisch" sehr wertvoll. Zu des Apostels Zeiten wurde seine geschichtliche Existenz nicht bestritten. Das aber ist heute der Fall. Nach Bruno Bauer und A. Kalthoff ist Artur Drews gekommen und hat namentlich in seiner „Christusmythe" (Diederichs, Jena 1910) die Behauptung durchzuführen gesucht, daß der Jesus der Evangelien nie gelebt habe. Demgegenüber hat schon Traub einmal mit Recht gesagt: „Bange machen gilt nicht; das urchristliche Glaubenszeugnis von Christus mit den unerfindbaren Zügen des synoptischen Christusbildes zusammen bilden eine Instanz, die keine Wissenschaft aus der Welt schaffen kann." Wie bei Strauß die damalige Hegelsche Philosophie, so bildet offenbar auch bei Drews eine falsche Grundanschauung die Voraussetzung seiner willkürlichen Theorie, nämlich die, daß die Geschichte nicht das Produkt der großen Persönlichkeit, sondern (nach Marx) der dumpfen Masse ist. Teilt man aber diese Grundanschauung nicht, so fällt die Drewssche Mythenannahme in sich zusammen. Fr. W. Foerster (Autorität und Freiheit, München 1910 S. 82) hat auch darauf aufmerksam gemacht, wie nach dieser Methode man sogar die Geschichte der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli bezweifeln könne, weil die Zahl 4 sich auffällig oft auch sonst dabei nachweisen lasse. Dieselben scherzhaften Versuche könnte man bei Napoleon und Bismarck unternehmen. Und ganz besonders schlagend scheint mir der Hinweis auf unsern deutschen Dichter Walther v. d. Vogelweide, von dessen wirklichem Leben wir nur ganz dürftige Kunde haben, so daß wir uns, wie bei Jesus aus den Evangelien, sein Lebensbild ganz aus seinen Dichtungen aufbauen müssen. Daher scheint mir auch Foerster Recht zu haben mit seiner schließlichen Behauptung: daß Drews seine Beweisführung darnach richte, was er eben beweisen wolle, und es stimmt hierzu ganz das Vorkommnis, womit er am 18. Oktober 1919 zu Leipzig sich eine arge Blöße gab, als er im Schlußwort seines Vortrages über die Jesusfrage in die Versammlung rief: „Jesus darf nicht gelebt haben!" (Leipoldt: Hat Jesus gelebt? Leipzig 1920 S. 3).

Auch über diese Eintagsfliege wird vermutlich der Christus „nach dem Geist" hinschreiten, der für uns nach wie vor auch der

geschichtliche Christus „nach dem Fleisch" bleibt, wenn wir auch sein Leben und seine Lehre nach den Evangelien nur „wie durch einen Schleier" (A. Bartels) erfassen können. Immerhin, dieses Bild Jesu ist uns ganz unendlich wertvoll, denn dadurch wird uns erst der Heiland konkret, anschaulich, lebendig, so daß wir mit dieser Persönlichkeit aller Persönlichkeiten nach ihrem und unserm innersten Wesen uns berühren können.

Also: dieser wichtige Unterschied zwischen dem Christus nach dem Fleisch und dem Christus nach dem Geist, das ist der ersehnte Schlüssel zum Neuen Testament. Denn, wenn wir ihn nur erst einmal in bezug auf die Evangelien, namentlich die drei ersten, anzuwenden gelernt haben, dann finden wir uns von selbst auch in den übrigen Schriften des Neuen Testaments zurecht.

2. Gesichtspunkte für die Anwendung.

Der Christus nach dem Fleisch sichert uns die Lokalfarbe für den geschichtlichen Heiland. Aber da taucht denn sofort wieder die Frage auf, wieviel denn in den Berichten der Evangelisten wirklich geschichtlich ist oder nicht?

Die Antwort ergibt sich mit ziemlicher Sicherheit, wenn wir einmal den Maßstab des „Christus nach dem Geist" anlegen, denn damit gewinnen wir eine Möglichkeit zwischen dem Wesentlichen und zeitgeschichtlich Zufälligem zu trennen.

Zeitgeschichtlich-zufällig ist nämlich alles, was auf die rein menschliche, irdische Erscheinung Jesu sich bezieht. Darnach mußte er als wirklicher Mensch in irgendeinem Volke auftauchen. Warum das gerade das jüdische war, das geht uns hier nichts an, wir nehmen das einfach als Tatsache. Ich habe in Abschnitt II S. 33 ff. hervorgehoben, daß die Annahme durchaus berechtigt ist, daß Jesus als Galiläer seinem Blute nach ein Arier, also Nichtjude gewesen sei. Aber auch das kann hier außer Betracht bleiben, denn die Evangelien schildern Jesus ganz und gar im Rahmen jüdischer Verhältnisse, und Jesus hat sich, soweit dieser Rahmen natürlich, menschlich, zeitgeschichtlich ist, ganz harmlos ihm eingefügt. Er bewegt sich also in jüdischer Lebensweise, achtet die unverfänglichen Sitten und Ordnungen, besucht Synagoge und Tempel, verläßt auch zeitlebens kaum das Land und bewegt sich auch in seiner Redeweise durchaus in jüdischen Formen, wenngleich auch in diesen seine ungeheure Selbständigkeit auf Schritt und Tritt durchschlägt (Matth. 7, 29).

Das alles gehört zu dem Christus nach dem Fleisch. Inso=

fern hat auch das Judentum durchaus nichts Abstoßendes für uns, denn es unterscheidet sich in dieser natürlichen Lebensbewegung nicht von einem andern Volke. Wäre Jesus etwa in Indien aufgetaucht, wir würden dann um seinetwillen mit einem Male diesem Volk unser Studium zuwenden, um es als Mutterboden des Heilandes kennen zu lernen.

Nur daß wir auch dabei immer im Auge behalten würden, daß unser religiöses Interesse sich nur richten kann auf Jesus selbst als die „köstliche Perle", von der er einmal redet (Matth. 13, 46), während wir die Muschel, in der freilich die Perle wächst, als nebensächlich beiseite legen.

Alle äußeren Verhältnisse, unter denen Jesus auftritt, sind gleichsam nur die Wiege, in die das Kind gelegt wird, während der alleinige Träger der christlichen Religion nur Jesus ist, die Persönlichkeit.

Es würde gänzlich falsch sein, wenn man Jesus zu einer Art von „Antisemiten" stempeln wollte. Nein, er hatte an den Juden, soweit sie als Abteilung der natürlichen Menschheit in Betracht kommen, so wenig etwas auszusetzen wie an den übrigen Völkern.

Aber die jüdischen Ideen bekämpft er, also den Geist des Judentums, und dieser Kampf gehört eben wesentlich zu dem Christus nach dem Geist, er ist von dem Wesen des Christentums ganz untrennbar. Denn es würde im Bilde von der Persönlichkeit Jesu eine ganz unentbehrliche Seite fehlen, wenn wir Christus nicht als den zeitlebens kämpfenden vor Augen hätten, und es fehlte dann obendrein die Begründung für den Höhepunkt seines Lebens, nämlich den Tod auf Golgatha, welcher ja nur die Quittung ist auf seinen Lebenskampf gegen das Judentum.

Jetzt wird die Sache wohl auch in bezug auf die Anwendung des Schlüssels für das Neue Testament klar sein.

Überall, wo uns der einfach geschichtliche, zeitlich-menschliche Jesus entgegentritt als der Christus „nach dem Fleisch", da freuen wir uns lebhaft seiner in die Augen springenden Lebendigkeit und Originalität, spüren den Erdgeruch seines Heimatbodens und begrüßen das Galiläische und Jüdische dankbar als unerfindbare Lokalfarbe.

Aber wo nun, gleichsam aus dem Alten Testament, der jüdische Geist, der Ideengehalt des Judentums in das Neue Testament hineinspielt, da werden wir stutzig und sagen: Halt! Da ist etwas nicht in Ordnung, denn damit wird uns das Bild des Christus „nach dem Geist" getrübt, verschoben und durch fremde Zutaten gleichsam übermalt.

Aus der Anwendung dieses einfachen Schlüssels ergibt sich uns eine fast unfehlbare Methode dafür, um ein Urteil zu gewinnen darüber, was in den evangelischen Berichten für uns als geschichtlich und wesentlich anzusehen ist für den Christus „nach dem Geist".

Fallen muß hier zuerst jeder Versuch der noch judenchristlich beeinflußten evangelischen Schriftsteller, Jesus zu einem „Messias" umzudichten, sowie das alberne, für die übrige Menschheit gleichgültige Schema von „Weissagung und Erfüllung". Wir haben im III. Abschnitt gesehen, auf wie schwachen Füßen das steht. Es ist aber vor allen Dingen zu verwerfen, weil es wie der Messiasglaube ein reines Erzeugnis der jüdischen Idee ist.

Es wird also in der Regel genügen, wenn man die meistens an den Haaren herbeigezerrten alttestamentlichen Zitate einfach streicht oder fortläßt. Uns können sie nichts sagen; sie sind vielmehr oft wie ein häßlicher Fleck auf einem schönen Bilde.

Fraglich ist aber nun, ob mit dem betr. Zitat auch der berichtete Vorgang selbst zu streichen ist. Stellenweise gewiß. Es war das große Verdienst von Strauß, in seinem „Leben Jesu, kritisch bearbeitet" auf die Mythenbildung in der evangelischen Geschichte infolge alttestamentlicher Einflüsse hingewiesen zu haben. Aber er schoß über das Ziel hinaus. Wir werden bei jeder Geschichte zu untersuchen haben, ob ein Zitat den Anlaß zu ihr gegeben hat oder nur nachträglich hinzugefügt ist, um ein jüdisches Licht darüber zu verbreiten. In letzterem Fall genügt einfache Fortlassung.

Zum Beispiel: Johannes der Täufer hat unzweifelhaft so gepredigt und gewirkt, wie etwa Matth. 3 geschildert wird. Nun wird aber eine Stelle aus Jesaja 40 auf ihn angewandt. Diese interessiert uns in keiner Weise; wir ignorieren sie gänzlich, ebensogut wie die mancherlei Zitate in der Leidensgeschichte Jesu einschließlich seines Einzuges am Palmsonntag, die für deren Tatsächlichkeit völlig ohne Belang sind.

Anders aber steht es nun mit den meisten Angaben aus der Kindheit Jesu. Über die Geburt aus der Jungfrau nach Jes. 7, 14 brauche ich hier wohl kein Wort zu sagen. Diese Vorstellung, die Gott zum Ehemann der Maria macht, ist so roh und so erzjüdisch, daß einem hieran sofort klar wird, wie recht Goethe sich ausdrückt, wenn er das Judentum unter die „heidnischen" Religionen rechnet (nur daß die letzteren harmlos sind, während das Judentum den Eindruck einer ausgeklügelten Teufelei macht). Auch die an und für sich schon sehr unwahrscheinlichen Geschichten von einem Aufenthalt Jesu in Ägypten und dem Kindermord des Herodes werden durch die Zitate Matth. 2, 15 und 18 als reine Phantasie-

gebilde erwiesen. Nicht anders ergeht es der Geschichte von den Weisen aus dem Morgenlande, den sogen. heiligen 3 Königen. Zitate finden sich hier nicht, aber sie blicken aus Ps. 72, 10 und Jes. 60, 6 deutlich hindurch. Zuzugeben ist, daß diese Legende einen tiefen und schönen Gedanken gehabt hat, weshalb Prof. Heiler (Wesen des Katholizismus S. 128) sie besonders schätzt als „das tiefsinnigste Symbol für den geschichtlichen Zusammenhang der christlichen Religion mit den außerchristlichen Religionen". Ebenso sind als phantastische Ausmalungen die Vorgänge des ersten Kapitels bei Lukas und die Erzählung von Simeon und Hanna anzusehen. Die Angaben über die Reinigung der Maria, die, wie Luther schon richtig herausgefunden hat, der katholischen Vorstellung von der Reinheit der Maria durchaus widersprechen, und der Beschneidung Jesu, die uns hier fast auf den Gedanken bringen könnten, daß Jesus eben dieses erzjüdischen Bundeszeichens entbehrt habe, muten uns freilich sehr unsympathisch an, betreffen aber auch nur Dinge, die zu dem Christus „nach dem Fleisch" gehören.

Das Zitat Matth. 2, 6 aus Micha 5, 1 über Bethlehem könnte uns nun auch die ganze Geburt Jesu an diesem Orte verdächtig machen, um so mehr, als auch Lukas mit der angeblichen Schatzung unter Quirinius einen künstlichen Apparat in Bewegung zu setzen scheint, um die Eltern Jesu von Galiläa nach Bethlehem zu bringen. Leider stimmt nämlich die Geschichte nicht, sofern wir nur von Schatzungen des Augustus im römischen Reiche, nicht in den Provinzen wissen, und Quirinius außerdem erst viel später, als Lukas angibt, Prokonsul von Syrien war. Diese kleinen Ungenauigkeiten aber mögen wir Lukas hingehen lassen, wenn wir nur sonst Vertrauen zu seiner Berichterstattung haben. Und da ist nun zu sagen, daß er ja gar nicht zu diesem Apparat zu greifen gebraucht hätte, wenn er doch im selben Kapitel angibt, daß die Eltern Jesu alljährlich das Osterfest in Jerusalem feierten, wo auch jedesmal Jerusalem von Gästen überfüllt war, und sie Unterkunft hätten in Bethlehem suchen können. Also schließen wir, daß doch etwas Wahres an diesem Zug der Eltern Jesu nach Bethlehem gewesen sein muß, wenn wir auch den Zusammenhang mit staatlichen Ereignissen nicht klar mehr erkennen können. Es genügt für uns ja auch die Annahme, daß Joseph als junger Handwerker mit Maria vielleicht auch einmal in Judäa zeitweise umherzog und dort sein Brot verdiente, bis er wieder in die Heimat zurückkonnte und nun in Nazareth sich fest ansiedelte. Die Geschichte ist für das Weihnachtsfest uns unschätzbar wegen des weiten Rahmens, in den sie gleich das Bild des Jesuskindes spannt, und auch der schönen Poesie von Engeln und Hirten.

Über die angeblichen Stammbäume Jesu habe ich schon auf S. 46 das Nötige gesagt. Sie sind so läppisch, daß man auch ohne die arische Abkunft Jesu sie ohne weiteres abzulehnen hat. Es hat nach Wernle „fast etwas Erheiterndes", die Würde Jesu uns durch Geschlechtsregister erweisen zu wollen, fast, wie wenn ein großer Dichter sich erst durch seine Geburtsurkunde beglaubigen müßte.

Die Familie Jesu ist, wie auch Heiler richtig sagt (S. 25), nach Mark. 3, 21 und 31—35 zu beurteilen. Darnach war Maria eine schwärmerische Anhängerin der Rabbinen, die, wie auch die Geschwister Jesu es taten, Jesus durchaus nicht verstanden hat; ein neuer Beweis, daß der Geist Jesu nicht aus dem Milieu, in dem er aufwuchs, erklärt werden kann.

Dasselbe sagt uns die höchst wertvolle und durchaus wahrscheinliche Geschichte Luk. 2, 42—58 von dem zwölfjährigen Jesus. Mit ihr beginnt die Reihe der durchaus zuverlässigen Schilderungen über Leben und Wirken des Heilandes, die über das Auftreten des Johannes, die Taufe Jesu und die wieder sehr wertvolle Versuchung zu dem Wirken und Predigen Jesu bis zum Höhepunkte des Ganzen, dem Tode als dem allersichersten Fundamente seiner ganzen Lebensgeschichte führen. In diesen Rahmen, von der Geburt bis zum Tod, ist das Bild Jesu einzuspannen, wobei es unmöglich ist, eine genaue pragmatische Aufeinanderfolge der einzelnen Geschichten festzustellen. Das schadet aber auch nichts, denn letztere sind nur als Pinselstriche anzusehen, deren Gesamtheit erst das volle und lebenswahre Gemälde des Christus „nach dem Fleisch" und „nach dem Geist" ergibt. Die nötige Kritik wird von selbst die Doubletten und auch gelegentliche Zutaten und Ausschmückungen herausfinden. Immerhin gilt dabei, was Fontane (Charakteristiken von Erich Schmidt, 2. Reihe, 2. Aufl. Berlin 1912) einmal treffend bemerkt hat: „Die unechten Anekdoten über Friedrich den Großen sind die besten." Wer möchte z. B. die Anekdote über den Müller von Sanssouci entbehren? So ist auch die Anekdote Joh. 8, 1—11 uns ein unentbehrlicher Pinselstrich im Bilde Jesu, wenngleich sie in den ältesten Handschriften der Evangelien fehlt.

Nun noch eins, was namentlich bei der Kindheitsgeschichte Jesu mit in Betracht zu ziehen ist, das ist das Hineinspielen auch buddhistischer Legenden in diesen Erzählungsstoff. In den „Forschungen zur Literatur des Alten und Neuen Testaments" Heft 4 (1904) wird diese Möglichkeit von dem holländischen Gelehrten van den Bergh zugegeben. Wir können uns den Zusammenhang zwischen Palästina und dem Orient ja auch viel inniger denken, als man gewöhnlich tut, wo doch schon Johannes der Täufer seine auch

den Juden höchst auffällige Taufe offenbar in Nachahmung indischer Waschungen eingeführt hatte. Auch der im Johannesevangelium erwähnte Begriff der „Wiedergeburt" kommt möglicherweise von dort. Ja, der englische Gelehrte Benjamin Smith ein bloßer Eigenname für Jesus geworden ist, auf ihn „angewachsen" von dem „Krischna"-Mythus aus. Das alles ist eine reine Frage der religionsgeschichtlichen Forschung. Uns kann es ganz gleichgültig sein, ob später von jüdischer oder von indogermanischer Seite allerlei Zutaten dem Bilde Jesu hinzugefügt sind.

Wenn wir nur imstande sind, den wirklichen Christus „nach dem Fleisch" und den Christus „nach dem Geist" klar unterscheiden zu können, ohne daß der jüdische Geist den einen wie den andern uns trübt.

3. Die Behandlung der Wunder.

Der genannte Schlüssel tut uns noch einen besonders nützlichen Dienst: er gibt uns die Möglichkeit, die Wunder des Neuen Testaments richtig beurteilen zu können.

Diese Wunder haben auf den ersten Blick etwas Bestechendes. Sie sind gleichsam in den Text eingestreute bunte Illustrationen, um gewisse Wahrheiten zu veranschaulichen. Sie gehen manchmal ins Gleichnisartige über. Sie schaden daher auch nichts, solange man sie nur sinnbildlich versteht. So hat Goethe sich einmal sehr bewundernd über die Geschichte vom sinkenden Petrus ausgesprochen, indem er einen Hinweis auf die Glaubensanfechtungen des Christen darin fand. Diese Deutung ist der gegebene Weg für die Behandlung der Wunder in der christlichen Predigt. Faßt man sie aber buchstäblich und im Sinne feststehender geschichtlicher Tatsachen, so sind sie geradezu gefährlich für den christlichen Glauben. Anziehend für große und kleine Kinder, bringen sie den denkenden und kritisch gerichteten Menschen in der Regel um das Vertrauen, das er im übrigen der evangelischen Geschichte entgegenbringen würde.

Das Wunder ist nämlich nicht des Glaubens, sondern des Aberglaubens liebstes Kind. Es entspricht dem noch kindischen Standpunkt der Völker, aber der gereifte Mann tut ab, was kindisch war.

Für uns aber kommt noch ein ganz besonderer Grund hinzu, von diesem Schlinggewächs den wahren christlichen Glauben zu befreien. Das ist der, daß als Mutterboden, woraus dies Unkraut wuchert, die jüdische Idee von der besonderen Erwählung des Judenvolkes anzusehen ist.

Nicht, als ob nicht auch das Heidentum manchmal besonders wundersüchtig gewesen wäre und heute noch ist. Theodor Birt (Rö-

mische Charakterköpfe, Leipzig 1913 S. 271) erzählt z. B. von Kaiser Vespasian, daß er auch „Wunder" getan habe, die uns ganz wie die Heilungen, die im Johannesevangelium von Christus erzählt werden, anmuten. Und da auch bei uns der Aberglaube nie aussterben wird, so werden auch „Wunder" immer wieder auftauchen. Aber bei dem Judentum kam die Wundersucht nicht nur aus einem eingefleischten Hang zum Aberglauben, sondern hatte noch eine besondere Wurzel in seiner Exklusivität und Selbstüberhebung. In dieser Beziehung ist bezeichnend die Selbstbespiegelung, mit der es sich 5. Mose 4, 6f. als „große Nation" von besonderer Weisheit und Klugheit feiert. „Denn wo wäre irgendeine große Nation, die einen Gott hätte, der ihr so nahe ist, wie Jahu, unser Gott?" Es ist klar, wenn nach diesem Gesichtspunkt der Nimbus des Judenvolkes vor sich selbst und anderen Völkern ins Fabelhafte gesteigert werden sollte, dann konnten der Wunder gar nicht hier genug werden. Und wenn sie anderen Völkern fehlten, so bedeutete das eben die Minderwertigkeit dieser „Gojim" und ihrer Götter. Wenn sie aber, wie bei der Verwandlung des Stabes Mosis in eine Schlange (2. Mose 7, 12) die jüdischen Wunder gar nachahmten, so war das nur ein Zeichen ihrer infamen Bosheit und half ihnen doch nichts, denn die jüdischen Wunder übertrumpften die ihrigen dennoch.

Nun also berauschte sich die jüdische Eitelkeit förmlich an der Fülle der Wunder. Zehn Plagen mußten Ägypten treffen; das Rote Meer mußte sich den Juden öffnen (o warum schloß es sich nicht gleich wieder, damit alle anderen Völker vor den Juden bewahrt geblieben wären?!), Wasser aus dem Felsen, Manna, Wachteln, eine Wolke und Feuersäule mußte die Juden begleiten, die Mauern Jerichos wie ein Kartenhaus umfallen, Sonne und Mond stille stehen usw. usw. Bei den Prophetengeschichten wimmelt es dann aufs neue von Wundern, denn gerade die Prophetenschulen waren, wie Delitzsch erwähnt, die richtigen Brutstätten dieses jüdischen Aberglaubens. Auch in Rom galten die Juden daher als besondere Anhänger der „superstitio", und Horaz hat (Satiren I, 5, 100) dem Ausdruck gegeben mit dem wegwerfenden Spott: „Das glaube der Jude Apella!"

Weil nun aber diese Wundersucht sich bei den Juden so tief eingefressen hatte, so war sie auch schwer wieder auszurotten. Die Klage, die Jesu Joh. 4, 48 in den Mund gelegt wird, gibt wohl seine eigene Stellung dazu richtig wieder.

Auf dem Wege des Judenchristentums schlich sich aber die jüdische Wundersucht auch in die evangelische Berichterstattung hin-

ein. Selbst das Johannesevangelium muß durch besonders starke Wundererzählungen ihr seinen Tribut zollen.

In dieser Beziehung muß nun die kritische Sonde zunächst an die Krankenheilungen gelegt werden. Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß Jesus mancherlei Kranke wirklich geheilt hat. Er hatte offenbar die magnetische Kraft, wie sie auch heute noch hin und wieder bei begabten Wunderdoktoren aus dem Volke vorkommt. Er hatte außerdem neben einem besonders festen Willen auch einen besonders starken Glauben. Ja, nach Prof. Dr. Max Neuburger (Velhagen & Klasings Monatshefte, 7. Heft 1920 S. 81 ff.), der alle diese Heilungen vom ärztlichen Standpunkt aus sehr wohlwollend bespricht, möchte man sogar in einzelnen Fällen an eine gelegentliche Heilung in die Ferne hinein glauben (Luk. 7, 10). Indessen ist doch wohl die große Fülle der Heilungen und ihre zur Absolutheit gesteigerte Eigenschaft übertrieben worden. Man weiß ja auch zur Genüge, wie solche Vorkommnisse im Munde des Volkes anwachsen. In manchen Fällen gaben auch die Jünger Anlaß zu solchen Vergröberungen. Seelenstimmungen, die sie selbst oder auch Jesus erfahren hatten, setzten sich in der Phantasie der Berichterstattung zu äußeren Geschehnissen um (z. B. die Versuchung Jesu, die Verklärung Matth. 17, 1—8, die Taufe Jesu usw.). Bei dem Rest der Fälle, besonders bei den angeblichen Totenauferweckungen, war die treibende Kraft die Nachahmung von Vorbildern des Alten Testaments. Man muß also auch hier von Fall zu Fall untersuchen und die Wunder teils streichen, teils sie auf den zugrunde liegenden Vorgang zurückführen.

Das führt uns nun zur Frage nach der angeblichen Auferweckung des Heilandes selbst. Auch hier müssen wir im Sinne Jesu, der „die Wahrheit" ist, eine Streichung vornehmen und zwar gründlich und ganz.

Denn auch dieses Wunder fällt zweifellos unter die Rubrik der schon eben genannten Auferweckungen, die den Zeitgenossen als eine freilich nicht alltägliche, aber doch nicht allzu absonderliche Durchbrechung des Naturzusammenhangs vorkommen. In diesem Sinne sind solche Vorkommnisse in den Evangelien viel zahlreicher, als auf den ersten Blick erscheint. Als von Jesus vollbracht werden allein drei geschildert. Das Wort Matth. 11, 5 läßt aber noch schließen auf weitere. Ebenso ist es nach Matth. 14, 2 dem Herodes und seinem ganzen Hofe durchaus glaubhaft, daß Johannes der Täufer von den Toten erstanden ist. Nachher erweckt Petrus (Apostelgesch. 9, 36 ff.) die Tabea; und wie leicht solche Vorstellungen der Volksphantasie eingingen, zeigt gleichzeitig nicht nur die Vision

des Paulus (9, 1 ff.), sondern auch sein Wort, daß Jesus auf einmal 500 Brüdern erschienen sei (1. Kor. 15, 6). Ganz besonders bezeichnend ist die Angabe Matth. 27, 52: es seien bei dem Erdbeben in Anlaß der Kreuzigung Jesu sogar „viele" Leiber der Heiligen auferstanden, wobei die Sache geradezu ins Unsinnige verkehrt wird durch Hinzufügung der Worte „nach seiner Auferstehung" — (Wellhausen erklärt dies sehr geistreich durch den Zusatz eines späteren Abschreibers, der damit den Ausspruch des Paulus 1. Kor. 15, 20 habe retten wollen, daß Christus als „Erstling" auferstanden sei.)

Wir brauchen aber gar nicht einmal auf solche zweifellos in den Evangelien vorhandenen späteren Einschiebsel (vgl. auch Matth. 16, 18 f.) Bezug zu nehmen, sondern können uns erinnern an das, was wir auf S. 79 ff. über die sogen. retrofiktive Methode gehört haben. Nur daß wir hier nicht, wie bei der Geschichtsschreibung der jüdischen Propheten und Schriftgelehrten, den Begriff der absichtlichen Täuschung verwenden dürfen. Vielmehr müssen wir festhalten, daß die Jünger und ersten Christen infolge ihrer judenchristlichen Wunderstimmung an die Möglichkeit solcher Auferweckung wirklich geglaubt haben. Ihr Glaube war freilich zunächst vollkommen erloschen, so daß sie sofort nach der Kreuzigung nach Galiläa zurückflohen, aber allmählich kam er (freilich nicht plötzlich nach 2 Tagen) doch wieder, und als Niederschlag dieses Glaubens zusammen mit den Gerüchten, die ihn umschwirrten, entstanden dann die Auferstehungsgeschichten, die eine noch spätere Zeit endlich zu einem freilich in sich recht widerspruchsvollen Gesamtbilde zusammenstellte. Also liegen hier fromme Dichtungen der ersten Christenheit vor, keine absichtlichen Täuschungen.

Aber hat nicht Jesus selbst seine Auferstehung vorausgesagt? — Möglich ist gewiß, daß er neben bestimmter Ahnung seines gewaltsamen Todes (er kannte die Juden!), auch gleichzeitig die Gewißheit seines eignen Fortlebens und des Sieges für seine Sache vor den Jüngern betont haben mochte. Nur nicht in der allzu buchstäblichen Form, in der die Evangelisten solche Andeutungen wiedergeben. Vielleicht aber waren gerade bildliche Reden wie von dem Abbrechen des Tempels (Matth. 26, 61) oder dem Aufenthalt in des Walfisches Bauch (Matth. 12, 40) der Anlaß zu der späteren Überlieferung einer Auferstehung „nach drei Tagen".

Nun wird man vielleicht mir noch die Frage entgegenhalten: wo denn der irdische Leib Jesu geblieben sei? — Er ist verwest und verschwunden, gerade wie die Leichname anderer Verbrecher, nach denen kein Mensch bei den Juden fragte. Die erste Christengemeinde, die sofort in alle Winde sich zerstreute, hatte bei dem Auf-

kommen jener erwähnten Gerüchte von einem leibhaften Erscheinen des wieder lebendig gewordenen Jesus am wenigsten Anlaß, sich um seine Gebeine zu kümmern, um so weniger, als ja nach weiteren Gerüchten sein Leib bereits etwa 40 Tage nach seinem Tode im Himmel verschwunden war. Erst später entstanden dann, vornehmlich infolge der Polemik von seiten der jüdischen Gegner, die genauen „Beweise" für die Auferweckung Jesu in Form von angeblichen Zeugnissen von Engeln, Frauen und Jüngern, feierlicher Bestattung im Grabe des Joseph von Arimathia und Bewachung des Grabes durch die Wächter des Pilatus.

Was heute als „heiliges Grab" des Herrn in Jerusalem gezeigt wird, steht genau auf der Stufe der sonstigen mittelalterlichen „Reliquien".

Aber fällt dann nicht schließlich der hauptsächlichste Grund für den christlichen Glauben hin, den Paulus (1. Kor. 15, 14) mit den Worten bezeichnet: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist Euer Glaube eitel?" — Für Paulus war es gewiß so, denn er denkt ja noch ganz jüdisch in bezug auf diesen Punkt. Es kann einmal das jüdische Denken nach seinen diesseitigen und rein materialistischen Begriffen sich ein Fortleben nach dem Tode ohne einen körperlichen und irdischen Leib nicht vorstellen. Der deutlichste Beweis dafür ist die Geschichte Luk. 24, 39—42, wo der erweckte Christus „Fleisch und Bein" hat und sogar zum Beweise seiner Realität gebratenen Fisch und Honig (!) ißt. Selbst Johannes fällt obgleich er doch nach 20, 29: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben! über diesen unterchristlichen Standpunkt hinausgewachsen sein müßte. Ebenso nimmt Paulus einen Anlauf zu einer höheren Auffassung mit 1. Kor. 15, 50, bleibt aber mit seinem unzureichenden Bilde vom Weizenkorn (V. 37) doch schließlich in schiefen und grobsinnlichen Vorstellungen hängen. Er hat leider dadurch auch dazu beigetragen, die Anschauungen unsres Volkes in dem Sinne jüdisch zu beeinflussen, daß tatsächlich noch heute viele fromme Christen glauben: der Tote schlafe bis zum jüngsten Tage im Grabe und komme dann mit neuem Leibe hervor. Darum widerstrebten auch die Kirchenbehörden noch lange der Sitte der Feuerbestattung, und die kirchlichen Bestattungsformeln sind zum Teil noch immer auf diesen rückständigen Standpunkt eingestellt.

Aber wie kann dabei denn nun noch ein Osterglaube bzw. eine fröhliche Hoffnung auf ein ewiges Leben bestehen? — Sie sind sicherer als je zuvor, denn sie ruhen auf dem Worte Jesu Luk. 23, 46: „Vater, ich befehle meinen Geist in Deine Hände!" Wir

sollen nur den Mut haben, uns mit Jesus (Joh. 11, 25f.; 14, 2, 16, 33) und seinen Jüngern (1. Joh. 5, 4) rückhaltlos auf diesen Standpunkt des Geistes (Joh. 6, 63; 2. Kor. 3, 6) zu stellen. Da stehen wir sicherer als auf dem wackeligen Standpunkt eines „Glaubens auf Abbruch", von dessen Stützen die fortschreitende Wissenschaft uns eine nach der andern nimmt. Gerade hier ist das scheinbare minus in Wirklichkeit ein plus. (Vgl. auch Luc. 23, 43.)

Ein besonderer Vorteil ist obendrein dabei noch der, daß uns die fortwährende Behauptung von Drews über den Einfluß des orientalischen Mythus von einem sterbenden und auferstehenden Gott auf die Geschichte des Lebensausganges Jesu jetzt nur noch ein Lächeln erwecken kann.

Es bleibt dabei: Der Tod Jesu am Kreuze ist für den Christus „nach dem Fleisch" wie den Christus „nach dem Geist" der unerschütterlichste Grund.

4. Die Gestaltung des Glaubens und des Lebens.

Man kann den „Schlüssel zum Neuen Testament" auch so bezeichnen: Wenn Dir bei der Lesung des letzteren etwas unsympathisch ist, so prüfe jedesmal sorgfältig, ob es nicht spezifisch-jüdisch ist d. h. aus der jüdischen Idee stammt, die Jesus zeitlebens bekämpft hat, und wenn das der Fall ist, so laß es getrost beiseite und halte Dich an Deinen christlichen Glauben.

Von hier aus fällt das richtige Licht auch auf alle übrigen Schriften des Neuen Testaments außer den 3 ersten Evangelien. Denn letztere sind nach H. Weinel (Jesus im neunzehnten Jahrhundert, Tübingen 1903 S. 55) „gute und deutlich redende Quellen". Mit dem Johannesevangelium aber steht es anders. Es ist viel später entstanden; die historischen Angaben sind ungenau; trotzdem aber zeichnet es ein Bild von Jesus von so überwältigender Größe, daß es trefflich die mehr trockenen Berichte der anderen drei Evangelisten ergänzt. Es ist das Bild von Jesus, welches am meisten die deutsche Seele gepackt hat, weshalb denn auch Luther wie Schleiermacher das Johannesevangelium besonders geliebt haben. Auch Goethe hat das offenbar getan. Wenn er seinen „Faust" reden läßt von der „Offenbarung, die nirgends würdiger und schöner brennt als in dem Neuen Testament", so läßt er ihn gleichfalls nach dem Prolog des Johannesevangeliums greifen, um daran seine Übersetzungskunst zu versuchen. Und bezeichnend ist dabei, daß der Pudel Mephisto sofort anfängt zu knurren, zu heulen und aufzuschwellen (mit der Wahl des Alten Testaments wäre er gewiß hoch zufrieden

gewesen), bis denn Faust zuletzt mit dem Namen des Gekreuzigten ihn beschwört.

Die Apostelgeschichte, sonst voll von Mirakeln und zum Teil wenig zuverlässig, wird uns doch interessant als Quellenbuch, um daran die Stimmung bei den offenbar viel tiefer gehenden Kämpfen zwischen dem verbohrten Judenchristentum und dem weltoffenen Heidenchristentum zu studieren, als man gewöhnlich annimmt.

Derselbe Gegensatz spielt hinein in die Briefe des Paulus, von denen der an die Galater, Römer, Philemon und Philipper sowie die zwei an die Korinther und Thessalonicher unzweifelhaft echt sind. Von ihnen schrieb einmal der Dichter Konrad Ferd. Meyer: „Die paulinischen Briefe sind mir unendlich lieb, schon weil sie Geschichte sind, ganz fester Boden — —" (vgl. dessen Leben von A. Langmesser). Der Galaterbrief muß uns Germanen, als an ähnliche Stammesgenossen gerichtet, noch besonders lieb sein, wenngleich wir daraus lernen können, wie leicht gerade der gutmütige Michel von dem Judentum das „knechtische Joch" (5, 1) sich auferlegen läßt. Man hat Paulus eine Judaisierung des Evangeliums vorgeworfen, namentlich durch seine sehr theologische Lehre von der Rechtfertigung im Römerbrief. Gewiß hat er als ehemaliger Rabbiner sehr viel Jüdisches in seinem Denken und seiner Ausdrucksweise und hat leider die Forderung einer völligen Ausscheidung des Alten Testaments nicht in sein Denken aufgenommen. Aber im übrigen darf man ihm seine bahnbrechenden Erkenntnisse und sein tatkräftiges Wirken doch nicht vergessen. Er bleibt trotz schwächlicher Körperveranlagung das Musterbild eines Menschen, den die Kraft von oben vorwärtsreißt. Man soll ihn auch nicht als Vollblutjuden verdächtigen. Denn tatsächlich hat hier der Geist Jesu Christi die Rasse besiegt. (Nur an einer Stelle, Römer 11, könnte man sagen, daß der Jude bei ihm wieder wieder durchschlägt). Albrecht Dürer hat uns auf seiner berühmten Nürnberger Tafel das richtige Charakterbild von ihm gegeben: die Gestalt eines ungeheuren, vom Mantel verhüllten Ritters, der durchaus als Hauptfigur hervortritt, kampfbereit, den Knauf des riesigen Schwertes mit der Faust umspannend, und feurigen Auges dem Gegner ins Auge schauend. Man fühlt es: mit dem ist nicht zu spaßen. Diese Auffassung des Apostels ist nicht nur durchaus deutsch, sondern auch sinngemäß.

Von den übrigen Briefen, durch die man sich leicht hindurch findet, erfordert eine besondere Bemerkung nur der Brief an die „Hebräer". Er schildert Jesus ganz unter jüdischem Schema, nämlich dem eines Hohenpriesters, was zu dem ganzen Auftreten und der Gesinnung Jesu paßt wie die Faust aufs Auge und auch sicher

viel dazu beigetragen hat, dem späteren Aufkommen eines „Papsttums" die Wege zu bahnen. Für uns hat er auch nur zeitgeschichtliches Interesse als ein Beitrag zur Behandlung des Gegensatzes zwischen damaligem Juden- und wirklichem Christentum.

Äußerst unsympathisch berührt uns auf den ersten Blick das letzte Buch des Neuen Testaments, die sogen. Offenbarung Johannis. Die unmittelbare Anlehnung an jüdische Prophetenbücher, besonders Hesekiel und Daniel, die Zahlenspielerei und das Schwelgen in geheimnisvollen Andeutungen, endlich die Berührung mit der sonstigen, äußerst verbreiteten apokalyptischen Literatur der damaligen Zeit, macht es zu der beliebtesten Fundgrube für die Phantasien auch der heutigen Sekten und Schwärmer. Außerdem steckt in ihm eine gute Portion jüdischen Hasses gegen das mächtige Rom. Man wird hier daher neben dem allgemeinen christlichen Grundgedanken nur einzelne schöne Aussprüche und wertvolle Bilder sich heraussammeln können, darunter das von dem streitenden Erzengel Michael (12, 7), der zeitweise zu einer Lieblingsfigur des deutschen Volkes wurde, weil er mit dem alten germanischen Kriegsgott Tiu zusammenschmolz (so steht sein Bild auch noch auf dem Völkerschlachtdenkmal in Leipzig), bis er leider zur Spottfigur des „deutschen Michels" herabsank.

Was nun hiernach die Gestaltung des Glaubens betrifft, so ist vor allen Dingen die Vorstellung fernzuhalten, als ob jemals der christliche Glaube Ausdruck finden könne in der Form eines aus bestimmten Glaubenssätzen bestehenden, womöglich noch rechtlich verpflichtenden Bekenntnisses. Dem ist schon das herrliche Wort von Luther entgegenzuhalten: „Glaube ist ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neugebiert und machet aus uns ganz neue Menschen mit Herz, Mut, Sinn und Kräften." Jede Lehrformel, und sei sie auch noch so kurz, vor allem das sogen. apostolische Glaubensbekenntnis, das im vorigen Jahrhundert auch vielfach sogar in den evangelischen Gottesdienst nach dem Vorgang der preußischen Agende Friedrich Wilhelms III. überging, ist als mittelalterlicher Zwang von dem christlichen Glauben des Einzelnen wie auch dem Gemeindeleben fernzuhalten. Denn abgesehen davon, daß es mit einzelnen Ausdrücken wie der Geburt des Heilandes von einer Jungfrau, Himmelfahrt und Auferstehung des Fleisches sich vollkommen im Geleise jüdischer Anschauungen bewegt, versetzt uns dies erst etwa 500 Jahre nach Christi Geburt abgeschlossene Bekenntnis auf das Niveau einer naturwissenschaftlichen Erkenntnis, wo schon das ganze Weltbild uns höchst kindlich anmutet. Daher haben alle diese Bekenntnisse, einschließlich der zu oder nach der Zeit der Reformation entstandenen, mögen sie kurz oder lang sein,

für uns nur geschichtlichen bzw. antiquarischen Wert als Lehrschriften, um den damaligen Stand der Glaubensauffassungen kennen zu lernen. Außerdem haben sie sich als ein höchst verhängnisvolles Mittel erwiesen, um die Spaltungen in der gesamten Christenheit nicht nur herbeizuführen, sondern womöglich auch noch zu verewigen.

Ebenso ist jeder Katechismus als bindende Lehrform beiseite zu lassen. Er beruht auf demselben verunglückten Versuch, durch Einprägen von Lehrsätzen Glauben erzeugen zu wollen. Von dem ganzen kleinen Katechismus Luthers ist nur das dritte Hauptstück, aber selbstverständlich ohne „Erklärung", zu brauchen, und daher überflüssig, denn das Vaterunser haben wir schon so im Neuen Testament.

Alle künftigen Predigten, Seelsorgehandlungen, Lehrbücher, Gottesdienste und Unterrichtsstunden haben allein aus diesem zu schöpfen. Es gibt nur einen Weg, christlichen Glauben zu erzeugen, das ist die innerliche Berührung mit der Person des Heilandes, dessen Bild mit den von ihm ausgehenden Wirkungen daher möglichst anschaulich und lebensvoll, anregend und immer wieder in die Gegenwart hineingestellt, den Seelen nahezubringen ist.

Ebenso gibt es nur ein Bekenntnis in der Christenheit und für die übrige Menschheit: Ich glaube an Jesus Christus, — wie es auch im Anfang des Christentums war.

Denn dieser Christus deckt noch heute vollkommen wie einst unsere religiösen Bedürfnisse.

Schleiermacher ist auch darin so groß gewesen, daß er die Religion gefaßt hat als wesentlich eine Sache des Gefühls, des menschlichen Gemütes. Wir wollen von einer Religion vor allen Dingen erwärmt, innerlich angefaßt und vom Herzen aus für das Gute gewonnen werden. Auf diesen Boden stellt auch Jesus sich mit dem Worte: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Nicht ein ausgeklügeltes theologisches System, nicht Lehrsätze und Bekenntnisformeln bringen uns zu Gott, sondern es muß der Mensch wie ein unverdorbenes Kind sein Inneres dem Licht und der Wärme von oben auftun, dann spürt er etwas von Geheimnissen einer höheren Welt. Im Gemüt lebt ja der Gottesfunke selbst, der nur geweckt zu werden braucht, dann entsteht wie bei den Mystikern des Mittelalters das freudige Bewußtsein aller frommen Menschen, daß wir in Gott leben, weben und sind. Nicht glauben müssen, sondern glauben dürfen ist hier der einzige Weg, um zum inneren Wohlgefühl zu gelangen. Aber gerade da ist die Be-

rührung mit der Heilandsgestalt die wirksamste Form. Sie verkündet uns eine Frohbotschaft, die uns eine neue Aussicht eröffnet, sie weckt das Gute in uns, sie gibt uns Mut an die Liebe eines „himmlischen Vaters" zu glauben. Der helfende und tröstende, segnende und zuletzt still duldende Jesus, das Vorbild der Liebe und Güte, gewinnt uns unwillkürlich das Herz ab. Niemand, der innerlich die einzigartige Geschichte seines Opfertodes am Kreuze mit ihrer erschütternden Tragik erlebt hat, kann sich ihren tief eindringenden Wirkungen entziehen. Hier empfinden wir den richtenden, aber auch den rettenden Gott. Die christlichen Lieder sind voll von Jubel und Dank für diese höchste Leistung der Liebe, die darum von jeher auch in der Christenheit als der sicherste Grund aller Freudigkeit und Gewißheit empfunden ist.

Zum andern erscheint die Religion als eine Sache des Willens und des Gewissens, wie Kant es besonders betont hat. Hier kommen nun alle die starken Züge in dem Lebensbild Jesu in Betracht, die wir über den milden ja nicht vergessen dürfen. Der lichte, strahlende, freundliche Baldur muß nicht nur in Christus verkörpert sein, sondern auch der starke, schwerttragende Tiu. Thorwaldsen hat mit seinem bekannten Standbild, das den einladenden Heiland darstellt, uns mehr die sanfte Seite im Wesen Jesu verkörpert, aber es gibt auch ein Bild von Albrecht Dürer, das den Gekreuzigten nach Art eines Jupiterkopfes mit geradezu unermeßlicher Kraft und der Stärke heiliger Leidenschaft schildert. Und Michelangelo malt ihn beim Jüngsten Gericht in der Sixtinischen Kapelle sogar wie eine Art von Herkules. Hierhin also gehören alle die harten, scheinbar oft so übertriebenen Worte Jesu, mit denen er unser Gewissen aufrüttelt, uns herausreißt aus dem kleinlichen Getriebe des Alltags, aus Gewohnheit, Faulheit und Feigheit, indem er gleichsam Blitze und Schwerter in unsre Seele wirft. Vor allem aber ist es der große, vorwärtsstürmende Zug in der ganzen Wirksamkeit Jesu, der uns mitreißt und zu großen Taten und starkem Wollen anfeuert. So wird Jesus zum „Helden", zum „Feldherrn", von dem selbst der weiche Johann Scheffler zu dichten weiß, für uns Deutsche zum Sachsenherzog im „Heliand". „Frömmigkeit", so sagt Julius Bode in dem trefflichen Buch „Wodan und Jesus" (Sontra 1920 S. 32), das bedeutet nichts weiter als Tapferkeit, Tüchtigkeit und Frische und Mut zur Arbeit".

Wir Deutschen haben noch einen dritten großen Philosophen, der in dieser Beziehung wichtig ist, das ist Hegel, der die Religion endlich mehr für eine Sache des Denkens erklärt hat. Wir wollen

auch diesen Hinweis annehmen, aber doch nur in dem Sinne, daß wir die Forderung erheben, daß eine rechte Religion auch unsere intellektuellen Fähigkeiten anregen und befriedigen muß. Den Beweis hat das Christentum geliefert durch die hohe Kulturblüte des deutschen Geisteslebens namentlich vor 100 Jahren. Es ist damit schon zur Wahrheit geworden, was Otto Pfleiderer, einer unserer bedeutendsten wissenschaftlichen Theologen in seinen „Reden und Aufsätzen" (München 1909) ausgesprochen hat: „Wird der reinmenschliche und allgemeinmenschliche Kern des Christentums, die ideale Menschheitsreligion Jesu von der anfänglichen Form seiner sukzessiven nationalen Fleischwerdung losgelöst, so wird er um so inniger mit der germanischen Natur sich verbinden, und in ihrer vollen wechselseitigen Durchdringung wird ebensowohl der ideale sittlich-religiöse Geist des Christentums seine kraftvollste Verkörperung, wie die edle germanische Natur ihre höchste sittliche Vergeistigung erreichen" (S. 49).

Dabei ist nun aber, weil die Religion doch nicht ausschließlich Verstandessache, sondern ein inneres Leben ist, gerade wegen der unendlich einfachen Konzentration des christlichen Glaubens ausschließlich auf die Berührung der Seele mit der Person Jesu festzuhalten, daß in bezug auf bestimmte Glaubensvorstellungen uns keine Grenze gegeben ist, sondern jeder Christ das Recht hat, immer wieder aufs Neue die Wahrheit zu untersuchen und je nach Belieben die ihm richtig erscheinenden Glaubensvorstellungen anderer Religionen mit seinem Glauben zu verbinden.

Denn darin zeigt sich gerade die Überlegenheit, die Absolutheit des Christentums, daß es mit seinem Erkenntnisdrang nie zu Ende kommt, andrerseits aber auch immer wieder neue Vorstellungselemente in seinen eigenen Bestand einzugliedern vermag.

Es wäre schlimm, wenn dem nicht so wäre, denn selbst das exklusive Judentum hat sich veranlaßt gesehen, die ganze Teufels- und Engelswelt des Parsismus in seine Glaubenslehre aufzunehmen.

Also nehmen wir uns erst recht die Freiheit, unter Umständen auch die Lehre Jesu auf ihren Gedankengehalt hin zu untersuchen und eventuell in seinem Sinne zu erweitern, namentlich wo es um ursprünglich arische Vorstellungskomplexe sich handelt. Zwei Punkte seien hier besonders genannt.

Zunächst die Begriffe von „Himmel" und „Hölle". Seitdem mit Kopernikus das alte physikalische Weltbild gefallen ist, fassen wir diese Begriffe nicht mehr örtlich, sondern nach Art von Seelenzuständen auf. Jesus redet nun auch in diesem Sinne von einem Reiche des Lichtes und einem Reiche der Finsternis in der jen-

seitigen Welt. Wenn er aber weiter gelegentlich hinweist auf eine „äußerste" Finsternis, so könnte man daraus den Gedankenschluß ableiten auf eine unendliche Stufenfolge und Weiterentwickelung, sei es der seligen, sei es der unseligen Geister; ferner aber auch auf eine Art von Mittelzustand zwischen diesen beiden Reichen, der als Reich der „Dämmerung" zu bezeichnen wäre, und zwar für die vielen Menschen, die weder gut noch böse hienieden gewesen sind. Diese würden dann die Möglichkeit haben, auf dem Wege der Reue (Luk. 16, 23—28; Matth. 5, 26; Luk. 12, 59; Matth. 12, 32) in das Reich des Lichtes event. überzugehen. Nach 1. Kor. 15, 28 ergibt sich dann endlich sogar die Aussicht auf eine Rettung und Besserung selbst derer, die im Reiche der Finsternis sich befinden, vorausgesetzt, daß das Wort 1. Tim. 2, 4 auch auf diese geheimnisvollen Welten angewandt werden darf. Das sind Gedanken, die im 18. Jahrhundert bei Swedenborg, in neuester Zeit bei dem Schriftsteller F. H. Kessemeier („Fortsetzung des Lebens nach dem Tode", Hamburg 1919), endlich auch bei Artur Dinter (Die Sünde wider den Geist 1921) in beachtenswerter Weise wieder aufgenommen worden sind.

Sodann muß im Zusammenhang hiermit auch die Möglichkeit offengehalten werden, daß die uralte indische Lehre von der Seelenwanderung auch auf christlichem Boden ihre Berechtigung findet. Merkwürdig: Lessing, Kant, Goethe, Schopenhauer und viele andere deutsche Denker haben ihr zugeneigt. Die heutige Theosophie würde nicht so viele Anhänger haben, wenn sie nicht nach dieser Seite hin das Christentum ergänzte. Die Wahrheit ist die, daß unser menschliches Leben in seiner oft so unvollkommenen Ausgestaltung viel zu kurz ist, um über unser jenseitiges Leben entscheiden zu können. Dabei rede ich nicht dem sog. „Karma" das Wort, wohl aber den Veranstaltungen einer liebevollen göttlichen Fürsorge, wonach die unselig Verstorbenen zwangsweise in dies irdische Leben zurückkehren müssen, und zwar so lange wiederholt, bis sie gebessert in das Reich des Lichtes oder wenigstens der Dämmerung übergehen können. Auf diese Weise könnten wir dann auch die „Teufel in Menschengestalt" erklären, von denen wir in jüngster Zeit besonders so manche Beispiele gesehen haben, aber auch den ganzen Klüngel der für das Böse arbeitenden Menschen, darunter die „Gardetruppe des Satans" (Max Bewer), von der seit drei Jahrtausenden immer nur Verderben auf die Menschheit gekommen ist. — Andrerseits wäre es dann aber auch denkbar, daß von diesem Reiche des Lichtes eine freiwillige Rückkehr einzelner seliger Geister stattfände, um das Gute zu fördern. Auf diese Weise würde der alte indogermanisch-persische Gedanke sich verwirklichen von

einem Weltprozeß als dem Ergebnis eines Kampfes zwischen reinen und unreinen Geistern. — Zugleich aber öffnet sich damit auch ein Ausblick zu einer eventuellen Vorweltlichkeit des Heilandes (Joh. 8, 58), wenn man sich nämlich vorstellt, daß in dem Stufenaufstieg seliger Geister Er der am meisten fortgeschrittene und dem Herzen Gottes am nächsten stehende war, aber nun aus Liebe sich entschloß, in das Meer des irdischen Elends zu tauchen und darin äußerlich unterzugehen, um seine menschlichen Brüder zu retten.

Mancher wird über solche Gedanken vielleicht lächeln. Daß sie gerade heute aufs Neue sich aufdrängen, beweisen neuere Versuche wie der „Klarismus" (Elisar von Kupfer) und das höchst merkwürdige und gedankenreiche System des Berliner Denkers Gustav Müller, sowie auch das von Artur Dinter.

Jedenfalls aber ist über die Gestaltung des Lebens zu sagen, daß sie gerade an der Hand des christlichen Glaubens mehr als je auf den Kampf und das Fortschreiten eingestellt werden muß.

Es ist ein schönes Wort von Wilhelm von Polenz: „Die besten Deutschen sind immer Faust-Naturen gewesen. Die Innenwelt gestalten, eine einmal erkannte Wahrheit mit Eigensinn, oft zum eigenen Schaden durchsetzen, auf daß das Gewissen befriedigt werde, jede Sache um ihrer selbst willen, nicht um des Erfolges willen tun, sich niemals an dem Erreichten genügen lassen, zeitlebens das Ideal höher und höher stecken, der eigenen Person kritisch gegenüberstehen, mit der Außenwelt in Hader leben, dabei heiß nach innerem Frieden suchen, sich sein eigener Himmel und seine eigene Hölle sein, nichts mehr fürchten als den Abfall von sich selbst, — das heißt deutsch sein" (Das Land der Zukunft, 4. Aufl. Berlin. S. 404).

Und die beste Erläuterung zu diesen Worten ist ja Goethes Faust selbst, der in immer neuem Erkenntnisdrange rastlos vorwärts strebt und noch kurz vor seinem Ende in der eifrigsten Arbeit und dem Trachten nach großen Zielen sich ergeht.

Solch eine rastlose Hingabe ist aber nur möglich, wenn aus dem Menschen ein Charakter, eine volle Persönlichkeit geworden ist; und wo gäbe es jemand, der dazu uns mehr heranbilden könnte, als der kämpfende und sich opfernde Christus, diese Persönlichkeit aller Persönlichkeiten, gegen den alle sonstigen Gestalten in den Evangelien zurücktreten und von dem aus sie erst ihre Beleuchtung erhalten.

Und wie Er selbst voll von tapferer Lebensbejahung war, weit entfernt von der weichlichen Elendsstimmung eines weltflüchtigen Buddha, so hat auch der Mensch das Leben hinzunehmen, wie es

ist, und auch bei allen Schwierigkeiten und Schicksalsschlägen immer wieder zu festem Gottvertrauen sich durchzuringen. Das ist „der gute Kampf des Glaubens", von dem auch das Wort 1. Tim. 6, 10 redet, und dessen tiefster Sinn wie bei Jesus das Opfer, die freudige Selbsthingabe und Verleugnung der niederen Triebe ist.

Julius Bode weist (Wodan und Jesus S. 26) hin auf die herrliche Geschichte von „Jesus im Sturm" (Matth. 8, 23—27). „So oft in seinem Leben der Dämon des Windes sich erhebt — man muß solch ein Bild bildlich fassen — trat er auf mit wenig Worten, aber fest, zielsicher, ganz Energie. Und siehe da, — vor dieser Entschlossenheit und Geschlossenheit der Persönlichkeit müssen selbst die unruhigen Wogen des Meeres, müssen selbst die Stürme sich legen. Nur nicht in solchen Zeiten sagen: ich nehme alles hin. Wer immer nachgibt, wer scheu und schüchtern sich in der Ecke herumdrückt, der hat keinen Glauben, mit dem er Berge versetzen könnte. — Da muß man feststehen und fühlen: ich bin und bleibe in Gottes Hand, und das Gute siegt, wenn ich will, daß es siegt, und sollte der Sieg mein Leben kosten. Ich will ja nicht mein Leben, ich will den Sieg des Guten in mir und durch mich. Jesus sagt nicht: Ihr müßt besondere Wunderkraft haben; er sagt nicht: Ihr müßt einen besonderen Geist haben, Ihr habt ihn nicht, Ich habe ihn, darum müßt Ihr Euch zerstoßen lassen, Ich nicht. Nein, Er sagt: Ihr seid ja Feiglinge, Ihr habt keinen Glauben. Und Er selber gibt damit von sich das Zeugnis: Glaube ist Tapferkeit, ist der Wille zum Sieg."

Das soll die christliche Kirche vor allem predigen, und das ist gerade das, was auch unser deutsches Volk besonders braucht.

Jedenfalls glaube ich mit den Ausführungen dieses Buches den Beweis gegeben zu haben, daß das Christentum wie allen unseren religiösen Bedürfnissen, so auch allen Anforderungen eines neuzeitlichen Strebens und Denkens genügt.

Und das wird auch in Zukunft so bleiben. Denn diese einzigartige Religion kann auch die Wahrheitsmomente aller anderen Religionen in sich aufnehmen, ohne ihr eigenes Wesen zu verändern, vorausgesetzt, daß nur Jesus der Mittelpunkt und die Grundlage bleibt.

Somit ist es auch jedem Feinde gewachsen, nur nicht dem — der Selbstverfälschung.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

1. **Gottes Gedanken in unserer Geschichte** verkörpert in der Gedächtniskirche bei Idstedt. 1903. (Vergriffen.)

2. **Anticlericus.** Eine Laientheologie auf geschichtlicher Grundlage. (Die christliche Religion, dargestellt nach ihrem ursprünglichen evangelischen Prinzip ohne jüdische und klerikale Trübungen.) 1907. (618 S.) (Vergriffen.)

3. **Wie haben wir als evangelische Christen heutigen Tages die Schrift zu gebrauchen?** Predigt über die Epistel des 13. Sonntages n. Trin. am 25. August 1907 in der St. Johanniskirche zu Flensburg. Preis 25 Pfg. (Verlag von G. Soltau in Flensburg.)

4. **Anticlericus.** („Wie ich zur Erkenntnis kam von dem Unwert des sog. Alten Testaments für die reine christliche Auffassung".) Vortrag am 2. März 1909 zu „Sanssouci" in Flensburg. (32 S.) Preis 50 Pfennig. (Verlag von G. Soltau in Flensburg.)

5. **Kämpfe den guten Kampf des Glaubens!** Predigt bei dem Appell der schleswig-holsteinischen Kampfgenossen am 25. Juli 1910 in der Kirche zu Idstedt. (Vergriffen.)

6. **Lütke Naaman.** Dramatisches Zeitbild aus Flensburgs alten Tagen. Preis 50 Pfennig. (Verlag von G. Soltau in Flensburg 1912.)

7. **Gott hat unser deutsches Volk groß gemacht. Ihm die Ehre!** Predigt über 1. Cor. 1, 27—31 in der St. Nikolaikirche zu Flensburg am 10. März 1913 bei Gelegenheit der gemeinsamen Feier der Erhebung von 1813. Preis 20 Pfg. (Verlag von G. Soltau in Flensburg.)

8. **Sonntagsgedanken.** (31 religiöse Wochenbetrachtungen, wegen welcher der Zusammenstoß mit der Kirchenbehörde erfolgte, veröffentlicht in der genannten Zeitung. Preis 40 Pfennig. (Verlag der Flensb. Nordd. Zeitung 1913.)

9. **Offenes Wort an das Königliche Konsistorium in Kiel.** (11 S.). Preis 10 Pfg. (Verlag der Flensb. Nordd. Zeitung 1913.)

10. **Deutschtum und Christentum.** Vortrag, geh. am 14. November 1913 im Curio-Haus zu Hamburg. (23 S.) Preis 40 Pfennig. (Selbstverlag der Deutschbund-Gemeinde Hamburg-Altona, Paul Staender, Neuerwall 19/23.)

11. **Die Macht der Ideen in der Welt.** Vortrag am 20. September 1914 im Stadttheater zu Flensburg (mit drei anderen Vorträgen und fünf Gedichten von Liliencron u. a.), herausgegeben als „Deutsche Abende". (61 S.) Preis 1 Mark. (Verlag von O. Hollesen in Flensburg.)

12. **Der alte Drache.** Die (falsche, orientalisch-englische) Idee des Weltreiches, beleuchtet durch die Tatsachen der Gegenwart. 1916. (Vergriffen.)

Von demselben Verfasser sind erschienen:

13. **Deutscher Religionsunterricht nach dem Kriege.** Sonderabdruck aus den „Bayreuther Blättern" von Hans von Wolzogen 4—6 Stück 1916. (Vergriffen.)

14. **Was uns geschehen würde, wenn England siegte** (dargestellt nach Pokornys Geschichte von „Irland"). 1917. (1. u. 2. Aufl. vergriffen.)

15. **Claus Harms und seine Thesen nach 100 Jahren.** Zum Reformationsjubiläum. (Mängel in der Auffassung des sonst so trefflichen schlesw.-holst. „Kirchenvaters", zurückgeführt auf alttestamentalische Trübungen seines Christentums), mit den Thesen von Harms im Anhang. (56 S.). Preis 75 Pfennig. (Verlag von H. Timm in Lunden i. Nord-Dithm. 1917.)

16. **Heinrich Harries** (der Flensburger Dichter des Liedes „Heil Dir im Siegerkranz"). Ein vaterländisches Schauspiel. Mit einem Bildnis von Harries sowie Literaturnachweis und geschichtlichen Bemerkungen im Anhang. (172 S.) Preis 3 Mark. (Leipzig 1917, Xenien-Verlag.)

17. **Deutschchristentum** auf rein evangelischer Grundlage. 95 Leitsätze zum Reformationsfest 1917, herausgegeben in Gemeinschaft mit Prof. Adolf Bartels in Weimar, Kirchenrat D. Dr. Katzer in Oberlößnitz und Hans Paul Freiherrn von Wolzogen in Bayreuth. (34 S.) Preis 80 Pfennig. (Verlag von Theodor Weicher, Leipzig 1917.)

18. **Deutsch-religiöse Strömungen.** Ueberſicht über die gegenwärtigen Versuche, das Judentum aus dem deutschen Christentum auszuscheiden. 1918. (Vergriffen.)

19. **Wie finden wir uns ab mit dem Ausgang des Krieges?** (30 S.) Preis 50 Pfennig. (Verlag der Flensb. Nordd. Zeitung 1918.)

20. **Zur religiösen Erneuerung des deutschen Volkes.** (20 S.) Preis 80 Pfg. (Deutschvölkische Verlagsanstalt Hamburg 1, Ferdinandstraße 5.) 1920.

21. **Weckruf an die evangelischen Geistlichen in Deutschland.** (20 S.) Preis 80 Pfg. (Deutschvölkische Verlagsanstalt Hamburg 1, Ferdinandstraße 5.) 1920.

22. **Gegen die sog. „ernsten Bibelforscher" und sonstige englische Sekten.** Leitsätze, zugleich ein Schlüssel zum Neuen Testament. Preis 50 Pfg., in Partien billiger. (Verlag des Bünder General-Anzeigers in Bünde i. Westphalen.) 1921.

23. **Heil, Freiheit und Wahrheit.** Drei deutschvölkische Predigten, gehalten in Weimar, Elberfeld und Hannover. (24 S.) Preis Mk. 1.50. (D.-S.-Verlag in Duisburg, Taubenstr. 24, 1921.)

Aus der Schriftenreihe: „Deutschlands führende Männer und das Judentum" sind erschienen:

Band I: **Schopenhauer und die Juden.**

Von Maria Groener. Preis Mk. 3.—.

„Auch hier ist die bezeichnende Tatsache festzustellen, daß der Philosoph Schopenhauer, ebenso, wie alle übrigen Männer arischer Kultur, sich den Hebräern gegenüber ablehnend verhielt." (Mecklenburger Nachr., Schwerin).

„Die Verfasserin führt uns mit sicherer Hand zu den bei Schopenhauer sich zerstreut findenden, nichts destoweniger klaren Quellen arischer Kraft, die uns mit frischem Mut stärken in der Abwehr alles Jüdischen in unserm Geistesleben. (Rote Erde, Dortmund.)

Band II: **Richard Wagner und die Juden.**

Von Dr. Karl Grunsky. Preis Mk. 4.50.

„Wagners Kampf gegen das Judentum und seine unerbittliche Fortsetzung durch unser Geschlecht erweist sich und wird sich immer dringender als eine der wichtigsten nationalen Aufgaben erweisen."
(Deutscher Bücherbote, Frankfurt a. M.).

„Recht viele noch Unwissende sollten hier das Doppelbild erblicken: Wagner und Judentum. Mit dem Leiden seines Lebens und mit dem Lichte seiner Erkenntnis leuchtet der große deutsche Mann in die umgebende feindliche Fremdwelt hinein. — Ein notwendiges Buch! (Bayreuther Blätter.)

Band III: **Goethe und die Juden.**

Von Dr. Max Maurenbrecher. Preis Mk. 7.—.

„Besonders anzuerkennen ist des Verfassers vornehmer und sachlicher Ton, der lebhaft absticht von dem frechen und unverschämten Geschimpfe, mit dem neuerdings gewisse jüdische Literaten (vgl. Alfred Kerr) über alles herfallen, was sie im Verdacht des ‚Antisemitismus' haben."
(Schlesische Zeitung, Breslau.)

Band IV: **Luther und die Juden.**

Von Dr. Alfred Falb. Preis Mk. 6.—.

„Alle die sich zur Lehre des großen Reformators bekennen, sollen diese Schrift lesen." (Weinböhlaer Zeitung).

„Auch Luther, wie die große Zahl großer deutscher Männer hat die Judenfrage aufs tiefste bewegt und seine späteren Schriften, besonders „Von den Jüden und ihren Lügen" sind eine wohlbegründete Ablehnung der wuchernden und zersetzenden Hebräer. Hören wir, welchen Weg zur Befreiung er uns weist." (Deutsche Tageszeitung, Wien).

Deutscher Volksverlag, Dr. Ernst Boepple, München

Adelheidstraße 36.


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 061974801